Der Zug des Tapirs

Eine Geschichte aus Amazonien, vom Fußball und von Hängematten

Leonardo Poggi

Miki Fossati

Laura Molina

Aus dem Italienischen übersetzt mit Claude (Anthropic) und Kimi (Moonshot AI)

Originaltitel: *La mossa del tapiro*

Italienische Erstausgabe: November 2014

ISBN der italienischen Ausgabe: 978-88-909172-6-4

Umschlagfoto: Paul B. Jones (Ottawa, Kanada), https://www.flickr.com/photos/paulbjones/

Copyright © 2014, Leonardo Poggi, Varazze; Miki Fossati, Whitstable; Laura Maria Bosi, Calco

Dies ist ein fiktionales Werk. Namen, Figuren, Orte und Ereignisse entspringen der Fantasie der Autoren oder werden fiktiv verwendet. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Ereignissen oder Orten oder mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig.

für alle Unkontaktierten

zero

Diese Geschichte geht nicht gut aus, ich weiß es.

Von wegen Natur, von wegen Harmonie von Mensch und Kosmos, von wegen die ursprünglichen Rhythmen wiederfinden, ich krepiere hier in diesem Scheißwald, ich krepiere hier und keiner wird je erfahren, wo ich geblieben bin, von wegen Natur, ich krepiere hier vor Hunger und Durst, wie lange braucht man zum Sterben, an Durst stirbt man zuerst, das weiß man, aber ich habe noch zwei Finger breit Wasser, aber die Spinnen, daran hatte ich nicht gedacht, als ich an die Natur dachte, wäre es wenigstens ein Jaguar gewesen – o Gott, ob es hier Jaguare gibt – lieber ein Jaguar, aber nicht die Spinnen, ich will nicht von Spinnen gefressen sterben, dann lieber eine Schlange, so eine wie die, von denen meine Großmutter erzählte, dass du nicht mal mehr Zeit hast, den Namen Jesuschristus zu Ende zu sagen, und schon bist du tot, lieber das als die Spinnen.

Er sah sich um, im dichten Gras, ob nicht vielleicht die Schlange schon lauerte. Seine Gedanken wurden wirr, der Hunger, die Müdigkeit, der Durst. Er nahm den Kopf in die Hände, die Ellbogen auf den Knien, vielleicht war es besser, sich hier einfach sterben zu lassen, was hätte er sonst tun sollen.

Kapitel 1

1.0

Es kommt darauf an.

„Das ist eine Frage von… bevor man urteilt, muss man den Fehler von…“, sagte Antônio.

„Perspektive“, schlug Eduardo vor, der Co-Trainer.

„Ja, das. Und aus unserer Perspektive steht unsere Mauer wirklich miserabel. Aber worauf es ankommt, ist die Perspektive des Torwarts.“

„Meinst du? Ich glaube, die Mauer steht tatsächlich miserabel.“

Aber Antônio hörte ihm schon nicht mehr zu. Der Flachschuss des Mittelstürmers war an der Mauer vorbeigegangen, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, und schien ins untere Eck links vom Torwart zu gehen. Der Torwart aber, dessen Stärke nicht das Aufstellen der Mauer war, war ein geschmeidiger Flieger und hatte sich mit dem richtigen Timing gestreckt. In diesem Augenblick, den Antônio festgehalten und in Gedanken fotografiert hatte, sah es aus seiner Perspektive so aus, als würde er den Ball mit den Fingerspitzen noch abfälschen. Aus der Perspektive des Mittelstürmers, der ungeduldig auf und ab hüpfte und sich den Jubel verkniff, sah es wahrscheinlich so aus, als würde der Ball im Netz landen. Und aus der Perspektive der Tribünen mochte es so ausgesehen haben, als ginge der Schuss direkt an den Pfosten oder daneben.

Es kommt darauf an.

Und dann landet der Ball irgendwann daneben oder am Pfosten oder auf den Fingern des Torwarts oder im Netz, und dann kommt es nicht mehr darauf an.

1.1 Radio

„Hallo, Antônio!“, begrüßte ihn João, der Hausmeister des Senders. „Wie ist das Spiel gelaufen?“

„Kommt darauf an“, antwortete Antônio Carlos Rocha de Almeida, den alle einfach nur Antônio nannten, ohne auch nur zu merken, wie sehr diese vollkommen vorhersehbare Antwort João sofort ein Lächeln entlockte.

„Wenn du mich nach dem Ergebnis fragst, du arbeitest beim Radio, also weißt du das Ergebnis besser als ich. Also fragst du mich nicht nach dem Ergebnis, und dann sage ich dir, dass das Spiel gut gelaufen ist: die Schemata haben Früchte getragen, du hättest die Gesichter der Jungs sehen sollen, als sie merkten, dass der aggressive Tintenfisch ein ums andere Mal funktionierte. Andererseits brauchen die Abwehrschemata noch viel Arbeit. Es kommt eben darauf an, von welcher Seite man draufschaut.“

Wie immer bestand Antônios erste Handlung, sobald er den Sender betrat, mit den üblichen fünfundzwanzig Minuten Vorsprung vor Sendebeginn, darin, den Computer einzuschalten. Wie immer war der Computer ausgeschaltet. Und er war langsam. Von dem Moment, in dem man den Einschaltknopf drückte, bis zu dem, in dem man ihn benutzen konnte, verging eine Ewigkeit. Wie immer verbrachte Antônio diese Ewigkeit mit einem Gedanken: *der ausgeschaltete Computer ist die perfekte Metapher für eure Neugier auf die Welt.* Es war ein kurzer Gedanke, den Antônio schon Hunderte Male formuliert hatte. Und doch dachte er in der endlos langen Zeit vom Einschalten bis zur Benutzbarkeit an nichts anderes. Nicht zwanghaft wie „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen“ in *Shining*. Und auch nicht mit jedes Mal anderen Umschreibungen. Nein, er drückte den Knopf, starrte auf den Bildschirm und dachte ein einziges, sehr langsames Mal: *der ausgeschaltete Computer ist die perfekte Metapher für eure Neugier auf die Welt.*

Das Einzige, was sich änderte, war die Musik, die dieses Warten begleitete, Musik, die Antônio nur zerstreut wahrnahm, mit einem halben Ohr, und die jedes Mal eine andere war, weil Isabel, die Moderatorin der Sendung vor seiner, mit sich selbst gewettet hatte, nie zweimal dasselbe Stück zu spielen. Nie.

„Und wenn es dir gefällt? Warum hörst du es dir nicht noch einmal an?“, hatte Antônio sie einmal gefragt.

„Ich hole es mir aus der Erinnerung und höre es mit den Ohren des Geistes“, hatte sie geantwortet.

Dann sprang der Computer an, und Antônio konnte die Internetverbindung aufbauen. Auch da hieß es warten, aber das Quaken des Modems machte das Warten angenehmer: es war das Kreischen der Welt, die auf ihn zukam, mit all ihren Informationen. Antônio begann seine übliche Weltreise: La Nación, Público, CNN, BBC, El Mundo, Repubblica, Le Monde. Er hatte ein Sprachtalent: Englisch und Spanisch hatte er in der Schule gelernt, und wenn man Englisch, Spanisch und Portugiesisch sprach, war auch Französisch und Italienisch lesen machbar; es tat ihm allerdings leid, nie eine exotische Sprache wie Arabisch oder Chinesisch gelernt zu haben, denn ihm war klar, dass sein Weltbild so, wie weit es auch reichte, doch begrenzt blieb. Der Computer lud die Seiten langsam, aber das störte Antônio nicht: sobald die Nachrichten auf dem Bildschirm erschienen, fing er an zu lesen und sich Notizen in sein Notizbuch zu machen.

Auch an jenem Tag legte ihm Isabel wie immer nach zwanzig Minuten eine Hand auf die Schulter, sagte „Du bist dran“ und ließ ihn allein vor dem Mikrofon zurück, während das x-te Lied lief, das Isabel zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben gespielt hatte.

Während er ihr nachsah, dachte Antônio, dass diese Sache, jedes Mal ein anderes Lied zu spielen, ein Zeichen großer intellektueller Neugier sein müsse (*wo sie die Anregungen wohl hernimmt, allerdings: der Computer ist immer ausgeschaltet*). Und in gewisser Weise war auch das ständige Wechseln ein festes Schema, und Antônio mochte Schemata.

Er setzte sich in den olivgrünen Sessel, stellte das Mikrofon ein, warf einen letzten Blick auf seine Notizen, wartete, bis die Töne von *Smooth* von Santana und Rob Thomas verklungen waren, und legte los mit seiner glokalen Nachrichtenschau.

„Guten Tag, allerseits. Wir beginnen unsere heutige Presseschau, dritter November 1999, mit einer Nachricht, die die Freunde der Bar Rainha da Inglaterra in der Avenida General Gurjão interessieren dürfte: es sind nur noch wenige Tage bis zu dem Referendum, mit dem die Australier entscheiden, ob sie unter der Herrschaft Elisabeths II. bleiben wollen oder nicht. Aus dem Bauch heraus kommt mir das verrückt vor, was meint ihr? Klar, dass sie sie mit Fußtritten davonjagen, was hat die Königin von England mit Australien zu tun? Aber dann denke ich, dass die Welt Regeln und Gewissheiten braucht und dass einem manchmal auch die absurdeste Regel mehr Trost gibt als das Fehlen jeder Gewissheit, und dann denke ich, dass die Australier vielleicht, wer weiß, ihre Königin behalten werden. Was meint ihr?“

Seine Stimme war warm und einschmeichelnd, das war sie schon gewesen, als er noch ein Junge war, und nach der ersten pubertären Scham war er auf diese Stimme immer sehr stolz gewesen. In diesen drei Jahren Arbeit beim Radio hatte er dann Timbre und Stil vervollkommnet, und mittlerweile flößten diese Schwingungen in den tiefen Lagen allen Zuhörern sofort ein Wohlgefühl ein.

„Die Bewohner der Rua Noruega dagegen wird es freuen zu hören, dass in diesen Tagen in Oslo, der Hauptstadt Norwegens, das Treffen zwischen israelischen und palästinensischen Führern stattgefunden hat, mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Clinton, als Zeremonienmeister. Clinton hat anschließend auch den neuen russischen Ministerpräsidenten getroffen, einen gewissen Wladimir Putin. Was meint ihr, wird es diesmal klappen? Friede und Liebe für alle? Ich weiß nicht, ich sehe das Foto von Barak und Arafat, die sich die Hand geben, und das Einzige, was mir dazu einfällt, ist, dass zwei dieser drei Herren dasselbe Foto vor ein paar Jahren schon einmal gemacht haben und sich nichts geändert hat. Aber die Leute in der Rua Noruega denken positiv, das weiß ich, und deshalb hoffen wir weiter.“

Er machte eine Pause und lächelte. Seines Humors war er sich nie ganz sicher, aber das war ihm ein guter Witz vorgekommen, *bravo, Antônio*. Ein Mausklick, eine Seite, die sich wie immer sehr langsam aufbaute, und…

„Und jetzt leider eine Nachricht, die die Bewohner des Flughafenviertels und uns alle unmittelbar betrifft: Die Suche nach möglichen Überlebenden des EgyptAir-Fluges 990, der gestern vor Nantucket, Massachusetts, verunglückt ist, wurde eingestellt. Flugzeugkatastrophen treffen unsere Vorstellungskraft immer hart, und ebenso das Bild, das wir uns von uns selbst gemacht haben: als Beherrscher der Natur durch die Wissenschaft. Und sie treffen eine Stadt wie die unsere noch härter, die auf dem Landweg fast völlig abgeschnitten ist und die Flugzeuge so dringend braucht, um mit dem Rest des Landes verbunden zu bleiben. Unsere Gedanken sind bei den Angehörigen der Opfer.“

Die Stille, die folgte, war ausnahmsweise der natürliche Abschluss dessen, was er gerade gesagt hatte, und nicht jene sonderbare Pause, die sonst anzeigte, dass Antônio irgendein Selbstgespräch im Inneren seines Kopfes fortsetzte.

„Wie dem auch sei“, nahm Antônio wieder auf. Das Timbre seiner Stimme war um eine Oktave gesunken, was sie noch anziehender machte. „Das Leben besteht aus Höhen und Tiefen. Manchmal sind die Tiefen sehr tief, und manchmal hilft uns schöne Musik wieder herauf. Und wenn die Musik schön ist, kann man sie auch zweimal hintereinander hören, liebe Isabel, dann prägt sie sich vielleicht besser ein. Für dich und für alle Bewohner der Nachbarstadt Santana: *Smooth*.“

Die Töne von *Smooth* verklangen, und Antônio gab die Anrufe frei. Genauer gesagt: den Anruf. Ja, denn in seinem Leben waren manche Schemata weniger gewollt als andere: manche schienen einen universellen Sinn zu haben, bei anderen fragte man sich „Aber warum?“. Und der erste Anruf der Sendung war immer der von Teresa.

„Antônio, was für schöne Worte. So traurig, aber so bewegend. Und was für eine perfekte Musikauswahl, lass dir das gesagt sein.“

„Eigentlich hat dieses Stück Isab…“

„Das war eine ganz hervorragende Wahl, wirklich, ich hätte fast angefangen zu weinen. Ich rufe aber gar nicht wegen der Traurigkeit an, sondern wegen der Freude. Also, du weißt ja, ich weiß nichts, und die Dinge der Welt bringst du uns bei, mit deiner schönen Stimme, aber trotzdem wollte ich sagen, dass Norwegen und Palästina, die endlich Frieden schließen, eine wunderschöne Nachricht ist, die uns so viel Trost und Hoffnung gibt, danke, dass du sie uns erzählt hast. Die Sache mit der Königin von Australien habe ich dagegen nicht ganz verstanden, ich habe nicht verstanden, wie ein Volk zu einem König sagen kann ‚wir wollen dich nicht mehr‘, aber es kommt mir trotzdem wie eine schöne Sache vor. Tschüss, Antônio, einen schönen Abend noch.“

Von wegen, dachte Antônio.

„Danke, Teresa, dir auch einen schönen Abend.“

1.2 Schule

In Macapá gibt es für jede Gelegenheit eine Bar. Es gibt eine Bar für den Durst, es gibt eine Bar für die Einsamkeit, es gibt eine Bar für den Fall, dass man sich prügeln will. Es gibt Bars, die sich Mühe geben, elegant zu sein, und es gibt verrufene Bars. Und dann gab es die Bar unter Antônios Wohnung, mit einem Fernseher in der Ecke, der immer irgendein Sportereignis übertrug, ob live oder in der Aufzeichnung.

Antônio ging dorthin nicht, weil er gern trank, und auch nicht, weil ihm Louis, der Wirt, besonders zusagte, ein schwitzender Riese mit der lästigen Angewohnheit, seine halb gerauchten Mentholzigaretten auf der angeschlagenen Kante des Tresens liegen zu lassen, wo sie in bläulichen Rauchspiralen verglommen. Und auch die *Caipirinhas*, die Louis mit reichlich Eis und Zucker zubereitete, um an *Cachaça* und Limetten zu sparen, begeisterten ihn nicht. Er ging einfach oft hin, weil er die Spiele gern in Gesellschaft sah und die Gelegenheit nutzte, den Gästen seine Theorien darzulegen.

An jenem Abend wiederholte ein lokaler Sender ein Volleyballspiel. Und was für eines! Das World-League-Finale zwischen Italien und Kuba von vor ein paar Monaten. Antônio setzte sich an den Tresen und bestellte ein Bier, das wenigstens nicht verwässert war.

„Also. Sehen Sie die Bewegung, die dieser Spieler gerade gemacht hat, als er sich mit dem anderen gekreuzt hat?“, sagte Antônio zu dem Unbekannten zu seiner Rechten, aber vor allem zu sich selbst. „Glauben Sie, das ist Zufall? Im Volleyball ist nichts Zufall. Sie werden mich fragen: Aber wie können die in einer Millisekunde alles entschieden haben? Und ich antworte Ihnen, dass sie überhaupt nichts entschieden haben, so wie man auch nicht entscheidet, sich auf den Boden zu werfen, wenn man Pistolenschüsse hört. Peng! Auf den Boden. Das ist Instinkt.“

Volleyball war immer eine große Liebe Antônios gewesen, die italienische Nationalmannschaft im Besonderen. Größer als der Durchschnitt und körperlich begabt, hatte er seine Jugend damit verbracht, zwischen dem Netz in der Feldmitte und dem in den Toren zu wechseln. Aber Volleyball ist ein grausamer Sport: Man muss wirklich groß sein, viel größer als Antônio, und um zu spielen, braucht man viele Freunde, es muss schönes Wetter sein und man muss ein freies Feld finden. Mit dem Fußball ist es einfacher, einer wie Antônio war im Vorteil, und es genügte ein Freund, um ein Spiel anzufangen, auch im Regen.

„Aber sich vor Schüssen in Deckung zu bringen ist eine Sache, einen millimetergenauen Angriff im zweiten Tempo auf Position drei zu schlagen eine andere, wie soll das Instinkt sein, werden Sie mich fragen“, sagte Antônio weiter zu dem Mann zu seiner Rechten, ohne zu merken, dass der von vorhin sich klammheimlich erhoben hatte und gegangen war und der Unbekannte, dem er gerade Volleyball erklärte, ein anderer war.

„Und ich antworte Ihnen, dass es zu Instinkt wird. Du probierst und probierst und probierst alle möglichen Schemata durch und auch die unmöglichen, bis sie zu Instinkt werden, bis dein Körper sie kann, so wie er weiß, dass das Schema vorsieht, einzuatmen und dann auszuatmen und dann wieder einzuatmen und auszuatmen, dem Rhythmus folgend, aber wenn plötzlich, unerwartet, ein Fremdkörper hineinkommt: Hatschi! Das ist Volleyball: ein instinktives Niesen im richtigen Moment.“

Der Unbekannte (derselbe wie vorhin? Schon wieder ein anderer? Wer konnte das sagen, um es zu wissen, hätte man sie mit einem Mindestmaß an Aufmerksamkeit ansehen müssen) warf ihm einen ratlosen Blick zu, schüttelte den Kopf und nippte weiter an seiner *Cachaça*.

„Und ich sage euch das“, sprach Antônio am nächsten Tag in der Schule zu seinen Schülern, während sie spielten und dabei versuchten, seine Schemata anzuwenden, und der Gedankenfluss vom Vorabend war noch immer nicht abgerissen, „auch wenn es euch überraschen wird: Brasilien ist eine aufstrebende Nation. Und nichts wird unseren Aufstieg deutlicher zeigen als die Vorherrschaft im Volleyball – Alvaro! Ich habe dir tausendmal gesagt, dass man Position eins mit dem rechten Fuß vorn verteidigt! – Alle denken da draußen, wir könnten nur Samba tanzen und Fußball spielen, und loben uns für den Spektakelfußball und die Fantasie. Aber jetzt, wo wir endlich verstanden haben, wie die Welt funktioniert, welche Schemata ihr Wesen regeln, werden wir in der schematischsten Sportart von allen triumphieren – Arme ruhig im Block, Enrique! – Schluss mit all diesen vierten Plätzen. Der Einfallsreichtum hat uns jahrelang ins Halbfinale gebracht, aber es kommt ein Moment, in dem der Einfallsreichtum nicht mehr reicht, da braucht es Schemata. Und ich sehe, dass wir das verstanden haben. Dass ihr das verstanden habt. Ich sehe es, wenn ich ein Spiel im Fernsehen schaue. Wenn ich in die Halle gehe, um Macapá zu sehen. Wenn ich euch zuschaue – Bravo, George, so, perfekt – Die Einzigen, die es noch nicht verstanden haben, sind die vom Verband, ach, sie haben sich Bebeto entgehen lassen, was für ein Jammer! Aber wenn sie es verstehen, wenn sie einen Trainer wählen, der Schemata atmet, einen wie Bernardinho zum Beispiel, nun, dann wird es für die anderen Nationen der Welt ein harter Kampf um den zweiten Platz.“

„Und der Fußball? werdet ihr mich fragen“, wechselte Antônio im Flug das Thema und betrat das Feld mit dem Fußball, während seine Schüler noch immer Volleyball spielten. Mittlerweile wunderte sich niemand mehr über ihn, nicht einmal die Neuen am ersten Schultag, die schon gebührend über die Existenz eines verrückten Sportlehrers unterrichtet worden waren, der die Schemata des Wasserballs erklärte, während seine Schüler Fußball spielten, der Volleyballspiele mit dem Rugbyball anordnete und so weiter.

„Fußball ist dasselbe, aber er ist noch mehr. Er ist die genaueste…“

„Metapher, Herr Almeida?“, unterbrach ihn George, sein bester Schüler.

„Ja, richtig, die genaueste Metapher dafür, wie das Leben sein sollte: gemeinsam für ein Ergebnis kämpfen, jeder mit dem Beitrag, den seine Fähigkeiten erlauben, sich für die anderen aufopfern, aber auch Individualist sein können, über die Grenzen hinaus leiden können, die der eigene Körper einem aufzuerlegen scheint, sich gemeinsam über die Siege freuen und lernen, immer gemeinsam, an den Niederlagen nicht zu verzweifeln. Aber, wohlgemerkt, ich habe gesagt: sollte. Im Leben, ich weiß es, es gefällt mir nicht, aber ich weiß es, gibt es viel Raum für den Egoismus. Im Fußball inzwischen nicht mehr, zum Glück. Und wenn wir das nicht begreifen, oder besser, wenn ihr das nicht begreift, könnt ihr die WM bis 2100 vergessen.“

„Aber Herr Almeida, was spielen wir denn jetzt? Volleyball oder Fußball?“, fragte George unverfroren.

Aber Antônio schaute nach draußen, in Gedanken verloren, und hörte die Frage nicht einmal. Er sah die Schemata des Volleyballs sich in die Fußballfelder fügen, er hörte die Worte von Julio Velasco, dem legendären Trainer der ersten italienischen Triumphe, in seinem Kopf dröhnen: „Die Ausreden, unsere Spieler sind ganz hervorragend darin, sich Ausreden zu schaffen“; er stellte sich eine Mannschaft vor, in der das Leiden des Rugbys oder des Wasserballs der Motor jedes Spielers wäre, in der die schneidende Präzision der Schemata sich mit dem Einfallsreichtum seines Volkes mischen ließe, in der…

„Herr Almeida?“ George wedelte mit einer Hand vor Antônios Augen, mit einem vage besorgten Gesichtsausdruck, und holte ihn schlagartig auf die Erde zurück.

„Ja?“, antwortete Antônio ein wenig verlegen.

„Spielen wir Volleyball oder Fußball?“

„Kommt darauf an.“

1.3 Stadion

Nachdem er die Schule verlassen und wie jeden Donnerstag bei seiner Mutter zu Mittag gegessen hatte, die es nie versäumte, ihm auch noch eine Tüte Süßigkeiten „für zwischendurch“ mitzugeben, fuhr Antônio mit dem Fahrrad die Allee entlang, die die beiden Parkplätze des Zerão-Stadions trennt, auf dem Weg zum Nachmittagstraining.

Eine gelbe und eine grüne Linie, auf den Boden gemalt, markieren die Mitte der Fahrbahn und vor allem, wie in Macapá jeder weiß, das Vorhandensein jener mächtigen und imaginären Linie, die der Äquator ist. Ein Äquator, der vor nichts haltmacht: er überfliegt furchtlos den Amazonas, läuft schnell auf den Kontinent zu, durchbohrt das scheußliche Denkmal, das ihm zu Ehren vor dem Stadioneingang errichtet wurde, springt behände über die alte Umfassungsmauer, deren ursprüngliches Blau der Regen, die Hitze und die Dutzenden von Händen, die jede Art von Aufschrift hinterlassen haben, längst abgeblättert haben, teilt die 1990 gebauten und seither stets wenig besuchten Ränge in zwei Hälften und dankt vor allem dem, der das Stadion so entworfen hat, dass die Mittellinie genau zwischen den beiden Hemisphären verläuft, was das Zerão zu einem weltweit einzigartigen Ort macht.

Antônio hatte immer die Südhalbkugel vorgezogen, er hatte sich immer eher als Mann des Südens gefühlt, vielleicht wegen des „Süd“ in „Südamerika“; die Südseite des Stadions war stets die gewesen, die er bevorzugte, obwohl sie die sonnigste war: im Süden stand die Bank der Heimmannschaft, und jedes Mal, wenn er auf dieser Seite spielte, spürte er, dass seine Mannschaft nicht nur einen Raum oder ein Tor verteidigte, es war die ganze Südhalbkugel, die jedes Mal auf dem Spiel stand, die von den langen Bällen des Gegners bedroht und von den Freistößen des Nordens in Gefahr gebracht wurde. Und selbst während er ruhig und in Gedanken verloren in die Pedale trat, fuhr er instinktiv die von tausend Schlaglöchern ruinierte Straße auf der falschen Seite entlang, auf der linken Spur, eben im Süden.

Die Straße zum Zerão-Stadion war die Dekompressionskammer seines Lebens; er bog in sie ein und wich dabei Eidechsen und Unkrautbüscheln aus, zwischen den verblichenen gelben und orangefarbenen Mauern des armen Viertels hindurch, das das Stadion umgibt; er fuhr sie noch immer versunken in seine Probleme in der Schule, in seine immer zu teuren Rechnungen, in die flüchtigen Frauen, die seiner und seiner langen Reden immer zu schnell überdrüssig wurden, in eine Welt, in der das Geld zu viel galt und die menschlichen Beziehungen gar nichts mehr.

Doch dann beruhigte ihn der Anblick der blauen Stadionmauer; auf jenen wenigen hundert Metern, die ihn vom eisernen Eingangstor trennten, reinigte sich sein Alltag von jedem negativen Gedanken, und die idealen Werte des Fußballs fanden ihren Weg in ihn hinein. Der Augenblick, in dem er verschwitzt vom Fahrrad stieg, den Schlüssel schon in der Hand, war der Augenblick, in dem ihm sein Dasein am vollständigsten vorkam: hier ist Antônio, niemand Geringeres als der Trainer des Macapá Futebol Clube, in seinem Kopf die wichtigste Fußballmannschaft des Planeten.

Sogar das unheimliche Geräusch der alten rostigen Angeln war ein Grund zur Freude, es war das Stadion, das ihn mit seiner heiseren Stimme empfing und „Hallo“ zu ihm sagte. Jenseits der Mauer veränderte sich die Welt, die Farben veränderten sich und auch die Gerüche. Der so typische Geruch nach Umkleide und nach männlichen Hormonen auf Freigang mischte sich mit dem des Leders der Dutzenden von Bällen und mit dem des Grases, das im Viertel so selten war und stechend über allem anderen lag. Antônio kam gern früh zum Training, er ging gern durch die Umkleiden, wo er oft die von den Jungs der anderen Mannschaften vergessenen Sachen einsammelte, er trug die Bälle gern langsam aufs Feld – natürlich in die Südhälfte – und betrachtete vom Eingangstor aus die Ränge, einen einzigen trapezförmigen Block, westlich des Feldes gebaut.

„Leere Ränge haben ihre eigene Energie“ war vielleicht der Satz, den Eduardo, sein Co-Trainer, am häufigsten von ihm gehört hatte. Vor jedem Training wiederholte sich eine Szene, immer sich selbst gleich: Eduardo betrat die Umkleide, wo er Antônio mit irgendetwas beschäftigt vorfand, und fragte: „Du bist schon da?“

„Ich komme gern früh“, antwortete Antônio unweigerlich, „leere Ränge haben ihre eigene Energie.“

„Und was für eine Energie?“, gab Eduardo zurück, wenn ihm nach Streit zumute war, gestützt auf sein Jahre zuvor abgebrochenes Physikstudium. „Potentielle? Kinetische?“

Eine Frage, auf die Antônio oft mit einem Achselzucken reagierte und manchmal mit der x-ten „Predigt“, so nannte Eduardo Antônios lange Monologe: „Du darfst dich nicht an einem so engen Energiebegriff festklammern wie dem, den sie einem auf der Schulbank beibringen. Wenn du dich in ein schönes Mädchen verliebst, was spürst du da drinnen? Ist das etwa keine Energie? Und wenn alles rundläuft und unsere Mannschaft gut spielt, ich weiß, das kommt nicht allzu oft vor, aber manchmal eben doch, was ist es, das sie antreibt? Hast du ihre Augen gesehen? Willst du bestreiten, dass das Energie ist? Alles ist Energie! Alles! Und ich versichere dir, dass die Ränge dieses verlorenen Stadions ganz oben in der absurdesten Nation der Welt, dass diese Ränge ihre eigene Energie haben, auch wenn sie leer sind. Und wenn du aufhören würdest, zu allem und jedem diese wissenschaftliche Haltung einzunehmen, bin ich sicher, dass auch du sie wahrnehmen könntest!“

An diesem Punkt war Eduardos Achselzucken fast schon Pflicht, gefolgt fast immer von einem Lächeln, einem Klaps auf die Schulter und einem: „Wie kann ich dir helfen, Antônio?“

1.4 Macapá

Die Nachmittage von Macapá gibt es in zwei Ausführungen: faul oder sehr faul.

Still ist es nicht: immer schreien Vögel, und die Kinder spielen und lärmen ungestört auch um zwei Uhr nachmittags. Und immer ist da, fern oder nah, die Stimme eines Radios oder Radiöchens, das Musik sendet, immer. Im Bus, in der Kneipe, am Flughafen, auf dem Markt, auf der Straße aus offenen Fenstern, die Musik ist überall. Die Reicheren und Glücklicheren, die leider oft auch die größeren Halunken sind, schließen sich in ihre hubraumstarken Autos ein, drehen Musik und Klimaanlage auf Anschlag und beginnen langsam durch die Stadt zu kreisen, um ihre Reviere zu kontrollieren oder einfach, um vor sich selbst davonzukommen.

Macapá liegt in der Region Amapá, und Amapá bedeutet in der Sprache der Tupi, des alten, inzwischen ausgestorbenen Indiovolks, das entlang der Küste lebte, „Ort des Regens“. Wenn du zwischen August und Dezember dort landest, während dessen, was die Einwohner die Staubzeit nennen, wirst du dich vielleicht fragen, warum. Es ist heiß, sehr heiß, und die Nachmittage sind faul. Es regnet nicht viel, und wenn ein Regenspritzer kommt, freut man sich, weil die Hitze für ein paar Augenblicke ihren Griff lockert. Aber bleib bis zum Jahresende in Macapá, und du wirst verstehen, warum sie so heißt: in der Schlammzeit regnet es viel, sehr viel. Wenn es regnet, werden die Nachmittage sehr faul. Es sind lange Nachmittage, unterbrochen von Kaffee oder Guaraná, begleitet vom Trommeln des Regens auf den Wellblechdächern der Häuser und vom Geruch des Rio, unverwechselbar. Die Autos mit Klimaanlage müssen geparkt stehen bleiben, weil die Straßen oft unpassierbar werden und an die Stelle der Wüste aus blendender Sonne eine Wüste aus Schlamm tritt. Eine unvollkommene Wüste allerdings, denn auch im Regen können die Kinder Fußball spielen, solange es sich nicht um ein regelrechtes Unwetter handelt.

Im Regen spielen die Kinder des Bairro Central, sie spielen sogar mit Schuhen und sogar manchmal auf Gras. Im Regen spielen auch die Kinder des Bairro do Laguinho, wo der berüchtigte Pretinho, Sohn von Sklaven, in nicht allzu ferner Zeit von zwölf bis sechs bewaffnet umherzog und dich in einen Brunnen warf, wenn er dich auf der Straße erwischte. Alle spielen im Regen im Bairro do Trem, wo der Ypiranga Clube seinen Sitz hat, und Große wie Kleine spielen, trotz Wasser und Schlamm, auf den Stegen der Pfahlbauten der Baixadas, dem ärmsten Viertel der Stadt, wo es außer Fußball und Samba wenig anderes gibt, das Freude machen könnte (aber Freude macht der Fußball zum Glück reichlich). Niemand dagegen spielt auf der Straße im Viertel Beirol, dort sind alle zu ernst, die Straßen sind in Ordnung und werden nicht überschwemmt, für Fußball ist kein Platz.

Der Einzige, der zwischen zwölf und sechs umherzieht, bei jedem Wetter und seit sechzig Jahren, ist Mendonça, den im Viertel Pacoba alle kennen und auf irgendeine Weise respektieren. Pacoba heißt „Banane“, und genau gegen eine Banane kann Mendonça euch die Geschichte des ersten Flugzeugs erzählen, das nach Macapá kam. Er sagt, er erinnere sich persönlich daran, aber natürlich stimmt das nicht, es ist bloß eine postmoderne mündliche Überlieferung, die irgendein Verwandter ihm weitergegeben hat, sein Vater vielleicht.

„Es war der 18. März 1922, der Vorabend der Himmelfahrt des heiligen Josef“, erzählt Mendonça mit seiner Stentorstimme, „und ein Wasserflugzeug auf dem Weg nach Buenos Aires machte eine Notlandung, kommt, folgt mir…“, er biegt in die Avenida Pará ein, die trotz ihres Namens kaum mehr ist als ein schlammiger Pfad, und steigt bis ganz nach oben. Er zeigt mit dem Finger nach Osten, der Rio ist am Horizont gerade eben zu sehen: „Dort, genau dort.“

Seine Augen blicken in die Ferne, ein einstudierter Zug; er tut so, als denke er über eine Geschichte nach, an die er sich bestens erinnert und die er hunderttausendmal erzählt haben wird.

„Es war sieben Uhr morgens, und die Fischer kehrten wie üblich an ihre Anleger zurück. Plötzlich zerbricht die Stille des Morgens, und sie zerbricht von oben. Meine Augen heben sich zum Himmel, und ich höre einen der Fischer schreien: ‚Ein Flugzeug!‘ Ich hatte schon davon gehört“, wie gut Mendonça lügt, „aber gesehen hatte ich noch nie eines.“

Der Alte fährt fort: „Eine alte Mulattin fängt an zu schreien: ‚Das Ende der Welt! Es ist das Ende der Welt!‘, alle knien nieder und beginnen, um Vergebung für ihre Sünden zu bitten.“

Er lächelt, vielleicht amüsiert ihn der Gedanke an die ganze Stadt, die vor dem großen Metallvogel niederkniet, noch immer.

„Der alte Marcelo, den alle für gelähmt hielten, fängt an, im Kreis zu rennen und Ave-Marias zu brüllen; der Kommandant der Guarda Nacional bricht in Tränen aus und gesteht seiner Frau, dass er sie betrogen hat; die Frau vergibt ihm öffentlich unter dem Jubel der Umstehenden; die Glocken von São José läuten Totengeläut. Die Gruppe der Mutigen in den Kanus führt Cirilo José Simões an, er wird als Erster das Flugzeug erreichen und die beiden deutschen Piloten vorfinden, besorgt wegen der Ankunft all der Leute, das Flugzeug hätte ihr Gewicht nicht getragen.“

Immer, an dieser Stelle der Geschichte, legt Mendonça eine Pause ein, schält die Banane und isst sie langsam, wobei er sich unablässig für das Geschenk bedankt. Die Pacoba-Bananen sind die süßesten, aber nicht alle können sie erkennen.

„Das Flugzeug wird in die Nähe der Festung gebracht, und am Nachmittag des folgenden Tages wird eine regelrechte Prozession organisiert, um es zu besichtigen. Da sind alle angesehenen Familien, die Behörden und sämtliche gesellschaftlichen Schichten. Die Nonnen des Colégio Santa Maria bringen ihre Jungen, um dieses Wunder aus Stahl zu sehen, und die Jungen tun nichts als Fragen stellen. Alexandre Vaz Tavares, der damalige Präfekt, verordnet zwei Festtage, und deshalb erinnern wir uns noch daran.“

Und sollte ihn zufällig jemand fragen, was aus dem Flugzeug geworden ist, würde er es verärgert kurz machen: „Zehn Tage. Zehn Tage war es hier, dann kam der Treibstoff, und es flog mitten in einem Sturm wieder ab.“

Mehr werdet ihr von Mendonça nicht erfahren.

1.5 Isabel

Es regnete. Im November, in der Staubzeit, regnet es fast nie, und doch regnete es.

An Tagen wie diesen hätte die Bar ohne Weiteres bis mindestens mittags geschlossen bleiben können, denn niemand hatte Lust, etwas zu trinken, wenn es so regnete. Dieser Ansicht war Ana Maria nicht, die Wirtin, für die eine Bar zu haben eine Art göttlicher Auftrag war: „Was hat Jesus Christus gesagt? Den Durstigen zu trinken geben! Er hat nicht gesagt, man solle zu Hause auf die Sonne warten, oder? Den Durstigen zu trinken geben!“

Der Regen an jenem Morgen war warm, grau und prasselnd, er brachte den Geruch des Flusses mit sich und dämpfte die Geräusche der Straße, ein paar seltene Autos, ein paar seltene Passanten, die davonliefen und ihre Flüche gegen das Wetter für sich behielten: „So viel dürfte es im November nicht regnen.“

Maria Isabel Barbosa, Antônios Kollegin beim Radio, stand hinter der Tür der Bar, sah auf die Straße, redete mit sich selbst, und ihr Atem beschlug einen perfekten Kreis auf dem Glas. Ihre Augen, von einem so hellen Blau, dass sie fast weiß wirkten, betrachteten neugierig den Staub der Stadt, der sich in Schlamm verwandelte, den Schlamm, der zum Bach wurde und zum Fluss hin abfloss, dem Amazonas, den in der Stadt alle einfacher „den Rio“ nannten.

Halt still, Isabel, bleib unbeweglich.

Trotz des hauchdünnen türkisfarbenen Trägerhemds, das ihr als Kleid diente, war es Isabel sehr heiß. Schweißtropfen bildeten sich am Halsansatz und rollten träge an ihrem olivfarbenen Rücken hinunter, um sich dann im langen rabenschwarzen Pferdeschwanz ihrer Haare zu verfangen.

Bleib unbeweglich, atme nicht.

Sie war barfuß, die Flipflops hatte sie hinter der Kasse gelassen. Sie spreizte die nackten Füße ein wenig auf der Suche nach etwas kühleren Fliesen, atmete tief ein und schloss die Augen.

Unbeweglich.

Das Trommeln der Tropfen verwandelte sich in ihrem Kopf bald in einen Sambarhythmus, der immer genauer wurde, bis ihr Körper von selbst zu tanzen begann, ohne dass sie es bemerkte. Wenn der Rhythmus in dich hineinfährt, gibt es eine Wärme, die vom unteren Ende der Wirbelsäule ausstrahlt, und nichts kann dich davon abhalten, dich zu bewegen; die Beine werden zum Rhythmus, die Hüften werden zum Rhythmus, und dann lässt sich auch der Oberkörper nicht mehr zurückhalten und fängt an, sich zu bewegen. Die Wirbelsäule wird zum Motor, zum Kraftwerk, und je kräftiger die Wärme pumpt und sich im Körper verteilt, desto mehr „geschieht“ der Tanz einfach, er ist kein bewusster Akt mehr.

Wie lange noch bis zum Karneval? Noch vier Monate! Zu lang! Zu lang!

Isabel tanzte im Rhythmus des Regens, und tanzend vergaß sie den Schlamm und den Geruch nach totem Obst, die Armut und die Traurigkeit so vieler Viertel, sie vergaß Macapá mit seinen zu oft zu überfüllten Häusern und ganz Brasilien, sie vergaß alles. Sie tanzte um die vier halb verrosteten Eisentischchen herum, streifte die seit inzwischen drei Wochen kaputte Eistruhe, die noch immer niemand reparieren gekommen war. Obwohl ihre Figur nicht gerade schlank war, wirbelte sie mit überraschender Leichtigkeit die von Dutzenden großer und kleiner Beulen übersäte Stahltheke entlang,

beschrieb einen weiten Bogen und kehrte vor die Tür zurück. Tanzen war eine Art zu reisen, denn Reisen war immer ihr Traum gewesen, und die Opfer, die sie gebracht hatte, um zu studieren, um die Universität zu Ende zu bringen, waren immer mit einem einzigen Wort im Kopf gebracht worden: reisen. Und doch war sie noch nie aus Macapá herausgekommen. Noch nicht, dachte sie.

Noch immer mit geschlossenen Augen beschlug ihr keuchender Atem einen immer größeren Ausschnitt der Scheibe. Der Schweiß lief ihr über den ganzen Körper, sie spürte, dass das Trägerhemd an der Haut klebte, und spürte, wie Wellen der Lust durch ihren Körper liefen. Das Feuer in ihrem Bauch war noch nicht erloschen, und die Versuchung, wieder zu tanzen, war überwältigend. Die Hitze war ihr völlig gleichgültig, wie allen in Macapá und vielleicht in ganz Brasilien; ihr lag daran, sich lebendig zu fühlen.

Wir hatten unbeweglich gesagt, Isabel, wir hatten unbeweglich gesagt.

Ihr Becken hatte sich schon wieder in Bewegung gesetzt, als der Rhythmus des Regens von einem regelmäßigeren Klopfen übertönt wurde, als würde jemand Gummibälle gegen die Tür werfen, nein, als würde jemand klopfen!

Isabel öffnete die Augen; jenseits der Tür sah ein alter Mann herein und benutzte dabei die Hände als Scheuklappen.

„Senhor Oliveira, kommen Sie herein!“, rief Isabel und riss die Tür so plötzlich auf, dass Senhor Oliveira vor Überraschung beinahe der Länge nach auf den weißen Fliesen gelandet wäre.

„Entschuldige, Isabel, von draußen habe ich gesehen, dass sich da etwas bewegt, ich dachte, du wischst den Boden.“

„Den Boden wischen?“ Isabel lächelte. „Nicht ganz.“

„Weil ich nass bin und nichts schmutzig machen möchte…“

„Machen Sie sich keine Sorgen, Senhor Oliveira, was darf ich Ihnen anbieten?“

„Anbieten? Nein, hör mal, heute habe ich Geld dabei, nicht viel, aber etwas…“

Senhor Oliveira brach mitten im Satz ab und betrachtete den Körper des Mädchens, den das schweißgetränkte Trägerhemd nicht mehr verbergen konnte, während sie um die Theke herumging, um den Kokoslikör zu holen, seinen liebsten. Schöne üppige Hüften, schöne wiegende Kehrseite, Onkel Oliveiras prächtiges Mädel.

„Denken Sie gar nicht daran“, sagte Isabel mit belustigter Stimme und tat, als sei nichts, „Sie wissen doch, was Dona Ana Maria immer sagt, oder? Den Durstigen zu trinken geben! Haben Sie Durst?“

„Na ja… ja“, antwortete Oliveira ein wenig verlegen, weil er seinen Blick nicht hatte zügeln können.

„Dann geht das aufs Haus!“, schloss Isabel mit einem Lächeln. Und während Senhor Oliveira sich zu dem Tischchen am Schaufenster schleppte, konnte er seine Augen nicht daran hindern, zu dem Mädchen zurückzukehren, das schon ein Glas bis zum Rand mit der weißen Flüssigkeit füllte und es, immer mit einem schönen Lächeln im Gesicht, rasch zum Tisch trug.

Nichts, dachte ein Senhor Oliveira, dem der Mund offen stehen geblieben war, dieses Trägerhemd verbirgt rein gar nichts.

1.6 Die Minimatches

Antônio war ein Fußballtrainer eigener Art.

Als er einundzwanzig war, hatte sein Großvater einen Freund in Rio de Janeiro besucht und beschlossen, den Enkel mitzunehmen. Es war das erste Mal, dass Antônio Macapá verließ, und der Anlass gehörte zu den großen: es war die Volleyballweltmeisterschaft, Brasilien spielte zu Hause und war haushoher Favorit, und der Freund des Großvaters hatte weiß Gott wie drei Karten für das Halbfinale gegen das Italien von Julio Velasco aufgetrieben, einen Trainer, von dem Antônio nur gehört hatte, der aber von jenem Tag an sein Idol werden sollte.

Es war der 27. Oktober 1990, Antônio wird ihn nie mehr vergessen. Das offizielle Fassungsvermögen des Maracanãzinho lag bei siebzehntausend Zuschauern, aber niemand zweifelte daran, dass mindestens zweiundzwanzigtausend anwesend waren. Das Spiel sollte um vier Uhr nachmittags beginnen, doch schon um eins waren die glühenden Ränge gedrängt voll, und die Torcida hatte begonnen, mit ihrer Musik und ihren Tänzen die Stimmung anzuheizen.

Brasilien war wunderbar: da war dieses Genie Maurício Lima, da waren Tande, Marcelo Negrão und Giovane Gávio, es konnte nicht verlieren.

Stattdessen hatten jene sechs beinahe unscheinbar wirkenden Jungen in Blau unter der Führung des kleinen Argentiniers der Welt bewiesen, wie weit man kommt, wenn man die Schemata buchstabengetreu anwendet, ohne auch nur dann das Vertrauen in ihre Wirksamkeit zu verlieren, wenn man den ersten Satz kläglich verliert, nicht einmal dann, wenn zweiundzwanzigtausend Menschen gegen einen anfeuern.

Von dieser ganzen Erfahrung war Antônio die Stille im Gedächtnis geblieben, die sich nach dem letzten Schmetterball von Lucchetta über die Halle gelegt hatte, vor allem die Stille in seinem Kopf, als wäre sein Gehirn von dieser schockierenden Niederlage zurückgesetzt worden und hätte ein paar Minuten Stillstand gebraucht, um das Unmögliche annehmen zu können.

Velasco. Verantwortlich für das Unmögliche war Velasco gewesen.

Als Jugendlicher hatte Antônio eine Profikarriere im Fußball gestreift: er war ein Halbstürmer mit gutem Fuß und langen Beinen. In einer Erstligamannschaft zu spielen hätte allerdings bedeutet, die Familie zu verlassen, Macapá zu verlassen und sich vielleicht in ein Leben zu stürzen, das er nicht wirklich wollte. Er hatte es gelassen, aber weitergespielt bis fünfundzwanzig, als er wegen eines bösen Tritts (in Wahrheit vielleicht nicht ganz so bös) hatte aufhören müssen, den er im Halbfinale der Amapaense-Meisterschaft abbekommen hatte, einer Meisterschaft, die seine Mannschaft, der Macapá Futebol Clube, dann im Endspiel verloren hatte, wie manche andeuteten, gerade wegen seines Fehlens.

Im Jahr darauf trainierte er bereits: seit Langem ging er regelmäßig ins Glicério Marques, das andere Stadion der Stadt, setzte sich oft in die erste Reihe und sparte während des gesamten Spiels nicht mit seinen, auch sehr lautstarken, Kommentaren zu allem und jedem. Bald war er einem Funktionär von Real Amapá aufgefallen, einem der Rivalen des Macapá FC, und der hatte ihn engagiert, um die Jugend zu trainieren.

Antônio hatte diese Aufgabe mit großem Verantwortungsgefühl angenommen. Nachdem er seine Fußballerlaufbahn immer im Widerspruch zu den Methoden und Argumenten sämtlicher Trainer verbracht hatte, denen er begegnet war, einschließlich der Nationaltrainer, deren Fernsehinterviews

ihm oft Sodbrennen verursachten, hatte er gespürt, dass dies seine große Gelegenheit war, die Trainingsmethodik weltweit zu revolutionieren, dem Fußball den Platz zu geben, der ihm im intellektuellen Olymp gebührt.

Antônio hatte viel studiert und sich nicht nur über Fußball kundig gemacht, sondern über ein breites Spektrum an Sportarten: Volleyball, Wasserball, Basketball, Handball. Ihm war aufgefallen, dass die Trainingsdynamiken auch sehr unterschiedlich sein konnten, dass Neuerung nicht immer mit dem Erreichen von Ergebnissen einherging. In ihm hatte sich der Gedanke zu bilden begonnen, die Aufgabe eines Trainers bestehe darin, den eigenen Spielern bewusst zu machen, dass der Trainer nutzlos ist. Man musste sie darauf trainieren, alle Spielsituationen allein zu bewältigen, von denen viele reinen Erfindungsgeist verlangten, weil sie im Training nicht wiederholbar waren.

Sein Vorbild war natürlich Julio Velasco geworden.

Vom folgenden Jahr an, 1996, hatten all diese Überlegungen ihn dazu geführt, eine Methode zu entwickeln, die er für vollkommen neu hielt: die, die er selbst auf den Namen „Minimatches“ taufte.

Die Mannschaft wurde in Gruppen geteilt, und jede Gruppe musste in einem begrenzten Teil des Platzes ein Mini-Spiel gegen eine andere Gruppe bestreiten. Die Möglichkeiten waren unendlich: zwei gegen vier in einem langen, schmalen Rechteck von Tor zu Tor, sechs gegen sechs auf einem kleinen quadratischen Feld von fünf Metern Seitenlänge, zwei gegen zwei auf einem L-förmigen Feld aus der Außenbahn und einem einzigen Torraum, acht gegen sieben nur im Strafraum und Dutzende und Aberdutzende weiterer Kombinationen. Die Ergebnisse jedes einzelnen Spiels flossen in eine Rangliste der Spieler ein, die für die Nominierungen zu den Meisterschaftsspielen diente.

Der Jahresbeginn war für die Jungen von Real Amapá katastrophal gewesen. So trainiert, hatten sie schnell die Gewohnheit verloren, über den ganzen Platz zu spielen, und das bisschen Spielübersicht, das sie gehabt hatten, schien plötzlich verflogen: die Kritik hatte begonnen, von allen Seiten auf Antônio herabzuprasseln.

Dennoch hatte diese Methode wenigstens eine gute Seite sofort gezeigt: die Jungen kamen gern zum Training, weil sie faktisch die ganze Zeit spielten und sich all jene langweiligen Technikübungen ersparten, die nie irgendjemandem gefallen.

Antônio hatte dann, da er stets über willkürlich geformte Ausschnitte des Platzes nachdachte, begonnen, vielen Spielsituationen einen Namen zu geben: „Das da ist ein dichtes L“, sagte er zu den Eltern seiner Spieler, die ihm abwechselnd als Masseur, Sportarzt, Zeugwart und was nicht noch alles aushalfen. „Das flache Dreieck“, „die große Diagonale“, „der umgekehrte Kolben“, „der falsche Kreis“, „das zerrissene Trapez“ und sehr viele weitere Bezeichnungen, die die Eltern der Jungen, ratlos, oft überhörten.

Aber Antônio ließ sich nicht entmutigen, und bald hatte dieser Jargon auch Einzug in die Verständigung mit den Spielern gehalten: „André, wir fangen mit einer gekippten Tasse an und sehen, ob wir die große Diagonale entwickeln können. Achtung, denn sie machen oft die kurze Jacke und lassen uns den ausgedünnten Flipper nicht machen, vor allem links.“

Mit solchen Themen machte man sich beim Vorstand nicht beliebt.

Nach einigen schwierigen Monaten hatte jedoch ein anderer Wind in der Jugendmannschaft von Real Amapá zu wehen begonnen, auch dank der Tatsache, dass die Jungen mit der Minimatch-Methode bald spielerfahren geworden waren, sie hatten viel gespielt und viel gelernt, weit mehr als ihre Altersgenossen in den anderen Mannschaften.

Real Amapá hatte die Jugendmeisterschaft in jenem Jahr nicht gewonnen, der Beginn war zu katastrophal gewesen, aber Antônio war auch den anderen Mannschaften aufgefallen: sein Spiel war vielleicht nicht das spektakulärste oder das kreativste, aber es war ganz sicher das wirksamste.

Die Jungen hatten sich, auch dank der Frische ihrer fünfzehn Jahre, daran gewöhnt, die verschiedenen Spielsituationen selbstständig zu erkennen, und waren überaus geschickt darin geworden, die Gegner in tausendmal geprobte Lagen zu führen, in denen sie sich zu Hause fühlten. Und je breiter das Spektrum an Minimatches war, das Antônio festigte, desto häufiger schnappten diese Fallen im Spiel zu und desto aufsehenerregender wurde der Sieg.

„Ihr seid seltsam, aber ihr gewinnt“ war das schönste Kompliment, das Antônio zu hören bekommen konnte.

1.7 Teresa

Teresa war zu unordentlich, um ein Gewohnheitsmensch zu sein. Da war zum Beispiel ein Lädchen, in dem sie gern einkaufte, aber auf dem Rückweg merkte sie dann, dass sie die Eier nicht gekauft hatte, oder das Maniokmehl, oder den Kaffee, und dann vervollständigte sie ihre Einkäufe im erstbesten Laden, über den sie stolperte. Sie wechselte oft den Weg zur Arbeit, nicht aus einer Marotte heraus, sondern weil es immer etwas gab, das ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, oder jemanden zu grüßen, was sie zu einem Umweg brachte, manchmal sogar zu einem beträchtlichen.

Seit einiger Zeit jedoch hatte ihr Alltag einen festen Punkt gefunden: Antônios Radiosendung. Sie wusste nicht, warum sie ihr so gefiel, und hatte sich das in Wahrheit auch nie gefragt: sie gefiel ihr, fertig. Was auch immer sie gerade tat, um sechs schaltete sie das Radio ein und nahm das Telefon in die Hand, bereit anzurufen. Und ja, denn wenn jeder Mensch, den Gott auf die Erde geschickt hat, eine Gabe besitzt, dann war Teresas Gabe die, immer durchzukommen. Manche ihrer boshafteren Freundinnen deuteten an, das liege daran, dass bei diesem Sender außer ihr niemand anrief, aber Teresa wusste, dass es nicht so war: das ihre war wirklich eine Fähigkeit, die sie kannte und seit Jahren nutzte. Einmal, als diese Schlange Luiza sie mehr als sonst geärgert hatte, war sie nach Hause gegangen und hatte, um sich auf die Probe zu stellen, sogar bei „Hola, Christina!“, angerufen, der überaus beliebten Nachmittagssendung. Die Genugtuung war so groß gewesen, dass Teresa, statt Christina zu grüßen, mit einer Feige herausplatzte. Und dann erkläre mal einer, dass die Feige nicht Christina galt, sondern ihrer Freundin Luiza. Freundin, na ja. Bah, solche Freunde verliert man besser, als dass man sie findet. Wie dem auch sei, Christina und ihr Team schienen an der historischen Rivalität zwischen Teresa und Luiza nicht sonderlich interessiert, und die schallende Feige hatte einen erklecklichen Wirbel ausgelöst, aber Teresa hielt sie trotzdem für einen Glanzpunkt ihrer Laufbahn als Anruferin.

Zu Hause, neben dem Bett, stand ein rotes Plastikstühlchen, ziemlich zerkratzt, aber aufgehellt durch ein Kissen aus falschem Brokat in Grün und Braun. Auf dem Stuhl schliefen neben ihr ein Heft mit der Fotografie eines drolligen Schweinchens in Stiefeln auf dem Umschlag und Gionì, das Stofftier, ebenfalls ein Schweinchen, das ihrer Mutter gehört hatte und wer weiß, vielleicht davor schon ihrer Großmutter. Dass auf dem Umschlag ein Schweinchen abgebildet war, hatte mit Gionì nichts zu tun: Teresa hatte immer ein Heft neben der Hängematte liegen, um die Telefonnummern der Sendungen aufzuschreiben, bei denen sie anrufen wollte, und ein paar Notizen, um sich zu merken, was sie sagen wollte. Das mit dem Schweinchen auf dem Umschlag hatte jemand im Schönheitssalon liegen lassen, wo sie seit zwanzig Jahren Haare wusch, und niemand hatte es je zurückverlangt. Ihr Zimmer war bis vor wenigen Monaten die Werkstatt eines Mechanikers gewesen: ein Rollgitter, ein vergittertes Fenster und viel Öl auf dem Boden. Das Öl war inzwischen fast vollständig weggeputzt, das Rollgitter hatten Freunde bemalt, innen mit einer großen aufgehenden Sonne und außen mit einem Strand samt einer Möwe, so fett, dass sie eher wie ein Pinguin aussah. Die Gitterstäbe dagegen waren geblieben, man weiß ja nie. Außer dem alten wackligen Tisch unter dem Fenster und dem ebenso alten Gasherd enthielt das Zimmer nicht viel, sieht man von den beiden kostbarsten Dingen ab: einem alten Fernseher, dessen Antenne sie mühsam außen am Rollgitter hatte befestigen müssen, und einem großen Radio mit eingebautem, programmierbarem Kassettenrekorder, mit dem Teresa alle Radiosendungen aufnahm, an denen sie als Anruferin teilnahm. Sie sammelte die Kassetten in einem großen Pappkarton in der Ecke; hin und wieder hörte sie sie sich wieder an, aber in Wirklichkeit genügte es ihr, sie anzusehen, um sich in Erinnerungen zu verlieren. Das hier war die Kassette von dem Mal, als sie bei Antônio angerufen hatte, um über Venezuela zu sprechen, und das hier war die von dem Beitrag über die Oscars.

Sie sah auf die Uhr, bemerkte, dass Antônios Sendung gleich anfing, lächelte und ging das Radio einschalten. Wer weiß, worüber sie heute reden würden. Es dämmerte, eine Tageszeit, die ihr ein

wenig Angst machte, und auch deshalb gefiel ihr Antônios warme Stimme, die kam, um die Traurigkeit zu vertreiben und jene Art von Furcht, die zu dieser Tagesstunde so natürlich sind.

Furcht, die plötzlich Gestalt annahm, als sie das Geräusch rennender Schritte auf der Straße hörte, gleich draußen vor dem Rollgitter. Ihr Finger erstarrte wenige Millimeter vor dem Lichtschalter einer einsamen Glühbirne, die nur dank der Stromkabel an der Decke hing, und ihr Instinkt trieb sie, widerwillig, das Radio auszuschalten. Bald begannen Schreie von beiden Seiten der Straße auf ihr Haus zuzulaufen, und der Mann, der gleich draußen vor dem Rollgitter stehen geblieben war, saß in der Falle. Teresa ging lautlos in die entfernteste Ecke des Zimmers und machte sich ganz klein, indem sie sich auf den Boden hockte. Schlägereien waren in ihrer Gegend nicht selten, aber meistens endete alles mit vielen Beschimpfungen und ein paar Faustschlägen oder Stößen. Auch Messer waren nicht selten, aber das war keine reiche Gegend und keine, in die Fremde kamen, weshalb die Klingen für gewöhnlich eher ein Statussymbol blieben als eine wirkliche Waffe.

Das Handgemenge dauerte nicht lange. Viele Schreie und Beschimpfungen, zwei oder drei sehr harte Schläge gegen das Rollgitter und dann die Schritte, die sich in den Abend verloren, der rasch zur Nacht wurde. Und eine erstickte Stimme: „Hilfe!“, „Jemand muss mir helfen!“, die nicht aufhörte, „Helft mir, um des Herrn Jesus Christus willen!“, und die immer schwächer wurde: „Helft mir, helft mir…“

Teresa war keine besonders mutige Frau, aber sie war freundlich und auch sehr neugierig. Nicht sehen zu können, nicht wissen zu können, was wenige Meter von ihr entfernt hinter diesem geschlossenen Rollgitter geschah, war schlicht nicht hinnehmbar. Sie wartete, was ihr wie eine unendliche Zeit vorkam, bis ihr schien, nur noch einen schwachen Atem zu hören. Ihr war, als hörte sie die Stimme ihrer Mutter, arme Frau: halt dich von Ärger fern, Teresa, halt dich von Schlägereien fern. Sie hatte natürlich recht, aber diesmal war es anders, diesmal geschah es direkt vor ihrem Haus. Sie knöpfte ihre Strickjacke ordentlich zu und hob das Rollgitter ein wenig an, auf das Schlimmste gefasst. Ein sehr großer Mann lag auf dem Pflaster, er blutete stark und röchelte bei jedem Atemzug.

Teresa hatte ein Handtuch in die Hand genommen – sie hatte weder Verbandszeug noch Medikamente im Haus, und dieses Tuch war das Einzige gewesen, das ihr vage nützlich erschien – und begann damit, die Wunde des Mannes behutsam abzudrücken.

„Telefon…“ flüsterte der Mann am Boden.

Teresa drehte sich zum Inneren des Hauses um und starrte auf das Telefon, nah, aber nicht nah genug, um es zu erreichen, ohne das Abdrücken zu unterbrechen.

„Entschuldigen Sie, Herr… mein Herr. Ich habe gerade gedacht, ich könnte vielleicht im Krankenhaus anrufen, aber wenn ich loslasse, was sagen Sie…“ begann sie dem Verletzten unbeholfen zu erklären, doch der unterbrach sie, die Stimme kaum mehr als ein Hauch: „In der Tasche! In der Tasche! MEIN Telefon!“

Ein Mobiltelefon. Teresa dachte, in Macapá könne man sie an den Fingern einer Hand abzählen; das einzige, das sie aus der Nähe gesehen hatte, war das der Besitzerin des Salons, in dem sie arbeitete – von der sie vermutete, dass sie noch andere Tätigkeiten hatte als die der Kosmetikerin, um sich so teure Launen leisten zu können –, und es war Gegenstand einer sehr langen und sehr peinlichen Verhandlung mit TIM Brasil gewesen, die fast ein Jahr gebraucht hatte, um es ihr zu liefern.

„Die Nummer… such Inácio.“

„Ich kann damit nicht umgehen, ich kann damit nicht umgehen…“ stammelte Teresa, während sie in den Taschen des Mannes wühlte und sich die Hände und den Rock mit seinem Blut beschmutzte. Es war aber, wie sie feststellte, sehr einfach. Wenn man ein paar Tasten aufs Geratewohl drückte, auch mit einer so zittrigen Hand wie der ihren, erschien die Anweisung, wie man die Tastatur entsperrt; wenn man den grünen Knopf drückte, auf den ein Hörer gemalt war, gelangte man zu einer Liste; wenn man den Pfeil nach unten drückte, lief man die Liste durch, der dritte Name war tatsächlich ‚INÁCIO‘, ganz in Großbuchstaben geschrieben: sie versuchte, noch einmal den Knopf mit dem grünen Hörer zu drücken, und tatsächlich erwachte das Telefon zum Leben.

„Gustavo, was ist? Du weißt, dass ich nicht will, dass du mich um diese Zeit anrufst…“ antwortete eine tiefe, raue Stimme am anderen Ende.

„Hallo? Hallo?“ Teresa wusste nicht recht, was sie sagen sollte. „Also, Senhor Gustavo ist verprügelt worden, vielleicht haben sie ihn niedergestochen…“

„Und wer sind Sie?“

„Es ist…“ Teresa zögerte einen Augenblick. „Es ist vor meinem Haus passiert, in der Avenida Piauí, er liegt am Boden, es geht ihm nicht gut, beeilen Sie sich!“

Der schwarze Pick-up ohne Kennzeichen kam nach den längsten fünf Minuten in Teresas Leben. Auf der Ladefläche hielten vier vermummte Gestalten je ein Gewehr zwischen den Beinen; an ihren schmalen Schultern erkannte man, dass sie kaum mehr als Kinder waren. Ein großer, kahler Mann, der am Steuer saß, stieg im Laufschritt aus und schlug die Tür zu. Er warf einen kundigen Blick auf Gustavos Körper, hob ihn ohne erkennbare Anstrengung hoch und schleuderte ihn ohne viel Federlesens auf die Ladefläche. Dann drehte er sich um und sah Teresa, die die ganze Zeit versteinert dagestanden hatte, gerade in die Augen.

„Sie. Wie heißen Sie?“

„Teresa…“ antwortete sie mit einer Stimme, die ihr fast nicht aus dem Mund kam.

Der Hüne stieg im Laufschritt wieder in den Pick-up und fuhr mit quietschenden Reifen davon. In diesem Augenblick dachte Teresa, das blutige Handtuch noch in der Hand und zitternd wie Espenlaub: Wahnsinn! Mit so einem Telefon würde mich niemand mehr aufhalten.

1.8 Inácio

Inácio Alfonso Império de Oliveira, allen bekannt als Senhor Inácio, war wie viele seiner Mitbürger fast nie aus Macapá herausgekommen. Wie alle schrieb er das der beinahe vollständigen Straßenabgeschiedenheit der Stadt zu: die Boote stinken, dem Flugzeug traue ich nicht. Aber in Wahrheit kam ihm die Abgeschiedenheit gelegen, denn die Außenwelt war ihm ziemlich gleichgültig: ja, ich kann mit dem Auto bis Calçoene fahren, aber wie oft willst du sie sehen, diese zwei aufgereihten Felsen? Ja, mit einem Jeep könnte ich nach Französisch-Guayana, aber was schert mich Französisch-Guayana?

Senhor Inácio glaubte nicht an Pech; er glaubte, dass sein Leben von jemandem dort oben aufmerksam beobachtet und bewacht wurde, und wie es in Brasilien oft vorkommt, sah er seinen Gott beständig vermengt mit der Unzahl von Riten und Zeichen, aus denen sein Alltag bestand. Wenn die Dinge gut liefen, wenn seine dunklen Geschäfte sich einträglicher erwiesen als sonst, wenn die Handlanger seiner Rivalen sich von seinen Männern fernhielten, dann war das gewiss das Verdienst der Muttergottes, deren Bild er unablässig verehrte, oder Jesu, oder häufiger irgendeines Heiligen. Wenn etwas schiefging, wie in dem Jahr, als jener neue halbindianische Polizist kam und die Nase in seine Angelegenheiten zu stecken begann, dann war es immer seine eigene Schuld: er war nicht oft genug in der Kirche gewesen, das Bild der Muttergottes war zu oft durch sehr viel üppigere Bilder ersetzt worden, oder schlichter, er hatte die Botschaften missachtet, die der Herr ihm ununterbrochen schickte. Damals, bei dem Polizisten, hatte es länger als einen Monat ununterbrochen geregnet, ohne auch nur eine Minute aufzuhören: das war ein Zeichen, er hätte es verstehen müssen, er hätte Buße tun müssen. Aber er hatte es nicht getan, und am Ende hatte er diesen Polizisten umbringen lassen müssen.

Dieser Zwischenfall mit Gustavo war ein Zeichen, dessen war er sicher. Gott sprach unablässig durch solche Zeichen zu ihm, ließ ihn wissen, ob er auf dem rechten Weg war, und ließ ihn wissen, wenn er sich irrte. Gott sagte allerdings, wenn er sich irrte, nicht besonders deutlich, worin das Falsche an seinen Handlungen bestand. Er kontrollierte die halbe Stadt mit (Gewalt) einer strengen, aber gerechten Autorität, er hatte eine geachtete Familie mit vier (fetten) stämmigen Söhnen wie er selbst, er brachte seine steuerlichen Angelegenheiten in einem örtlichen Fußballverein in Ordnung, in den sein Geld aus verschiedenen Quellen (sehr schmutzig) hineinfloss und sich auf magische Weise reinigte. Gott hätte manchmal deutlicher zu ihm sein können: worin irre ich mich?

Gustavo interessierte sich, anders als sein Chef, für die Außenwelt, er wäre gern gereist. Auch dieser Wunderlichkeit wegen faszinierte seine junge rechte Hand Inácio. Bisweilen vermutete er sogar, es könne sein Sohn sein: jener Bursche, der Jahre zuvor so keck darum gebeten hatte, für ihn zu arbeiten, hatte etwas in den Augen, das ihn an sich selbst in diesem Alter erinnerte. Er achtete nicht sehr auf das Geschick seiner Geliebten, sobald er ihr Bett verlassen hatte, ausgeschlossen war es also keineswegs. Wie dem auch sei, Gustavo hatte seinen Wert und seine Treue mehrfach bewiesen, so sehr, dass er der Einzige war, in dessen Hände Senhor Inácio sein eigenes Leben zu legen bereit gewesen wäre. Wer ihm etwas angetan hatte, war ein toter Mann, daran durfte niemand zweifeln. Und wer ihn gerettet hatte, musste belohnt werden.

Was Gustavo so weit außerhalb seines Gebiets zu suchen hatte, wusste man noch nicht genau, im Krankenhaus hielten sie ihn unter Beruhigungsmitteln, aber Senhor Inácio zweifelte nicht daran, dass er zu einer Frau unterwegs gewesen war. Ja, mehr noch: seine Angreifer, die ein böses Ende nehmen würden, hätten sehr wohl die Verwandten des Mädchens sein können, Vater und Brüder. Gewiss war er nicht auf dem Weg zu dieser Person hier gewesen, dachte Inácio kichernd, während er die toupierte Frisur und die nicht eben anmutigen Formen der Frau musterte, die vor ihm stand.

„Sind Sie Teresa Alves Miguenhes?“

„Ja, mein Herr.“

Inácio las von einem zerknitterten, handbeschriebenen Blatt ab; Teresa war stehen geblieben und wartete auf ein Zeichen, um sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch setzen zu dürfen, ein Zeichen, das nicht kam.

„Sie wohnen in der Avenida Piauí und arbeiten im Salon von Madame Samuela?“

„Ja, mein Herr. Entschuldigen Sie, aber sind Sie so eine Art Polizist?“

Polizist oder Gesetzloser waren in Teresas Kopf fast dasselbe, nur dass dieser Ort nicht nach einer Polizeiwache aussah. Vielleicht war er ein Privatdetektiv? Wie in den Filmen?

„Polizist? Nein, nein. Ich bin ein ehrbarer Bürger, der eine freundliche Dame für eine mutige Tat belohnen möchte. Sie haben Gustavo das Leben gerettet, wussten Sie das? Ohne Sie wäre er gestorben. Ich schulde Ihnen einen Gefallen, meine Dame, Sie können mich um alles bitten, was Sie wollen.“

„Wie soll ich das verstehen, was ich will?“

Gesetzloser, hatte sie entschieden: einer, der sich so benimmt, kann nur ein Gesetzloser sein.

„Gustavo ist wie ein Sohn für mich, und ich bin ein sehr großzügiger Mann, bitten Sie mich um das, was Sie wollen.“

Teresa war verblüfft. Ihre Gedanken wanderten zu dem Gespräch, das sie an jenem Morgen mit Luiza geführt hatte, die sie eine unbesonnene Verrückte genannt hatte, weil sie eine riesige Gefahr auf sich genommen habe, ohne irgendetwas dafür zu bekommen. Dann dachte sie mit einem Schauder wieder an den Vorfall des Vorabends, an jenen verletzten, blutenden Mann und daran, wie sie ihm geholfen hatte.

„Ein Telefon“, sagte sie fast zu sich selbst.

„Sie wollen telefonieren?“, fragte Inácio und verstand ihre Worte falsch.

„Nein, nein. Sie haben gesagt, Sie könnten mir geben, was ich will. Ich hätte gern ein Telefon, wie das von Senhor Gustavo.“

„Ein Telefon wie das von Senhor Gustavo. Ich verstehe“, Inácio öffnete eine Schublade und bedeutete ihr näher zu treten, „suchen Sie sich aus, welches Sie möchten. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?“

Teresa spähte in die Schublade und sah, dass sie mindestens ein Dutzend Handys enthielt, in allen Formen und Farben. Ihr Gesicht leuchtete auf, als sie ein schwarzes sah, in Form einer Banane, so ähnlich dem, das in jenem schönen Science-Fiction-Film benutzt wurde, den sie vor wenigen Monaten gesehen hatte. Sie fragte mit den Augen um Bestätigung, ob sie es nehmen dürfe, und antwortete dann: „Nein, so ist es gut. Man muss sich zu bescheiden wissen.“

1.9 Abfrage

Antônios Stunden waren nie normale Sportstunden.

„Heute wird abgefragt.“

Antônio streifte die Handschuhe über und stellte sich in die Mitte des Tores. Der Erste, der sich am Punkt einfand, war João.

„Wo liegt Murrayfield?“

„Ähm… in Schottland?“

„Richtig.“

João schoss seinen üblichen laschen Elfmeter, den Antônio ohne Mühe hielt. Vielleicht stellte er ihm auch deshalb unbewusst immer leichte Fragen.

„Lucas: nenn mir eine Sportart, die ohne Schiedsrichter gespielt wird.“

„Frisbee!“

„Fast. Die Sportart heißt allerdings Ultimate, tut mir leid, kein Elfmeter.“

George hob die Hand: „Herr Almeida!“

„Ja?“

„Es gibt tatsächlich einige Verbände, die es Ultimate Frisbee nennen, und ein paar, die es Frisbee nennen. Da Sie das Land nicht angegeben haben, war Lucas’ Antwort meiner Meinung nach richtig.“

Antônio musste ihm recht geben, und so durfte Lucas seinen Elfmeter schießen, verlud ihn und sicherte sich sein „Plus“ im Klassenbuch.

„Nenn mir eine Sportart, in der man den Ball nicht mit den Händen berühren darf, Raul.“

Raul, ein dunkelhaariger, ellenlanger Junge, dürr wie ein Zweig, war ein weiterer mit haltbarem Schuss: „Fußball.“

Hinter Rauls Rücken begann der größte Teil der Klasse zu kichern. George schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Alexandre murmelte „Vollidiot“, laut genug, dass alle es hörten.

„Fußball, Raul? Wirklich? Gehört der Torwart nicht zum Fußball?“

„Entschuldigen Sie, Herr Almeida, daran hatte ich nicht gedacht…“, antwortete Raul zerknirscht. Kein Elfmeter für ihn.

Alexandre war der Junge mit dem härtesten Schuss der ganzen Klasse. Von Abfrage zu Abfrage hatte er immer härter geschossen, um herauszufinden, wo die Grenze lag, die der Lehrer setzte. Als er begriffen hatte, dass es keine Grenzen gab und alles zählte, wie in der ersten Liga, hatte er angefan-

gen, Bomben zu schießen, dass einem die Handgelenke zitterten. Deshalb stellte Antônio ihm oft abwegige Fragen über die Regeln des Curlings, über die Namen australischer Stadien und dergleichen. Aber an jenem Tag fühlte Antônio sich in Form, die Vorstellung, einen schönen Elfmeter zu halten, missfiel ihm nicht, und außerdem lohnte es sich, Alexandre eine Lektion zu erteilen.

„Sag du es mir, Alexandre, eine Sportart, in der man den Ball während des Spiels nicht mit den Händen berühren darf."

„Tennis!", rief Alexandre selbstsicher und nahm schon Anlauf.

„Und wie werfen sie den Ball zum Aufschlag in die Luft? Mit den Füßen? Mit dem Mund?"

Alle kicherten.

„Aber Herr Almeida, Sie haben die Worte *während des Spiels* betont, ich dachte…"

„Der Aufschlag gehört zum Spiel, Alexandre. Tut mir leid, heute kein Elfmeter für dich."

George brummte: „Vollidiot."

Raul entfuhr ein lauteres Lachen. Alexandre drehte sich um und warf ihm einen Blick zu, der ihn sofort den Kopf senken ließ, aber Raul war es gleich, der Lehrer und George hatten Alexandre in die Schranken gewiesen.

George war Antônios kenntnisreichster Schüler. Sein Schuss war für gewöhnlich nicht gefürchtet, nicht weil ihm die Kraft für eine ordentliche Kanone gefehlt hätte, sondern weil bei ihm immer die Spaßlust obsiegte. Der Löffelschuss, der mit der Rabona, mit der Hacke: einmal hatte er sich auf den Boden gelegt und den Elfmeter mit dem Kopf geschossen. Wie dem auch sei, George verdiente anspruchsvolle Fragen. Aber jetzt war Antônio sein Lächeln aufgefallen, und er konnte der Neugier nicht widerstehen.

„Also, George, willst du uns sagen, in welcher Sportart niemand den Ball jemals mit den Händen berühren darf?"

„Hockey."

Und ohne Antônios Zustimmung abzuwarten, schoss er eine Rakete flach in dessen linke Ecke, die Antônio erst sah, als der Ball schon im Netz war.

Als alle ihre Gelegenheit gehabt hatten, versammelte Antônio die Schüler im Halbkreis vor sich, für die „Moral von der Geschicht'".

„Heute hat George uns eine schöne Lektion darüber erteilt, wie wichtig es ist, außerhalb der Schemata zu denken."

„Aber Herr Almeida", unterbrach ihn Alvaro, „Sie sagen uns doch immer, dass die Schemata überaus wichtig sind."

„Natürlich. Aber die Schemata sind das Fundament eures Spiels, auf dem alles Übrige ruht. Und dann, eben, kommt alles Übrige. Glaubt ihr, Picasso hat immer so gemalt? Picasso hat zuerst die klassische Technik zur Vollkommenheit gelernt, und erst danach hat er sich erlaubt, sie umzustürzen. Dasselbe müsst ihr tun: Schemata atmen, bis ihr sie vollkommen beherrscht, und dann im rich-

tigen Augenblick – zack! – sie umstürzen und die Gegner verblüfft zurücklassen, die die *Mona Lisa* erwartet hatten und sich mitten in *Guernica* wiederfinden.“

George hätte gern gefragt, warum um alles in der Welt die Gegner die *Mona Lisa* hätten erwarten sollen, wo sie doch nicht von Picasso gemalt worden war, aber ausnahmsweise hielt er es nicht für angebracht, den Besserwisser zu spielen, und beherrschte sich.

„Und vor allem“, schloss Antônio, „erwarte ich von euch, dass ihr zu erkennen wisst, wann es angebracht ist, einem Schema zu folgen, und wann es dagegen Zeit ist, außerhalb der Schemata zu denken. Wenn ihr spielt, wenn ihr abgefragt werdet, wenn ihr eines Tages berühmte Sportler werdet. Denkt an *Guernica*. Denkt daran, dass ihr es seid, die wählen, ob ihr zweimal dasselbe Lied auflegt oder es im Gegenteil nie wiederholt.“

Also, was die Lieder damit zu tun haben, habe ich wirklich nicht verstanden, dachte George.

1.10 Millennium-Bug

Einmal in der Woche nutzte Antônio seine Sendestunde, um seinen Hörern Internetunterricht zu geben. Informatik hatte er nie studiert, einen Computer hatte er zu Hause nicht (aber er dachte daran, bald einen zu kaufen), und bevor er beim Radio angefangen hatte, hatte er in seinem ganzen Leben nie einen benutzt. Aber die Neugier war auf seiner Seite, und jene halbe Stunde Nutzung vor der Sendung, über die Zeit wiederholt, genügte ihm reichlich, um „der Computerexperte des Senders“ zu sein (wobei mit Experte der Einzige gemeint war, der ihn einschaltete) und der größte Tüftler unter seinen Bekannten, mit der selbstverständlichen Ausnahme von Vitor. Vitor war ein echter Tüftler, er half ihm, wenn es ein Problem gab, und vor allem steckte er ihm die Tipps zu den interessantesten Seiten und Programmen, denen, die in den Monaten darauf populär werden sollten, was Antônio erlaubte, nicht nur als Vermittler durchzugehen, sondern auch als einer, der weit vorausschaut (innerhalb des engen Kreises derer, die seine Sendung hörten, wohlgemerkt).

„Heute wird es eine Riesensendung, ich warne euch. Haltet eure Notizblöcke bereit, denn ich versichere euch, ihr werdet nicht vergessen wollen, was ich euch erklären werde. Wir fangen mit einer verblüffenden Neuigkeit an: einem Programm, mit dem ihr jedes beliebige Lied herunterladen könnt, jederzeit, gratis. Es heißt Napster und funktioniert so: ihr installiert es auf eurem Computer und sagt ihm, in welchem Ordner ihr eure Musik aufbewahrt. Alle anderen Nutzer machen dasselbe, und Napster erlaubt euch, in ihren Ordnern zu suchen, in den Ordnern der Rechner auf der ganzen Welt! Wenn ihr das Lied findet, das euch interessiert, ein Klick, und in etwa zwanzig Minuten habt ihr es auf eurem Computer. Ich verstehe, dass das unglaublich klingt, aber um euch zu beweisen, dass es stimmt, machen wir eine Probe. Der erste Hörer, der anruft, sucht sich ein Stück nach Belieben aus, ich suche es, und wir sehen, ob wir es bis zum Ende der Sendung gemeinsam hören können.“

„Hallo?“

„Antônio?“

„Hallo, Teresa.“

„Antônio, ich habe ein wunderschönes neues Telefon, das solltest du sehen. Ich rufe dich damit an, hört man das? Hörst du den Unterschied?“

Teresa hatte nie einen Computer benutzt, sie hatte kaum je einen von Weitem gesehen, wie sie ihm freimütig erzählt hatte, und schien nicht die Absicht zu haben, damit anzufangen. Aber, wie sie zu Antônios Verlegenheit schon mehrmals auf Sendung erklärt hatte, Antônio hatte eine so schöne Stimme, dass es auch angenehm war, über diese sterbenslangweiligen Themen reden zu hören.

„Also, welches Stück soll ich suchen?“

„Öööh, ich wüsste nicht. Ich mag Caetano Veloso sehr, aber vielleicht kennt man ihn im Rest der Welt nicht. Kannst du wirklich in den Computern der ganzen Welt suchen?“

„Ja, Teresa, allem Anschein nach ja.“

„Auch in Jamaika?“

„Ja.“

„Mein Gott, wie aufregend. Also… ich würde ein schönes fröhliches Lied sagen. Ginge ‚Could You Be Loved'? Ich habe nicht verstanden, wie du dich mit dem Computer von Senhor Bob Marley verbinden willst, wo er doch schon lange tot ist. Vielleicht seine Angehörigen? Jedenfalls grüß sie von mir, und Grüße an dich, lieber Antônio."

„Gut. Wir stellen ‚Could You Be Loved' zum Download ein und kommen unterdessen zur zweiten Nachricht, die leider nicht ebenso schön ist, im Gegenteil, sie ist sehr besorgniserregend. Ich habe euch schon ein paarmal vom Millennium-Bug erzählt: einem Problem in den Computerprogrammen, die, so scheint es, wenn das neue Jahr beginnt, das Jahr 2000 mit 1900 verwechseln werden. Und wen schert das, werdet ihr fragen? Wenn mein Nachbar, Senhor Bastos, betrunken nach Hause kommt und den Freitag mit dem Samstag verwechselt, ändert das für mich gar nichts. Aber ich habe verschiedene Artikel gelesen, in denen die Fachleute übereinstimmten, dass viele Einrichtungen, die auf Informatik beruhen, Fehlermeldungen ausgeben und bis zum Stillstand kommen könnten. Und wenn mein Computer stehen bleibt, na und. Aber wenn der Computer einer Bank stehen bleibt und das Geld von eurem Konto auf meines überweist? Oder wenn der an Bord eines Flugzeugs stehen bleibt, was passiert dann? In einem Artikel, den ich heute gelesen habe, zeigt sich ein Fachmann sehr besorgt über das, was in Ländern wie Indien und Pakistan geschehen kann, die ein Atomwaffenarsenal besitzen, und er sagt, er werde das Neujahr Pakistans mehr feiern als das von Rio de Janeiro, weil vom ersten abhängt, ob wir noch am Leben sind, um das zweite zu feiern. Ich sage: was für eine Welt haben wir gebaut, wenn wir Angst haben müssen, dass ein Fehler in einem Computer eine atomare Bombardierung auslösen kann? Wie dem auch sei, die Fachleute suchen nach einer Lösung, sagen sie."

Antônio brach ab, um das musikalische Zwischenspiel einzuspielen. Um beim Thema zu bleiben, legte er ‚Two Suns In The Sunset' von Pink Floyd auf und ‚Russians' von Sting.

„Apropos suchen, kommen wir zurück zu den schönen Dingen und dazu, wie erfinderisch die Menschheit sein kann, wenn sie sich dranmacht. Ihr kennt das doch, wenn ihr mich auf der Straße anhaltet und mich fragt, wo ich all diese Informationen herhabe?" Das war ihm, seit er beim Radio arbeitete, erst zweimal passiert, aber „zweimal" rechtfertigte den Plural. „Nun, natürlich benutze ich eine sogenannte Suchmaschine. Bis vor wenigen Tagen benutzte ich, wie alle, Altavista oder Yahoo, aber jetzt habe ich eine neue entdeckt. Sie hat einen ganz seltsamen Namen: Gugel, geschrieben G O O G L E, und ich kann euch garantieren, das ist eine Bombe. Ihr schreibt ein Wort, und von zehn Ergebnissen, die sie liefert, könnt ihr sicher sein, dass mindestens sieben oder acht mit eurer Suche zu tun haben. Und schnell ist sie auch. Klar, die Entwicklung des Internets ist so rasant, dass es nächstes Jahr wahrscheinlich eine noch bessere geben wird, aber bis sie kommt, notiert euch diesen Namen und fangt an, ihn zu benutzen, ihr werdet es nicht bereuen."

Er sah auf dem Computer nach und stellte mit einem Lächeln fest, dass sein Versuch geglückt war.

„Und das war's für heute. Bis zur nächsten Folge. Aber bevor ich gehe: da war ein Versuch im Gange, sehen wir, welche Früchte er getragen hat."

Antônio schaltete das Mikrofon aus, spielte ‚Could You Be Loved' an, verabschiedete sich von Paco, dem Tontechniker, verabschiedete sich von João und ging zufrieden davon.

1.11 Macapá Futebol Clube

Die zwei Erfolgsjahre, die bei der Jugend von Real Amapá auf den miserablen Anfang gefolgt waren, hatten Antônio die Türen zur Rückkehr in den Macapá Futebol Clube geöffnet, als Trainer der ersten Mannschaft. Aber in der ersten Mannschaft wurden die Dinge schnell schwierig. Das Charisma, das Antônio sich bei den Fünfzehnjährigen mühsam hatte aufbauen können, war bei den Erwachsenen augenblicklich verflogen, zumal es sich um seine ehemaligen Mannschaftskameraden handelte. Die Minimatch-Methode war auf allen Ebenen sehr schlecht angesehen, Antônios Jargon kam bei niemandem an, nicht einmal bei Eduardo. Eduardo war ein pragmatischer Mann und ein Liebhaber von Zahlen, der in den Statistiken Entwicklungen las, die Antônio nicht verstehen konnte und nicht verstehen wollte.

Die erste Saison war ohne Schimpf und ohne Ruhm zu Ende gegangen. Die Spieler verwalteten sich im Spiel selbst, ohne auf Antônios Ratschläge zu hören, und unterzogen sich den Minimatches widerwillig, ohne es je zu einer wirklichen Auflehnung kommen zu lassen. Im Grunde spielte man zum Vergnügen, Geld war keines im Umlauf, und wenn man trotz dieses Trainers ein paar Spiele gewann, hieß das, dass die Spieler etwas taugten.

„Die Methode funktioniert“, sagte ein mutloser Antônio zu Eduardo, „ihr wollt nicht sehen, was für mich offensichtlich ist: sie funktioniert. Was sagen dir die Statistiken? Sie sagen dir, dass wir besser werden, oder?“

„Die Statistiken sagen mir, dass die Jungs trotz der Trainingsmethode besser spielen.“

„Wie kannst du das sagen? Ich muss die Spieler darauf trainieren, ohne mich auszukommen, das habe ich immer gesagt, dass das mein Ziel ist, oder? Und sie lernen es gut, das ist alles.“

Das Vertrauensverhältnis zwischen den beiden Trainern kam nicht in Gang, das zwischen den Spielern und Antônio war nicht vorhanden, Eduardo spürte das ganze Gewicht der Mannschaft auf den eigenen Schultern: am Jahresende war die Mannschaft Fünfter geworden, ein halbes Desaster.

Aber das war im ersten Jahr passiert. Trotz der Reibereien und des Grolls hatte der Vorstand beschlossen, Antônio noch ein Jahr zu behalten, und die Dinge hatten sich langsam eingerenkt. Niemand gab je öffentlich zu, dass Antônios Methode irgendeinen Nutzen gebracht hätte, aber die Mannschaft schnitt im Jahr darauf tatsächlich besser ab als sonst, wurde Erster in der ersten Vorrundengruppe und Zweiter in der zweiten, bis sie, indem sie alle K.-o.-Duelle weiter gewann, das Halbfinale erreichte. Langsam war Eduardo dazu gekommen, einige Seiten von Antônios Wesen zu schätzen und zum Teil auch seine Bildung, vor allem seinen unablässigen Drang, sich zu interessieren, sich kundig zu machen, zu studieren.

Für Antônio war es nie leicht, Eduardo zu erzählen, was er fürs Training vorbereitet hatte. Er stellte eine Liste von Situationen auf, in denen die Mannschaft nach seinem Urteil die Gegner in Schwierigkeiten bringen konnte oder in denen die Gegner versuchen würden, Macapá in Schwierigkeiten zu bringen, und legte sie dann Eduardo zur Vorabprüfung vor.

„Heute müssen wir das gespaltene Gleis machen, sicher ein bisschen Tintenfisch, ein paar Bötchen auf der rechten Seite, und wir müssen unbedingt die *fortaleza* probieren, für den Fall, dass wir früh in Führung gehen, vielleicht auch mit ein paar wild gewordenen Bogenschützen.“

„Das gespaltene Gleis?“ Eduardo war mit Antônios Jargon nicht vollkommen vertraut, teils weil jede Woche neue Namen entstanden, teils weil er sich nie wirklich die Mühe gemacht hatte, alle Bezeichnungen zu lernen.

„Ja, das gespaltene Gleis, der lange Abschlag des Torwarts mit allen Mittelfeldspielern und Stürmern, die nach vorn losstürmen.“

Antônio, vielleicht damit beschäftigt, wie er die Abtrennung der verschiedenen Minifelder organisieren sollte, bemerkte den ratlosen Ausdruck auf Eduardos Gesicht nicht.

„Der lange Abschlag? Du machst Witze, oder?“ Eduardos Ton war sehr ernst geworden, aber Antônio schien es nicht zu merken.

„Ja, das heißt nein. Und jetzt, wo ich darüber nachdenke, auch ein bisschen Piranha.“

„Warte, Antônio. Am Sonntag ist das Halbfinale, richtig? Ich weiß nicht, was du für Probleme mit Halbfinals hast, aber Macapá ist seit sechs Jahren nicht mehr ins Halbfinale gekommen. Und du willst unsere Zeit mit langen Abschlägen verschwenden?“

„Eduardo, du verstehst nicht, weil du nicht verstehen willst. Aber das ist nicht nur dein Problem, es ist das Problem von allen, auch der Politiker. Ihr weigert euch, Mut zu haben, zu versuchen, über das hinauszugehen, woran ihr gewöhnt seid, ihr verschanzt euch alle auf euren Positionen, ihr wollt nicht wirklich Ergebnisse erzielen. Überleben, das ist es, was ihr wollt, nur überleben. Und damit leugnet ihr die Natur des Menschen selbst, seinen natürlichen Drang zur Entwicklung: wir sind darauf programmiert, uns zu entwickeln, immer neue Dinge zu suchen, besser zu werden. Ihr lebt nicht in dieser Zeit, ihr lebt in der Vergangenheit.“

„Aber wer ist ‚ihr‘, bitte schön? Wer lebt in der Vergangenheit?“

„Das war nur so dahingesagt. Ypiranga hat dieses Jahr drei Tore nach langen Abschlägen kassiert, warum sollten wir sie nicht im Training üben? Warum sollten wir nicht versuchen, das auszunutzen, was eine offensichtliche Schwäche der Gegner ist? Was wäre passiert, wenn, was weiß ich, im Zweiten Weltkrieg die Amerikaner sich geweigert hätten, die Schwächen der Gegner auszunutzen? Würde es dir gefallen, wenn es eine weltweite Naziregierung gäbe?“

„Was denn für Schwächen? Die Nazis? Was redest du da?“

„Und überhaupt ist das Problem, dass ihr nicht imstande seid, Verdienst zu erkennen und zu würdigen, ihr fühlt euch immer berechtigt zu kritisieren, auch auf der Grundlage fragwürdiger Argumente oder auf der Grundlage einer objektiv geringeren Bildung…“

Eduardo hörte beim Wort „objektiv“ auf, Antônio zuzuhören, warf einen Blick auf seine Notizen, sah auf die Uhr, versuchte sich zu beschäftigen, indem er hier und da Ordnung machte, und sagte schließlich, als er Antônios Stimme nicht mehr zwischen den Stahlbetonträgern widerhallen hörte: „Du sagst es ihnen, heute. Du redest mit den Jungs.“

„Es ist der zwölfte November. Könnt ihr das glauben? Es ist schon der zwölfte November. Der Beginn der Meisterschaft 1999? Kommt mir vor wie gestern. Kommt es euch nicht auch so vor? Wir haben Momente großer Spannkraft erlebt, wir haben mittelmäßige Momente erlebt, wir haben gut gespielt und wir haben weniger gut gespielt, aber wir sind hier.“

Dante und Diego sahen ihn an, jeder mit einer Schulter an einen Pfosten der Kabinentür gelehnt. Sie rauchten, wie immer vor einem Training oder einem Spiel, und wechselten rasche einverständige Blicke, um sich die Langeweile mitzuteilen, die x-te Rede Antônios anhören zu müssen, den sie gut kannten, da sie jahrelang seine Mannschaftskameraden gewesen waren. Dani und Ricardo schnürten sich langsam die Schuhe und nickten stumm. Maurício mit seiner unverwechselbaren blonden Mähne tat so, als suche er etwas in seiner Tasche, nahm die Deosprühdose in die Hand und steckte sie in eines der Fächer zurück, prüfte, ob der Verschluss des neuen Duschgels fest zu war, und kontrollierte sorgfältig alle Reißverschlüsse.

„Wir sind im Halbfinale angekommen. Am Sonntag spielen wir um die Saison, wie wir letzten Sonntag darum gespielt haben und wie wir vor zwei Sonntagen darum gespielt haben. Nur dass wir übermorgen gegen Ypiranga spielen."

„Diese Arschlöcher von Ypiranga!", warf Danilo José ein, der Mannschaftskapitän, und löste ein Gelächter aus, das Antônio unwirsch aufnahm.

„Respekt, Jungs, Respekt. Wir können nicht gegen eine so starke Mannschaft wie Ypiranga auflaufen, ohne ihr Respekt entgegenzubringen. Der Sport ist vor allem eine Schule des Lebens, wir können nicht immer meinen, in allem, was wir tun, die Besten zu sein."

„Aber Trainer", es war wieder Danilo Josés Stimme, „wir sind die Besten!"

„Wir werden sehen, Danilo, wir werden sehen."

Während er sprach, zeichnete Antônio mit bunter Kreide auf die große Schiefertafel, auf die vier Fußballfelder vorgedruckt waren, mit den Linien, die die Felder für die Minimatches abgrenzten.

Als das gespaltene Gleis an der Reihe war, ging ein Murren durch die Spieler. Wieder war es Danilo José, der sich zum Sprecher seiner Mannschaft machte: „Trainer! Das Schema kennen wir nicht, wie heißt es? Das gekochte Buch? Das unterbrochene Klopapier?"

Neues Gelächter füllte die Kabine.

„Egal. An diesem Punkt ist der Name egal. Wichtig ist, dass ihr diese Spielsituation probt. Ypiranga hat dieses Jahr drei Tore in dieser Situation kassiert, und ich will, dass ihr sie probt. Man muss Respekt vor den Gegnern haben und ihre Schwächen kennen, diese beiden Dinge widersprechen sich nicht. Nur wenn wir lernen, über die Schwächen der anderen nachzudenken, können wir unsere eigenen erkennen und verbessern."

„Welche Situation, Trainer?"

„Langer Abschlag des Torwarts und Attacke in der Angriffszone."

Die Jungs sahen sich an, halb ergeben, halb belustigt, manche nicht einmal ganz sicher, richtig verstanden zu haben. Die Stille in der Kabine wurde dichter, bis kaum noch jemand zu atmen wagte. Gebrochen wurde die Spannung von Danilo José, der ruckartig aufstand und die Kabine verließ, wobei er murmelte: „Ich gehe mit Eduardo reden", dicht gefolgt von seinen Unteroffizieren Henrique und Lucas und dann nach und nach von allen anderen.

Nur Thiago, einer der Jüngsten, blieb sitzen und wartete auf Anweisungen. Er trug eine Zahnspange und ein Stirnband, das ihn wie einen Tennisspieler der achtziger Jahre aussehen ließ, und zeigte ein Lächeln, das Antônio vermuten ließ, er habe die Lage nicht ganz erfasst. Kurz darauf platzte Amauri

in seinem Mechanikeroverall in die Kabine: „Entschuldigung, Entschuldigung, mein Moped ist kaputtgegangen, Entschuldigung…“

Der Satz blieb auf halbem Weg hängen, als ihm aufging, dass die Kabine leer war, und ihm klar wurde, dass er die Jungs schon alle draußen auf dem Platz gesehen hatte.

„Was ist passiert?“, fragte er schüchtern.

„Nichts“, antwortete Antônio, „nichts. Zieh dich schnell um, wir haben zu tun“, schloss er und ging zur Tür hinaus.

1.12 Halbfinale

Am Morgen des 14. November 1999 erlebten die Türen der Kirche São José ein ungewöhnliches Kommen und Gehen. Nicht dass die Kirche sonntags gewöhnlich leer geblieben wäre, im Gegenteil, aber an jenem Tag standen viele Leute neugierig an der Tür, die in dieser Pfarrei nie einen Fuß hineingesetzt hatten.

Die gesamte Fußballmannschaft des Macapá Futebol Clube kniete vor dem Altar aufgereiht, während der Priester der Reihe nach allen den Segen erteilte, unter den aufmerksamen Augen von Senhor Inácio Império, dem Präsidenten, und des Co-Trainers Eduardo.

„Wo ist er?“, fragte Inácio sehr gereizt.

„Ich weiß es nicht“, antwortete Eduardo, „ich habe ihn angerufen, und er hat mir gesagt, er kommt, aber ehrlich gesagt klang er nicht sehr überzeugt, Sie wissen ja, wie Antônio ist.“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Na ja, er ist schwer zu überzeugen.“

„Wie dem auch sei, er sollte besser auftauchen, wir wollen doch nicht, dass ein Unglück über uns hereinbricht, oder?“

„Nein, nein, natürlich nicht…“ murmelte Eduardo, seinerseits ohne allzu viel Überzeugung.

Das von Senhor Inácio gefürchtete Unglück hatte sich kurz nach Sonnenaufgang angekündigt, in Gestalt einer beeindruckenden Wasserhose, die sich einige hundert Meter vor dem kleinen Hafen von Macapá erhoben hatte und dort fast eine Stunde lang drohend stehen geblieben war, während sich eine Woge der Panik wie ein Ölfleck über die Stadt ausbreitete. „Das bringt Unglück!“, war der häufigste Kommentar, aber auch „Wir werden alle sterben“ oder, mit einer gewissen Übertreibung, „Es ist das Ende der Welt“.

Wasserhosen sind in Macapá nicht so selten, in schlechten Jahren bekommt man auch zwei oder drei zu sehen. Was diese hier besonders machte, war ihre Beharrlichkeit: gewöhnlich löste sich die Wasserhose nach wenigen Minuten auf und entfernte sich Richtung Ozean. Aber die Wasserhose jenes Novembertages wollte nicht weichen: sie blieb dort und drehte sich und warf furchterregende Wirbel auf, näherte sich bald der Küste, wich bald wieder ein wenig zurück, als wollte sie sich über die verängstigten Bürger lustig machen.

„Was für ein Unglück, wenn sie auf unsere Häuser niedergeht!“

„Es ist schon so ein Unglück, auch wenn sie die Häuser nicht trifft: das ist das Pech, das uns mit den Augen Gottes ansieht!“

Und so weiter.

Antônio hatte eine schwierige Nacht hinter sich. Nach einem langen Abend, an dem er über Spielschemata nachgedacht und wieder nachgedacht hatte, war er noch angezogen auf dem unbequemen Wohnzimmersofa vor Müdigkeit zusammengebrochen. Die Morgendämmerung hatte ihn in einer unnatürlichen Haltung zusammengekrümmt überrascht, die Notizen noch in der Hand, und das Erwachen war von Rückenschmerzen und einem lästigen Gefühl im Kopf begleitet gewesen, das we-

der ein Kaffee noch eine Dusche hatten vertreiben können. Von der Wasserhose hatte er aus dem Radio erfahren, das er eingeschaltet hatte, um ein wenig Gesellschaft zu haben, während er die Blätter vom Vorabend ordnete, aber vielleicht weil er inzwischen im Gedanken an das Halbfinale versunken war, hatte die Nachricht keine Spur in ihm hinterlassen, jedenfalls bis zu Eduardos Anruf.

„Hallo, Antônio?“

„Eduardo! Was ist los?“

„Hast du die Nachricht nicht gehört?“ Eduardos Stimme war seltsam aufgeregt.

„Nachricht? Welche Nachricht?“

„Die Wasserhose, es gibt eine Wasserhose gleich vor dem Hafen, sie steht seit fast einer Stunde dort und will nicht weichen!“

„Muss man sich denn Sorgen machen? Was sagen die Behörden? Ist es nicht wie immer, dass sie sich nach einer Weile nach Nordosten entfernt?“

„Sie steht seit fast einer Stunde dort, verstehst du? Das ist keine normale Wasserhose!“

„Und was ist es dann?“

„Hier sagen alle, es sei das Ende der Welt, ein Unglückszeichen.“

„Und du glaubst das? Eduardo, der Mann der Wissenschaft, entdeckt plötzlich, dass er abergläubisch ist?“

„Nicht ich bin abergläubisch, es ist die Wasserhose, die nicht weichen will! Jedenfalls hat Senhor Inácio uns alle in die Geschäftsstelle bestellt.“

„In die Geschäftsstelle? Aber ich brauche eine halbe Stunde dorthin, wozu hat er uns bestellt?“

„Wegen des Unglücks. Das heißt, um das Unglück zu bekämpfen.“

„Und wie gedenkt er es zu bekämpfen, bitte schön?“

„Hör zu, Antônio, Senhor Inácio hat mir gesagt, ich soll dir sagen, dass du kommen sollst, die Fragen stellst du dann ihm, einverstanden?“

Als man die Sache im Nachhinein rekonstruierte, hätte sich niemand genau erinnern können, wer den Satz „gehen wir uns segnen lassen“ ausgesprochen hatte; sicher ist, dass Inácios Augen aufleuchteten und es keinerlei Notwendigkeit gab, es zweimal zu sagen. In seinem Innersten wusste Eduardo sehr wohl, dass er es gewesen war, und wusste sehr wohl, dass er es getan hatte, um eine Lage zu entwirren, die immer angespannter wurde: der Präsident verzweifelt wegen des unheilvollen Vorzeichens, die Spieler unsicher, ob sie ihn ernst nehmen sollten oder nicht, die Zeit, die verstrich, ohne dass die Spannung sich löste, Antônio, der sich nicht blicken ließ.

Von der Geschäftsstelle des Macapá in der Avenida FAB zur Kirche São José waren es wenige hundert Meter, aber diese seltsame Gesellschaft konnte gewiss nicht unbemerkt bleiben. Ein seltsamer Sonntag, jener vierzehnte November, für die Bewohner des Viertels Santa Rita: eine unheilvolle Wasserhose, gefolgt von einem Aufzug erwachsener Männer in grünen kurzen Hosen und grün-

orangenem Trikot, mit finsteren, ja verweinten Gesichtern, auf dem Weg in eine kleine Kirche im Zentrum.

Antônio war unschlüssig, was zu tun sei. Er wollte der Einbestellung seines Präsidenten nicht fernbleiben, war aber sicher, dass der Anlass nichtig war, und außerdem lag die Geschäftsstelle des Macapá mit dem Fahrrad eine halbe Stunde von seinem Haus entfernt, und dorthin zu fahren hätte ihn gewiss die gesamte Spielvorbereitung gekostet. Und schließlich war da ein Alarmsignal, das in den Tiefen seines Kopfes schrillte und aus den Feuerbuchstaben des Wortes „HALBFINALE“ bestand.

Antônio war ein Trainer für die Meisterschaft, gut darin, die Gegner zu studieren und die ganze lange Zeit einer Saison für Anpassungen und Verbesserungen zu nutzen. Aber das K.-o.-System, das nicht. Während der K.-o.-Spiele nahmen all seine Unsicherheiten Gestalt an und wurden wirklich, und je näher das Endspiel rückte, desto mehr zitterten ihm die Beine.

Achtelfinale: erste Zweifel; Viertelfinale: kritische Innenschau; Halbfinale: Lähmung. Jedes Mal erlebte sein Gehirn jenen Aussetzer, den es im Halbfinale der Volleyballweltmeisterschaft erfahren hatte, jenem, das Brasilien nicht verlieren konnte, und dann doch.

Auch in seinem letzten Jahr als Fußballspieler war sein letztes Spiel ein Halbfinale gewesen: er hätte alles getan, um vor sich selbst zu fliehen, auch vorzugeben, wie geschehen, das leichte Ziehen im Knöchel sei etwas weit Ernsteres.

Antônio hatte entschieden ein Problem mit Halbfinals.

Und wenn das Viertelfinale der Meisterschaft 1999 eine zu leichte Aufgabe gewesen war, um seine Überzeugungen in die Krise zu stürzen, so würde das Halbfinale am vierzehnten November dagegen gegen Ypiranga gehen, eine starke und hochmotivierte Mannschaft.

Man erfuhr nie, ob die Schuld den Hostien zuzuschreiben war, die der Priester in aller Eile aus einem Schrank der Sakristei hervorgeholt hatte und die nicht mehr ganz frisch waren, oder dem inzwischen zu Essig gewordenen Wein. Tatsache ist, dass die Jungs von Macapá buchstäblich verwandelt aus der Segnung kamen: der eine hielt sich den Bauch, der andere hatte Schwindelanfälle, ein dritter sah verschwommen. Manch einer hätte darin eher den Geruch einer Verschwörung gewittert als die Kraft einer göttlichen Strafe.

Und dann war da der dumpfe Zorn von Senhor Inácio, der alle ansteckte; selbst der rationale Eduardo hatte sich zu fragen begonnen, ob Antônios Abwesenheit nicht das x-te Zeichen eines Schicksals war, das sich seit Langem unablässig querstellte.

„Warum“, heulte Inácio, „muss der Herr es auf uns abgesehen haben? Die von Ypiranga kommen aus einer Favela, wo sie alle am Hungertuch nagen? Und das genügt, um sie zu seinen Lieblingen zu machen? Die Jungs aus Santa Rita schwimmen ja auch nicht im Geld, was! Gibt es keine anständigeren Arten, dieses Duell zu veranstalten? Unseren Herrgott verstehe ich manchmal wirklich nicht!“

Was das Schicksal beschließt, wird der Mensch schwerlich ändern können. Die ersten Spieler von Macapá kamen im Stadion an, als ganz Ypiranga schon mitten im Aufwärmen war; in ihren Augen und in ihren Eingeweiden ein plötzliches Unwohlsein, dem nicht beizukommen war. Danilo José, der Kapitän, der Mann mit dem „grauenhaft präzisen“ Schuss, wie ihn die Kameraden oft scherzhaft nannten, lag am Boden. Man erzählte sich später, er habe es gerade noch nach Hause und ins Bad geschafft, wo er während des ganzen Spiels vor Schmerzen zusammengekrümmt geblieben sei.

Inácio war drauf und dran, Antônio, der in diesem Augenblick eintraf, auf der Stelle zu entlassen; nur Eduardos Eingreifen verschob das, was sogar wie eine milde Wiedergutmachung für eine unverzeihliche Frechheit wirkte. Antônio selbst, dessen Nerven immer brüchiger geworden waren, je näher der Anpfiff rückte, sollte während des ganzen Spiels an nichts als ein einziges Wort denken können: Halbfinale, Halbfinale, Halbfinale.

Das Spiel? Das Halbfinale der Amapaense-Meisterschaft des Jahres 1999, gespielt am glühenden Nachmittag des vierzehnten November, sah die bärenstarke und hochmotivierte Mannschaft von Ypiranga über das hinwegfegen, was wie die Gespenster des Macapá FC wirkte. Ein glattes 4:0, das keinen Raum für Widerrede ließ.

„Es ist der *futebol bailado*, der endlich über die triumphiert, die das Wesen des schönsten Sports der Welt in den Schemata sehen und nicht in der Seele“, sollte am Morgen darauf die *Gazeta Esportiva* schreiben (Untertitel: ‚Zeitung der Wahrheit‘).

„Es ist ein Fluch“, sollten andere kommentieren.

1.13 Sendeschluss

Kaum war er die Treppe hinaufgestiegen, merkte Antônio, dass etwas nicht stimmte: die Tür stand offen, und schon vom Treppenabsatz aus sah man das Durcheinander, verstreute Papiere, verdrehte Kabel, Isabels Stiftebecher auf dem Boden umgestoßen. Auf dem Mischpultstuhl sitzend, den man mitten in den Raum gezogen hatte, hielt Paco sich den Kopf in den Händen; er schien ihn nicht einmal hereinkommen gehört zu haben.

„Paco, aber was… was zum Teufel ist passiert?“

„Diebe“, antwortete er ihm, ohne ihn anzusehen, „sie müssen durch das kleine Badfenster gekommen sein, vielleicht haben sie eine Leiter auf das Garagendach unten gestellt, wer weiß. Und wen kümmert es, wie sie hereingekommen sind. Sie haben alles mitgenommen.“

Paco hob die Augen, feucht vor Wut und Bestürzung: „Alles, alles, was auch nur ein Minimum an Wert hat: Mischpult, Computer, Mikrofone, Kopfhörer, Verstärker, alles. Sogar die Kiste mit alten CDs, die seit Jahren in der Abstellkammer stand.“

Antônio war versteinert. Er ließ den Blick über die Räume schweifen, die buchstäblich ausgeräumt worden waren; geblieben waren Stühle und Schreibtische und weit offen stehende Spinde, die Poster an der Wand und jene paar Kabel, die die Diebe auf dem Boden zurückgelassen hatten.

João kam mit gesenkten Augen aus dem anderen Zimmer, in der einen Hand eine Mehrfachsteckdose, in der anderen eine Tüte Süßigkeiten, leer: „Was für ein Desaster, Antônio, was für ein Desaster. Wer weiß, wann wir wieder auf die Beine kommen.“

„Ob, ob wir es schaffen, das ist keineswegs gesagt. Sagen wir ruhig, es wird nicht passieren, das Radio ist am Ende, Schluss, machen wir uns keine beschissenen Illusionen.“

„Komm, Paco, sag das nicht… wir werden schon einen Weg finden, wir suchen einen Sponsor…“

Paco antwortete ihm nicht einmal, deutete nur eine unwirsche Geste an, bevor er den Kopf schüttelte und ihn wieder in die Hände nahm. Das Mischpult, jener alte Kasten, den er liebevoll mit Isolierband und Restkabeln zusammenhielt, war für ihn wie ein Sohn, eine Freundin, ein Hund. Er war ein begabter Tontechniker und sprach hin und wieder davon, in den USA oder in Europa Karriere zu machen, aber am Ende blieb er immer dort und hätschelte sein Radio wie eine Stoffpuppe.

Antônio versuchte gerade, ohne viel Hoffnung, etwas zu finden, was ihn trösten könnte, als Isabel hereinkam, die mittwochs nach ihm auf Sendung ging. Vielmehr, sie kam gar nicht herein: sie blieb auf der Schwelle stehen, die Augen weit aufgerissen.

„Die… Diebe…?“, murmelte sie und ließ die Tasche zu Boden fallen.

João, der mit dem Stecker in der Hand herumirrte und offenkundig nicht wusste, wohin mit sich, antwortete ihr, indem er trostlos die Arme ausbreitete.

„Aber ihr hättet mich benachrichtigen können, die Polizei rufen, was weiß ich, irgendetwas tun!“

„Ich bin vor einer Stunde gekommen und habe das hier vorgefunden, Isabel: nicht einmal Zeit zu begreifen, was passiert war, und schon kam Paco…“, er senkte die Stimme und deutete mit dem Kopf auf den Tontechniker: „Wenn du wüsstest, Isabelita, du hättest sehen sollen, wie er ausgerastet

ist, als ihm klar wurde, so etwas habe ich noch nie gesehen. Ich hatte Angst, er springt aus dem Fenster, an Telefonieren war gar nicht zu denken.“

Genau in diesem Augenblick ließ das Telefon sie mit seinem Klingeln, das im leergeräumten Raum widerhallte, zusammenfahren.

„Hallo?“

„Teresa?“

„Antônio! Was ist los? Ich habe seit zwanzig Minuten das Radio an, aber euren Sender kriege ich nicht rein. Ich habe mich sofort erschrocken, weil ich dachte, mein Radio sei kaputt, aber dann habe ich einen anderen Sender geprüft, heiliger Jesus, was die anderen für Sendungen machen, es gibt wirklich keinen Vergleich, weißt du? Ihr seid das beste Radio von Macapá, ich sage es immer zu Luiza, die dagegen auf dieser anderen Sendung von diesem Typen beharrt, der so tut, als wäre er ein amerikanischer Schauspieler, ich weiß nicht, wie sie das anhören kann.“

„Teresa, entschuldige, aber nicht…“

„Oh, ich habe den Faden verloren. Ich sagte: was ist los? Wieso seid ihr nicht auf Sendung?“

„Teresa, ich fürchte, du wirst dich daran gewöhnen müssen, Luizas Sendung zu hören.“

„Wie meinst du das? Was willst du damit sagen?“

„Ich will sagen, dass es das Radio nicht mehr gibt. Sie haben alles gestohlen.“

Isabel hatte erklärt, sie brauche eine Zigarette, und Antônio – der vielleicht ein- oder zweimal im Jahr rauchte – war so erschüttert, dass er beschloss, ihr Gesellschaft zu leisten. Sie setzten sich auf den Bordstein, und Isabel schüttelte unentwegt den Kopf, sie hatte Tränen in den Augen und wusste selbst nicht, ob sie wütender oder niedergeschlagener war: „Wie schade, wie schade… es lief so gut… es lief wirklich ganz gut, nicht wahr, Antônio? Wir fingen an, uns ein richtiges Publikum aufzubauen, und jetzt, jetzt das.“

„Sei nicht so, du kommst mir vor wie Paco, komm, du bist doch nicht so pessimistisch. Wir werden schon etwas machen, wir finden einen Sponsor, du wirst sehen.“

„Klar, einen Sponsor. Als wären es Mücken, die man verscheuchen muss, so viele gibt es davon. Aber selbst angenommen, wir haben so viel Glück: zwischen Suchen, Finden und alles wieder in Gang bringen vergehen Monate. Und in fünf oder sechs Monaten, wer vom Publikum wird sich da noch an uns erinnern?“

„Na ja, aber…“

„Nichts aber. Wenn es eine schöne Sache gab in dieser Scheißstadt, eine Sache, die mir wirklich gefiel, eine, dann war es dieses unser dummes kleines Radio. Vielleicht hat es in seiner Kleinheit jemandem Gesellschaft geleistet, vielleicht hat es ihn für ein paar Augenblicke von seinen Sorgen befreit, vielleicht hatte es eine kleine, für diese Stadt wichtige Seele. Jetzt, keine Ahnung, es ist nichts geblieben.“

Antônio wusste nicht, was er sagen sollte; Isabel hatte nicht unrecht, aber es tat ihm weh, sie so verbittert zu sehen. Auf einmal, ohne es überhaupt zu merken, hörte er sich sagen: „Also, hier zu sitzen

und zu jammern hilft nicht viel. Gehen wir etwas trinken, irgendwo essen: wenn wir uns schon selbst bemitleiden müssen, dann wenigstens vor einem Bierchen."

Noch verwundert darüber, diese Worte ausgesprochen zu haben – für gewöhnlich war er nicht so direkt mit Mädchen, im Gegenteil –, war er noch verblüffter, als Isabel völlig unerwartet aufstand, sich die Shorts abklopfte und sagte: „Warum nicht, in Ordnung. Man hatte mich in ein Lokal eingeladen, und ich habe Nein gesagt, weil ich überzeugt war, auf Sendung zu gehen: dafür ist es jetzt zu spät, aber ich habe keine Lust, den Abend allein grübelnd zu verbringen. Gehen wir. Hattest du schon einen Ort im Sinn?"

Antônio hatte einen Augenblick völliger Leere: er aß fast jeden Abend auswärts, und doch fiel ihm kein einziges Lokal ein. Während Isabel ihn fragend ansah, gelang es ihm, hektisch im Gedächtnis kramend, endlich, Armandinhas Gaststube hervorzuholen: alles andere als ein eleganter Ort, aber wenigstens aß man dort gut, und außerdem war es wirklich der einzige, der ihm einfiel.

So machten sie sich auf den Weg, während eine träge Sonne von der Farbe der Papaya auf den Staub des Gehsteigs sank, auf Isabels lockiges Haar, auf den armen Paco, der allein in den leeren Räumen zurückgeblieben war und haltlos schluchzte, während er das einzige verbliebene Kabel streichelte, auf die Idee mit jener Einladung zum Abendessen, von der Antônio schon zu bezweifeln begann, dass sie so gut war.

Sie gingen lange – *ich hatte sie näher in Erinnerung, die Gaststube* –, während Antônio die Gelegenheit nutzte, Isabel eine seiner Theorien auszubreiten, genau in diesem Augenblick entwickelt, darüber, wie Radiosendungen Parallelen zu gewissen sportlichen Betätigungen aufweisen könnten, namentlich zum Fußball, und wie das Schema des Ruderbötchens, um nur eines zu nennen, sich, natürlich in Übertragung, auf die Gestaltung der Sechs-Uhr-Nachrichten anwenden ließe.

Isabel ging versunken, Antônio war sehr zufrieden, dass sie ihm mit so gesammeltem Interesse zuhörte, ein kluges Mädchen, nicht wie dieses alte Wasserschwein Eduardo, das seine überhebliche Miene nur zur Schau stellte, weil es nichts verstand.

Eine zufällige Berührung der Hüften ließ in ihm einen flüchtigen Gedanken an ein mögliches Danach aufkommen. Kommst du noch kurz mit rein? Na ja, doch, vielleicht trinken wir noch ein Schlückchen zusammen, aber wirklich nur einen Moment. Entschuldige das Durcheinander, das Bett ist noch ungemacht… Ach was, du wirst sie nach Hause bringen, und ihr werdet euch verabschieden und dabei als gute Freunde über das Radio reden, und damit hat es sich, sinnlos, darüber nachzudenken. Vielmehr hatte er vielleicht vergessen, ihr den Unterschied zwischen dem Haben eines Schemas und dem Gefesseltsein daran ordentlich zu erklären; besser, er erläuterte ihn ihr – vielleicht am Beispiel des Hockeys –, sonst könnte ihr die Überlegung unvollständig erscheinen.

So schweigsam sie unterwegs gewesen war, so gesprächig wurde Isabel, als sie endlich angekommen waren und sich an den Tisch setzten. Sie schien die beengten Verhältnisse der Gaststube gar nicht zu bemerken, die gelblichen Wände, geschmückt mit Bildern von Orixás, Soßenspritzern und aus Zeitungen ausgeschnittenen Schauspielerfotos, die Antônio – nach all den Malen, die er dort gewesen war – dagegen zum ersten Mal bemerkte und darüber vage in Verlegenheit geriet. Was für ein Ort, um ein Mädchen zum Essen auszuführen, du bist ein Trottel, dachte er, während er unauffällig die Papierserviette über das Resopal des Tisches führte, um einen Rand von undefinierbarem Fett zu entfernen, während er hoffte, sie möge die zweifelhafte Klarheit der Gläser nicht bemerken, während er hoffte, sie möge die derben Flüche der Tischnachbarn nicht hören, drei Männer und drei Flaschen *Cachaça*.

Die Küche war wie immer ausgezeichnet, auch wenn es schien, dass Isabel nicht einmal auf das Essen achtete; sie redete wie ein Wasserfall, als wäre sie auf Sendung: die Politik, das Radio, die Freundinnen, das Tagebuch, das sie jeden Abend führte – da, vielleicht, war er ein wenig abgeschweift –, die Reisen, vor allem die Reisen.

„Denn siehst du, Antônio, ich bin nie gereist, aber es ist seit jeher, seit jeher mein Traum. Sprachen lernen, um die Welt zu sehen, um andere Menschen kennenlernen zu können. Und dann gewisse Wunder der Natur, der Architektur vor Augen zu haben, Dinge, die du nur in Büchern gesehen hast, also dafür weiß ich nicht, was ich geben würde."

Sie trank noch einen Schluck *Caipirinha* und fing, bevor Antônio dazwischenreden konnte, aufgeregt wieder an: „Weißt du, vielleicht hat das, was passiert ist, doch seinen Grund. Ich habe den ganzen Weg darüber nachgedacht, während wir hierhergingen, die ganze Zeit habe ich nur daran gedacht: vielleicht ist die Sache mit dem Radio ein Zeichen, dass etwas – oh, denk nicht an mystische Dinge, du weißt, dass ich nicht der Typ dafür bin – aber ich meine, etwas, das mich spüren lässt, dass es Zeit ist, sich zu verändern, andere Dinge zu tun, ich weiß nicht."

„Na ja, das ist sehr schön, was du sagst… mir fällt ein, was ein Freund von mir immer sagte, der ein Segelboot hat: ‚Wenn der Wind sich dreht, musst auch du den Kurs ändern, sonst landest du auf den Klippen.' Das ist mir immer im Gedächtnis geblieben, weil…"

„Genau! Genau so, ein Satz, der vollkommen ausdrückt, was ich sagen will. Siehst du, ich habe keinen roten Heller und ich habe nicht einmal mehr das Radio, aber vielleicht ist gerade deshalb, schau, etwas in mir aufgeblüht, eine Begeisterung, ein Vertrauen in die Zukunft, ich weiß nicht. Ich bin überzeugt, dass der Augenblick einer Wende gekommen ist, eines neuen Lebens, verstehst du?"

Antônio, getroffen von diesem Ausbruch an Gefühlen, von dieser Lebhaftigkeit, von ihren vom scharfen Essen geröteten Wangen, kam der Gedanke, dass man an diesem Punkt vielleicht doch ein ganz kleines bisschen an ein Danach denken könnte. Es war nicht bei einem Bier geblieben, und sie waren schon bei der zweiten *Caipirinha*, sie war ganz Feuereifer und erhitzt, sah ihn mit flammenden Augen an: „Verstehst du, Antônio?"

„Aber sicher, Isabelita, ich verstehe sehr gut, und weißt du, ich habe mir gerade gedacht, ich wohne genau hier hinten: wir könnten dorthin gehen, wir machen es uns bequem, wir trinken noch ein Bierchen… Es gibt neue Schemata, über die wir reden können, und…"

Isabel hielt ihn auf, indem sie eine Hand auf seine legte: „Antônio. Hör zu, Antônio: lieber nicht."

„Also, ich wollte doch nur…"

Isabel ließ seine Hand los, sie lächelte, aber ihre Augen waren klar und entschieden: „Lieber nicht, ich habe es dir gesagt. Wir kennen uns seit langer Zeit, ich mag dich und ich habe dich auch gern, aber sieh mal, du gehörst überhaupt nicht zu meinen Plänen. Du bist ein netter Kerl, ich halte dich für einen guten Freund, aber kurzum, da hört es auf. Machen wir die Dinge nicht kompliziert."

Antônio fühlte sich, als hätte man ihm einen Eimer Wasser aus dem Rio über den Kopf geschüttet, er spürte deutlich die kalten Rinnsale den Rücken hinunter. Er hatte immer eine Schwäche für dieses Mädchen gehabt und hatte, ohne je ganz bewusst daran zu denken, geglaubt, auch sie empfinde Interesse für ihn. Irgendwie hatte er immer vage gedacht, dass eines Tages, in Zukunft, gewiss etwas zwischen ihnen sein würde, ein kleines Etwas. Vielleicht hatte er nur den Augenblick falsch gewählt; ein wenig nach Luft schnappend versuchte er, sich einen Weg offenzuhalten: „Nein, entschuldige, klar, es ist nicht der passende Abend, das Radio und alles, es war ein etwas seltsamer

Tag. Vielleicht gehen wir in ein paar Tagen zusammen aus, gehen ins Kino, reden in Ruhe über alles, über uns…“

Diesmal fing Isabel wirklich an zu lachen: „Hahaha, Antoninho, komm, was du dir alles ausdenkst… mir ist nie ein anderes ‚uns‘ in den Sinn gekommen als das der Freundschaft: schau, es tut mir wirklich leid, wenn ich dich irgendwie, ich weiß nicht, hab glauben lassen – aber das glaube ich nicht, ich schwöre –, wenn ich dich an etwas anderes habe denken lassen. Es tut mir aufrichtig leid, ich wünsche dir alles Glück der Welt, aber ich passe wirklich nicht zu dir, ich will hier weg, ich habe andere Pläne… Entschuldige, ich bin einfach nicht die Richtige.“

Es blieb nichts mehr zu sagen, und Antônio sagte nichts, als sie aufstand, um zu gehen, und ihm mit einer Liebkosung über die Schulter strich.

Vom Rest des Abends hatte er immer eine verworrene Erinnerung, eine feuchte und warme Nacht, ein Tischchen aus blauem Resopal, er und seine drei Tischnachbarn und ihre Flaschen *Pinga*, die inzwischen vier geworden waren.

1.14 Endspiel

In der Staubzeit entgeht auch dem unaufmerksamsten Betrachter ein weiterer (neben dem Fußball) bei den Kindern der Stadt sehr beliebter Zeitvertreib nicht. Man muss nur am Flussufer entlanggehen, um von den kleinen Stränden darunter Dutzende und Aberdutzende überaus bunter Drachen aufsteigen zu sehen, die meisten davon selbst gebaut aus Trinkhalmen und farbigen Plastiktüten. Die Rua Beira Rio, die Uferstraße, für einige Monate von den peitschenden Regenfällen betäubt und, manchmal buchstäblich, vom Braun des Rio überschwemmt, kann sich für ein paar Stunden in einen der fröhlichsten und buntesten Orte des Planeten verwandeln.

Der vorherrschende Wind ist der Ostwind, ein warmer, böiger Wind, Freund der Fischer, aber Feind der Drachen: wenn man die Uferstraße entlanggeht, kann man nicht umhin zu bemerken, wie vollgestopft die Stromleitungen mit alten zerrissenen Drachen sind, die dort seit wer weiß wie langer Zeit hängen geblieben sind. An manchen Stellen ähneln sie Kunstinstallationen: man erkennt den Gittermast oder den Strommast kaum noch, so viele Wracks haben sich dort zusammengeknüllt, so sehr versucht die Farbe, gegen das allgegenwärtige Braun anzukämpfen.

Einer der Orte, an denen die Stromleitungen die meisten Opfer gefordert haben, ist ein kurzes Stück Uferstraße nahe der Nordgrenze des Perpétuo Socorro, wo die Frauen früher im Rio die Wäsche waschen und unter den Palmen am Ufer baden gingen, fern von Augen, die, wären sie indiskret geworden, sich vor dem Lauf einer Jagdflinte wiedergefunden hätten, die abwechselnd eine von ihnen anlegte, um die Tugend der Gruppe zu wahren. Dort weitet sich der schmale Strand, der die Straße säumt, plötzlich, und dort verabreden sich die kleinen und größeren Mädchen des Viertels, um ihre Drachen steigen zu lassen, manche würden sagen „hängen zu lassen“.

Hinter diesem Strand, ein Stück von der Straße abgerückt und unpassend im Dickicht der Jacarandabäume versunken, stand ein niedriges Gebäude aus staubigen Ziegeln mit großen und nicht allzu sauberen Fensterfronten zum Rio, dessen zweiter und letzter Stock das Büro von Senhor Inácio beherbergte.

Der Termin war am siebzehnten November um elf Uhr morgens, aber Antônio verließ das Haus lange vor der Zeit; es war ein schöner Tag, und mit dem Fahrrad würde er die Uferstraße nach Norden hinauffahren in der Hoffnung, seine düsteren Gedanken in der Sonne schmelzen zu lassen. Die Drachen jedes Viertels haben ausnahmslos die Farben des Viertels selbst: Gelb und Grün für das Viertel Santa Inés, wo Antônio wohnte; Blau und Schwarz für den Trem, dieselben Farben wie Ypiranga und wie Inter, die Herzensmannschaft von Padre Vitório Galliani, seinem Gründer; Rot, Gelb und Grün, die Farben der offiziellen Flagge von Macapá, für das Bairro Central; Rot und Gelb für den Perpétuo Socorro. Als schon die ersten roten und grünen Drachen der Cidade Nova in Sicht waren, hielt Antônio das Fahrrad an und stieg ab, auf der Suche nach einem einigermaßen sicheren Ort, wo er es lassen konnte.

Ihm wurde bewusst, dass er nichts über Senhor Inácio wusste, weder was sein wirklicher Beruf war noch wie sein Leben außerhalb des Fußballs aussah. Für ihn, und für alle, war er immer nur Senhor Inácio gewesen, der Präsident. Auch die Bestellung in sein persönliches Büro und nicht in die Geschäftsstelle des Vereins beruhigte ihn nicht. Es war nie vorgekommen, dass eine Besprechung mit dem Vorstand außerhalb der Mauern der Geschäftsstelle stattfand, und Antônio selbst hatte nie eine Ahnung gehabt, dass Senhor Inácio dort am Rio ein weiteres Büro besaß.

Eine Stunde zu früh; unzählige Drachen waren in der Luft: Antônio betrachtete sie fasziniert, seine Kindheit, damit verbracht, gegen einen Ball zu treten, hatte ihm nicht erlaubt, sich an diesem Wunder genug zu freuen. Es waren Jungen und Mädchen jeden Alters da, einige von ihnen wahrhaft

meisterlich darin, sie im Flug zu führen. Erwachsene dagegen gab es sehr wenige, genau besehen vielleicht nur ihn. Auf einem Mäuerchen sitzend, im warmen Geruch des Flusses, beobachtete er eine große grüne Eidechse, die Fliegen jagte, und suchte jeden Halt, um nicht an das Halbfinale zu denken, das am Tag zuvor auf so unehrenhafte Weise verloren gegangen war. In der Ferne näherte sich die Gestalt eines jungen Mannes mit schlaksigem Gang. Er hatte Bart und lange Haare, und seine Art zu gehen war sehr rhythmisch, als würde er tanzen. Antônio erkannte ihn: es war Douglas, er hatte ihn seit Monaten nicht gesehen.

„Douglas? Bist du das?“

„Antônio? Hallo! Ja, ich bin’s! Wie schön, dich zu sehen!“

Sie umarmten sich, sahen sich lange an, lachten.

„Was ist mit dir passiert? Du bist dünn, du bist braun gebrannt, du bist…“ Antônio zögerte einen Augenblick und erwog, ob es beleidigend klingen könnte oder nicht, „…du bist schön!“

„Du meinst, verglichen mit dem dicklichen, blassen Jungen, den du kanntest?“

„Na ja, ja, vielleicht nicht gerade dicklich, aber schau dich an! Du bist wirklich nicht mehr derselbe!“

„Nichts weiter, Antônio, was soll ich dir sagen: ich war den Rio entlang unterwegs, im Wald, ein paar Wochen lang, eine Reise mit zwei Freunden…“ Antônio konnte sich nicht erinnern, Douglas je so glücklich gesehen zu haben: „Wir haben ihn hier zwei Schritte entfernt und werden uns dieses Reichtums nicht einmal bewusst. Wie oft hast du daran gedacht, ihn hinaufzufahren? Und doch wird uns nicht klar, was das wirklich bedeutet.“

„Unzählige Male. Ich habe unzählige Male daran gedacht, den Fluss hinaufzufahren und ihn richtig zu erkunden, und dann habe ich es aus irgendeinem Grund nie getan.“

Die Stunde, die er zu früh dran war, verging schnell mit Douglas’ Erzählungen. Das Wort, das er am häufigsten aussprach, war „schön“; seine Augen leuchteten und verloren sich in der Erinnerung an Begegnungen mit Leuten, die er „echter“ nannte, und an eine faszinierende Natur, die plötzlich zu groß und zu vielschichtig wurde, um ganz begriffen werden zu können. Eine Stunde, eine Stunde fünf, eine Stunde zehn…

„Entschuldige, Douglas, ich muss wirklich los; hättest du Lust, dass wir uns eines Abends sehen, damit du weitererzählst? Ich will alles wissen, bis ins kleinste Detail, welche Strecke du genommen hast, wer dich begleitet hat: ich will alles wissen.“

Senhor Inácio erwartete ihn hinter einem großen Holzschreibtisch sitzend, eine erloschene Zigarre im Mund, das rosa Leinenhemd vom Schweiß an den Körper geklebt, trotz des Windes, der durch das große, zum Rio hin geöffnete Fenster drang. Auf dem Schreibtisch die Sportseiten der örtlichen Tageszeitungen, auf denen große Kreise in rotem Filzstift um die Artikel prangten, die vom Spiel des Vortages handelten. Das Licht eines riesigen Computermonitors – Antônio hätte nicht einmal gedacht, dass es so große Monitore gibt – spiegelte sich auf der fettigen, weißlichen Haut des Präsidenten, der ohne Vorrede zu sprechen begann, mit einem leichten Stottern, das Antônio nie an ihm wahrgenommen hatte.

Antônio sollte es nicht gelingen, ihm ins Gesicht zu sehen, aus einer Art plötzlichem Widerwillen; alles, was seine Augen betrachteten, waren die überaus bunten Drachen, die ganz in der Nähe schwebten, gleich vor dem Fenster.

„Antônio, ich habe dich herbestellt, weil beschlossen wurde, deinen Vertrag nicht zu verlängern."

Die Nachricht traf Antônio gewiss nicht überraschend: er sah die Drachen an, rührte keinen Muskel.

„Ich bestreite nicht, dass du zum Teil gute Arbeit geleistet hast, aber es hat nicht gereicht. Die Jungs sind nicht zufrieden, und auch Eduardo ist nicht zufrieden, ich habe noch nicht mit ihm gesprochen, aber ich weiß, dass er es nicht ist."

Eduardo? Antônio wusste, dass Eduardo vielleicht nicht begeistert war, aber zwischen ihnen bestand ein offenes Verhältnis, und wenn es Probleme gegeben hätte, hätte er mit ihm darüber gesprochen. Jedenfalls war klar, dass es keinerlei Spielraum für eine Erörterung gab, und er sagte nichts.

„Ich möchte nicht, dass du denkst, es sei eine Geldfrage, absolut nicht, im Gegenteil, ich wollte dir versichern, dass dein Novembergehalt ordnungsgemäß ausgezahlt wird."

Es war auch deshalb keine Geldfrage, weil das „Gehalt", wie Senhor Inácio es nannte, so kümmerlich war, dass es nicht einmal gereicht hätte, sich die Fahrradpumpe neu zu kaufen.

„Aber kurzum, so geht es nicht, Antônio. Deine Trainingsmethode ist nicht orthodox, sie hat nicht die erhofften Früchte getragen, wir sind nicht zufrieden."

Einer der Drachen folgte besonders reizvollen Bahnen; er schien immer im Begriff abzustürzen, fing sich aber immer wieder, folgte sehr schnell einem Weg in Form einer Acht, um dann wieder aufzusteigen. Er hatte eine innere Spannung, dieser Drachen, eine Energie. Dieser Gedanke ließ Antônio lächeln, eine Regung, die der Präsident vollkommen falsch deutete.

„Ich sehe, du bist belustigt, schön. Wir geben es heute Nachmittag vor dem Training bekannt; wenn du dich von deinen Jungs verabschieden willst, kannst du kommen: das Training leitet Eduardo, der Cheftrainer bleibt, bis wir einen Nachfolger finden. Ach, und ich möchte, dass du das ganze Material abgibst: die Tasche, die Trikots und den Trainingsanzug, danke."

Wieder diese Acht des Drachens, wieder im letzten Augenblick abgefangen.

„Nun, Antônio? Hast du nichts zu sagen?"

„Oh, Senhor Inácio, ich hätte einiges zu sagen. Ich könnte über meine Jungs sprechen und darüber, wie katastrophal sie dieses Jahr waren, eine Truppe grottenschlechter Spieler, gerettet allein durch meine Spielorganisation. Ich könnte über einen kurzsichtigen Vorstand sprechen, dessen mutigster Zug darin bestand, die Spieler vor einem Halbfinale in die Kirche zu führen, um sich vergiften zu lassen. Ich könnte über die Traurigkeit sprechen, die ich empfand, wenn ich unsere Ränge immer leer sah und dieselben Ränge immer voll, wenn Ypiranga spielte. Aber so bin ich nicht gestrickt. Sie wollen mich fortschicken? Ich verstehe das, wir haben das Halbfinale verloren, und die Verantwortung nehme ich ganz auf mich. Aber eine Sache will ich Ihnen vielleicht doch sagen. Sie werden nicht gewinnen. Sie werden nie mehr gewinnen. Solange der Futebol Clube Sie als Präsidenten hat, Senhor Inácio, könnten Sie meinetwegen, was weiß ich, den Trainer von Palmeiras holen und einen wie Catu oder Rolando, und Sie würden trotzdem nie mehr gewinnen."

„Antônio, Antônio, wie viel Groll. Wenn du ein erfolgreicher Trainer werden willst, musst du lernen, das Persönliche beiseitezulassen, weißt du? Und dann will ich dir noch etwas sagen, und ich will es nur dir sagen: nächstes Jahr findet die Meisterschaft nicht statt. Das Geld ist alle, das Zerão schließt, und tschüss allerseits. Siehst du, wie kurzsichtig du bist? Siehst du, dass du nur an Macapá denkst, während wir mitten in einer Krise stecken, die viel größer ist als du und ich?“

„Aber Präsident, sind Sie sicher, was Sie da sagen? Was heißt das, das Zerão schließt?“

„Das heißt, dass die Ränge einstürzen, obwohl sie noch nicht einmal zehn Jahre alt sind, und dass kein Geld da ist, um sie instand zu setzen; das heißt, dass fünf Mannschaften aus Macapá kein Stadion mehr haben werden, um zu trainieren; das heißt, dass wir es vielleicht schaffen, in irgendeinem nordbrasilianischen Pokal zu spielen, aber mehr nicht.“

„Sie werden es instand setzen. Das Zerão ist zu wichtig für diese Stadt, sie werden einen Weg finden.“

„Du lebst immer noch gern in der Welt der Träume, was?“

Antônio stand ruckartig auf, nahm die Anstecknadel des Macapá Futebol Clube ab, die er am T-Shirt trug, und ließ sie geräuschvoll auf den Schreibtisch fallen; mit beherrschtem Schritt verließ er das Büro und stieg mit betonter Langsamkeit die Stufen eine nach der anderen hinab, bis er auf die Straße kam. Der Glanz der Mittagssonne blendete ihn beinahe.

Am Himmel verlor der Drachen, den er bis vor wenigen Minuten mit den Augen verfolgt hatte, plötzlich an Höhe und verfing sich in den Stromleitungen genau unter dem Fenster von Senhor Inácio, um anderen Drachen derselben Farbe Gesellschaft zu leisten, die in der Vergangenheit dasselbe Schicksal erlitten hatten.

1.15 Rio

Antônio stand auf dem Strebepfeiler der Fortaleza und dachte an Selbstmord. Von Zeit zu Zeit kam es vor, dass er darüber nachdachte, als theoretische, von der Wirklichkeit vollkommen losgelöste Möglichkeit. In der Art: wenn ein Arzt käme mit dem Serum der Unsterblichkeit und es dir spritzen wollte, was würdest du tun? Ich würde eine Eisenstange nehmen und ihn windelweich prügeln, das würde ich tun. Aber wenn mir das nicht gelänge, dann würde ich mich umbringen, ohne einen Augenblick nachzudenken. Unsterblichkeit, von wegen.

Andere Male hatte er an Selbstmord als mögliche Lösung seiner Probleme gedacht. Ich hänge mit den Stromrechnungen hinterher? Nun, wenn ich mich umbrächte, wäre das kein Problem mehr. Ich muss diesen Anruf machen, zu dem ich überhaupt keine Lust habe? Dasselbe. Aber jedes einzelne Mal war ihm klar – schon von Anfang an, schon beim „wenn" –, dass er diese Möglichkeit nicht wirklich in Betracht zog. Und jedes Mal war der nächste Gedanke: was könnte ein Grund sein, aus dem ich wirklich darüber nachdenken würde? Dann stieg ein vages Schamgefühl in ihm auf, weil er die Vorstellung des Selbstmords mit so banalen Gedanken verknüpft hatte, und meistens begann sein Geist abzuschweifen, begann über schöpferische Methoden nachzudenken, sich umzubringen, und fünf Minuten später dachte er schon an ganz anderes.

Auch jenes Mal dachte er nicht wirklich daran, sich umzubringen. Aber er dachte an seine Einsamkeit und vielleicht an Isabel, er dachte an das Radio, er dachte an die verbuggten Computer und vielleicht an das Ende der Welt, er dachte an das Halbfinale und an jenes andere Halbfinale, er dachte an die blaue Mauer seines geliebten Stadions. Und dann fiel sein Gedanke auf den Piloten des EgyptAir-Fluges. Darauf, wie schlecht es dir gehen muss, um dich umbringen zu wollen, wie entsetzlich schlecht es dir gehen muss, um es wirklich zu tun, und wie unvorstellbar schlecht es dir gehen muss, um es zu tun und an die hundert Menschen mit dir zu nehmen. Aber wie macht man das? Aber wie zum Teufel kann man so enden? Und stell dir vor, der Pilot hätte schon früher daran gedacht, sich umzubringen, allein in seinem Zimmer, und einer seiner Nächsten hätte es geschafft, es ihm auszureden. Ihn zu retten. Stell dir die verfluchte Ironie vor. Vielleicht ist es besser, sich sofort umzubringen, beim ersten Mal, wenn es einem in den Sinn kommt.

Dann, nach und nach, begann er auch jenes Mal abzuschweifen. Er kehrte zu den praktischen Seiten des Selbstmords zurück und dachte, wie immer, dass er den Fluss gewählt hätte, wenn er es hätte tun müssen. Und es war der Fluss, der ihn ablenkte, mit seiner fantastischen Farbe, der einzig möglichen Farbe für einen Fluss, der diesen Namen verdient: braun.

Er wurde in der Erinnerung wieder zum Kind, das erste Mal, dass sie in der Schule vor eine Landkarte gestellt worden waren: „Frau Lehrerin! Was sind diese blauen Linien?"

„Das sind die Flüsse. Der hier eingezeichnete ist der Amazonas."

„Die Flüsse? Man merkt, dass der, der sie gezeichnet hat, noch nie einen gesehen hat!"

Das schallende Gelächter. Und die Lehrerin, geduldig, erklärend, dass die Farbe des Rio eine besondere Farbe ist, bedingt durch die Eigenschaften, die ihn fast einzigartig auf der Welt machen, dass aber im Allgemeinen andere Flüsse wirklich blau sind, mehr oder weniger wie das Meer: „Es gibt sogar ein Lied, das von einem schönen europäischen Fluss handelt: ‚An der schönen blauen Donau', eines Tages lasse ich es euch hören."

Und dann ein Sprung nach vorn, Antônio als junger Erwachsener, zum ersten Mal vor einem Computer mit Internetanschluss. Seine Freunde alle auf der Suche nach Pamela Anderson, und er: „Foto

Donau“. Und zuerst der Unglaube und dann das Lachen, als er sah, dass auch die schöne blaue Donau braun war. Foto Themse, Klick: braun. Nil: braun. Mississippi: braun. Hahahah, verfluchte Kartografen, und ich habe euch die ganze Zeit geglaubt, euch und der Lehrerin. Doch dann zeigten andere Klicks Fotos blauer Flüsse; auf manchen Fotos wirkten sogar dieselbe Donau, der Nil und die anderen blau. Hing es vielleicht von der Aufnahme ab, von den Stellen des Flusses? Und also die aufgerissenen Augen, die Ahnung, die schnelle Suche und die Bestätigung: es gab Fotos (und wie viele!) vom Amazonas, die ihn blau zeigten, von einem sehr tiefen Blau. Wenn man darüber nachdachte, war es offensichtlich, aber da er ihn immer vor Augen gehabt hatte, hatte er in über fünfundzwanzig Jahren nie auch nur ein einziges Mal innegehalten, um darüber nachzudenken: der Rio war weit vielfältiger, als er ihn sich dachte, und hielt eine Menge Überraschungen bereit.

Jenes ferne Mal hatte er den Rechner widerstrebend ausgeschaltet und sich vorgenommen, sie bald zu suchen, diese Überraschungen; aber die Monate waren vergangen und dann die Jahre, und die Schule, die Hitze, das Radio, der Regen, der Fußball… und der Rio war weiter auf ihn zugeflossen, ohne ein einziges Mal erwidert zu werden.

1.16 Abreisen

Isabel, aus verhältnismäßig wohlhabender Familie und mit Eltern, die ihr das Universitätsstudium gern bezahlt hätten, hatte aus persönlichem Stolz beschlossen, es selbst zu bezahlen, indem sie in Ana Marias Bar arbeitete. Dem Radio dagegen widmete sie ihre Zeit aus reiner Leidenschaft. Aber jetzt war das Studium beendet, und es gab nicht einmal mehr die Ausrede des Radios, vielleicht für immer tot: es musste entschieden werden, was man „später einmal“ machen würde. Und vielleicht gehörte es zum Erwachsenwerden dazu, den eigenen Stolz beiseitelegen zu lernen.

„Papa, ich habe darüber nachgedacht: ich habe beschlossen, euer großzügiges Angebot anzunehmen, mir das Studium an der internationalen Dolmetscherschule in New York zu bezahlen.“

„Das freut mich, liebe Isabelita. Und wann wolltest du abreisen?“

„Übermorgen, wenn es euch recht ist. Ich würde gern schon im nächsten Semester anfangen.“

„Ich sehe, du hast am Stolz gearbeitet. Das freut mich. Vielleicht arbeiten wir dann auch noch ein bisschen an der Impulsivität, was? Aber ich freue mich sehr für dich.“

Isabel kam vor der Tür der Nummer 1630 in der Sechzigsten Straße in Brooklyn an, als die Sonne längst untergegangen war. Sieben Stufen führten zu einem Häuschen aus hellen Ziegeln, getaucht in das Gelb der Straßenlaternen; ihr riesiger Rollkoffer würde ohne die Hilfe von jemandem niemals hineinkommen. Die Klingel klemmte, und sie war zu müde, um auch nur an die Milchglasscheiben zu klopfen. Sie war vierundzwanzig Stunden am Stück gereist; um von Macapá aus New York zu erreichen, musste man tief in den Süden Brasiliens vordringen, erst nach Brasília und dann nach São Paulo, und erst dann hatte ein großes Flugzeug von US Airways sie endlich ans Ziel gebracht.

Von jenen vierundzwanzig Stunden bewahrte sie eine verworrene Erinnerung: die absurd langen Wartezeiten in den Schlangen vor allem, das Wort „Aliens“ auf dem Flughafen von New York, die scheußlichen Dinge, die sie im Flugzeug gegessen hatte, die auf das Ticket gedruckte Aufschrift „8.000 $“, das Englisch, das sie hörte und nicht verstand (ich habe einen Abschluss in Sprachen, verdammt!), die Leute, eine Menge Menschen alle zusammen, die ihr den Atem zu nehmen schien, die Angst vor dem ersten Start, sofort überwältigt von der Neugier und der neuen Lust am Fliegen, am Aufsteigen und Durchschneiden der Wolken, das Lächeln ihrer Sitznachbarn bei der Ankunft in New York, der atemberaubende Blick auf die Stadt zuerst aus dem Flugzeugfenster und dann aus dem Taxi, besonders auf die riesigen Zwillingstürme, die man wirklich von jeder Ecke der Stadt aus sehen konnte.

Es war ihre erste, wirkliche Reise. Während der zehneinhalb Flugstunden zwischen São Paulo und dem Big Apple hatte sie endlich Gelegenheit gehabt, ein richtiges Reisetagebuch zu schreiben, und aus ihrem Stift war ein Strom in voller Flut geflossen: ein ganzes, eigens dafür am Flughafen von Brasília gekauftes Heft war mit ganz dicht gedrängter Schrift und unsicheren Zeichnungen gefüllt worden. Sie hatte sich so schnell entschieden und Papa hatte so schnell zugestimmt (ob er mich loswerden wollte?, dachte sie lachend), dass keine Möglichkeit geblieben war, irgendein Gefühl zu empfinden: gerade genug Zeit, um Ana Maria Bescheid zu sagen, der Wirtin der Bar, im Radio anzurufen, um es jemandem mitzuteilen, und die Koffer zu packen. Die Schule nahm Anmeldungen an unter der Bedingung, zur Rückkehr aus dem „Mid Term“ am 19. November anzufangen. Sie erinnerte sich mit Scham an den fast komischen Anruf im Sekretariat, bei dem sie nichts verstand und sich nicht verständlich machen konnte, so viel zu Dolmetschern und Übersetzern.

Die Kälte, sie hatte nur einen viel zu leichten Staubmantel an, gab ihr den Mut oder die Kraft, an die Tür zu klopfen. Das Haus gehörte einer Cousine dritten Grades ihres Vaters, die vor Jahrzehnten mit der Familie ausgewandert war, eine unbestimmte Anzahl Kinder bekommen, den Mann verloren hatte und nun ihre nicht einmal allzu karge Rente genoss, indem sie das obere Stockwerk jenes Häuschens vermietete, verloren im Süden der Metropole, wo Koreaner, Chinesen, Italiener, Brasilianer, Polen und orthodoxe Juden sich einigermaßen friedlich jeden bebaubaren und bewohnbaren Quadratzentimeter teilten.

Die schwarz gekleidete Frau, die die Tür öffnete, hatte eine riesige Hakennase, die ihr Gesicht zierte und sie einem Adler ähneln ließ oder, besser, einem Raben. Sie begann in dem auf sie einzureden, was aus ihrer Sicht Portugiesisch war, eine Sprache, mit der sie seit mindestens dreißig Jahren nicht mehr umging, und Isabel war so taktvoll, so zu tun, als verstünde sie sie. Die alte Dame ging ihr voran auf der steilen Treppe, die zur oberen Wohnung führte, aus der Musik und ein guter Duft nach etwas kamen, das Isabel nicht erkennen konnte.

Gott gibt die Nüsse dem, der keine Zähne hat, dachte Teresa und hielt ihr neues Handy in der Hand. Sie hatte die Hälfte der vorangegangenen Tage damit verbracht, gewissenhaft dessen Handbuch zu studieren, und die andere Hälfte damit, vor Luiza damit anzugeben. Zu der Stunde jedoch, zu der sie sonst Antônio anrief, überkam sie ein Gefühl der Schwermut. Werde ich mich wirklich daran gewöhnen müssen, die Sendung dieses gerupften Papageis anzurufen?

Sie wog das Telefon noch einmal in der Hand, klappte die Abdeckung auf und zu und kam sich vor wie die Nebendarstellerin in jenem Film, holte tief Luft und wählte die Nummer.

„Hallo?“

„Also, Senhor Inácio? Ich bin Teresa, erinnern Sie sich an mich? Ich bin die Frau mit dem Telefon.“

„Welche Frau mit dem Telef…“

„Die, die Gustavo geholfen hat. Übrigens, wie geht es ihm?“

„Es geht ihm besser, danke. Er erholt sich gut, er hat schon mit der Rehabilitat…“

„Das freut mich“, unterbrach ihn Teresa, die nicht zu lange schweigen konnte, weil sonst die ganze Entschlossenheit, die sie auf wundersame Weise zusammengekratzt hatte, im Nu verflogen wäre, „entschuldigen Sie die Störung, aber ich habe noch einmal über das nachgedacht, was Sie mir gesagt haben, als wir uns gesehen haben. Erinnern Sie sich?“

„Mhhh, ja…“

„Also, Sie haben mir dieses wunderschöne Telefon geschenkt, und ich werde Ihnen dafür immer dankbar sein, aber Sie hatten gesagt, das sei wenig und ich könnte um alles bitten, was ich wolle. Also, mir ist noch etwas eingefallen, das ich gern hätte.“

„Hören wir’s, hören wir’s“, ermunterte Inácio sie, belustigt und beinahe bewundernd angesichts dieser Dreistigkeit.

„Also, kennen Sie Radio Nova Amizade? Vor ein paar Tagen gab es einen Einbruch, sie haben alles gestohlen, und jetzt ist der Sender geschlossen. Also, wissen Sie, ich hätte gern, dass er wieder aufmacht.“

„Haha, Sie zielen hoch, was, Dona Teresa“, lachte Inácio, dem inzwischen die Begegnung wieder eingefallen war, „ich erinnere mich, dass Sie mir gesagt haben, im Leben müsse man sich zu bescheiden wissen.“

„Das denke ich immer noch, Senhor Inácio“, sagte Teresa und rief die letzten Tropfen ihres Vorrats an Mut und Unverfrorenheit ab, „aber manchmal muss man auch zu wagen wissen. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.“

Fast am anderen Ende der Stadt lag Antônio auf seiner Lagerstatt und starrte an die Decke, mit einer festen Überzeugung, die sich in ihm gebildet hatte. Abreisen. Ich muss abreisen. Douglas’ Erzählungen von seinem Umherziehen im Amazonaswald hallten ihm im Kopf wider, und die Bitterkeit, die er über das Ende der Fußballsaison und über den Einbruch im Radio empfand, verstärkte sie nur und rückte sie näher, fast in Reichweite. Aber da war noch etwas. Am Tag zuvor war er ins Radio gekommen, um Bilanz zu ziehen und zu entscheiden, wie es weitergehen sollte, und Isabel war nicht da gewesen.

„Sie ist abgereist“, hatte ein sehr niedergeschlagener João gesagt.

„Abgereist? Und wohin? Wie?“ Antônio hatte damit überhaupt nicht gerechnet.

„Sie ist nach New York gegangen, mehr weiß ich nicht, sie ist gestern abgereist.“

„Nach New York? João, veräppel mich nicht, das ist nicht möglich…“

„Antônio, ich veräppele dich nicht: ich sage dir, dass sie weg ist, sie hat gesagt, es sei der Augenblick gekommen, sich zu verändern, sie habe eine schnelle, aber richtige Entscheidung getroffen, um studieren zu gehen. Mehr weiß ich nicht.“

Er war langsam radelnd nach Hause zurückgekehrt, der Geruch des Flusses war überaus stark in der feuchten Luft, fast eine süße Fäulnis von Obst. Die Fassaden der Häuser schienen vom Licht der sinkenden Sonne durchtränkt, grau, gelblich und rosa wie ein missratenes Aquarell. Antônio hatte noch jene Stille in den Ohren, die ein vollständiges, x-tes Zurücksetzen des Gehirns bedeutete. Isabel war fortgegangen. In der letzten Zeit war sie eine ständige Anwesenheit gewesen und war schließlich Teil seiner inneren Landschaft geworden; ihr Fehlen wog schwerer, als er sich selbst gegenüber zuzugeben bereit war. Ich brauche Urlaub: morgen rufe ich die Schule an und nehme mir ein paar Wochen frei, das Schuljahr ist ohnehin zu Ende, ich habe nie Urlaub genommen, sie werden ihn mir doch wohl geben?

Seine Decke füllte sich mit Farben, mit Gesichtern, mit Geschmäckern, mit Geräuschen. Er nahm das Telefon und wählte die Nummer, die Douglas ihm dagelassen hatte.

„Hallo, Douglas?“

„Antônio?“

„Hallo, ja, ich bin’s. Ich habe beschlossen, dass ich eine Runde durch Amazonien mache, und wollte dich fragen, ob du mir ein paar Ratschläge gibst, mir genau erklärst, welche Runde du gemacht hast und wie du hingekommen bist.“

„Wann sehen wir uns?“

„Auch sofort, wenn du willst.“

Kapitel 2

2.1 Wasser

Monte Dourado, Pará. Das Dorf, wenn man es so nennen will, war eine schlichte Ansammlung von Hütten um einen kahlen kleinen Platz herum, beherrscht von einem bescheidenen Kolonialgebäude, hinter dem schon der Wald aufragte und das ein winziges Postamt mit halb heruntergelassenem Holzrollladen und eine schläfrige *Pousada* mit angelehnten Fensterläden beherbergte.

Um den Pfahl des *Pelourinho* spielten fünf oder sechs Kinder und Hunde, aber im Übrigen wirkte das Dorf verlassen, sobald der keuchende Bus, der Antônio bis dorthin gebracht hatte, wieder abgefahren und die zwei, drei Leute, die mit ihm ausgestiegen waren, in den Gassen verschwunden waren. Diese Ruhe war eine Erleichterung nach der Fahrt, die endlos geschienen hatte, eingequetscht zwischen Frauen, Gepäck, lärmenden Kindern und Alten, die ohne Unterlass tratschten, mit dem auf volle Lautstärke gedrehten Radio des Fahrers, das ein Liedchen nach dem anderen kreischte.

Eine Erleichterung war sie vor allem nach den vorangegangenen Tagen, als sein Wunsch, für eine Weile weg vom gewohnten Leben zu kommen, an der Menge zerschellt war, am Lärm, an der Zahl von Leuten und Touristen, die die Städte am Rio bevölkerten.

Die organisierten Ausflüge, um Ameisenbären anzusehen oder *Jacaré* zu kosten, auf überfüllten Booten voller Amerikaner und Europäer, die jeden Papagei fotografierten, als wäre er der letzte auf der Welt, umringt von Kindern, die ihnen Eis am Stiel und klebriges Obst zu verkaufen versuchten, waren nicht das, was er sich von Amazonien erwartet hatte. Die Läden, die Tischchen mit den Alten, die in der Nachmittagshitze *Cachaça* tranken, die Autos, die Radiöchen, die gelangweilten Geier auf den Gemüseresten des Marktes, die Jungen mit den finsteren Augen, die die Uhren der Touristen musterten, die runden Hintern der Mädchen, die lachend in Flipflops dahinschlurften, waren dieselben wie in seiner Stadt.

Er hatte pflichtschuldig Santarém und Manaus besucht, aber ihm war, als hätte er das Viertel gewechselt, nicht mehr. Das war nicht das Amazonien, das er sich so oft vorgestellt hatte, gewiss hätte er nicht dort die Fäden seiner Gedanken und seines Lebens wieder verknüpfen können, versunken in die Natur, und von einer solchen Reise hätte er nicht begeistert, erneuert, bereichert nach Hause zurückkehren können.

Schon auf der enttäuschenden Heimreise hatte er in Almeirim haltgemacht, unschlüssig, ob er alles hinwerfen und in seine Zweizimmerwohnung im ersten Stock zurückkehren oder dem x-ten Faltblatt glauben sollte, das fantastische Ausflüge zur Entdeckung der Schönheiten des Rio versprach: die überaus seltenen rosa Delfine! Die höchst gefährliche Anakonda! Der Zusammenfluss der beiden Flüsse, die Wasser, die sich kilometerlang nicht mischen!

Während er ratlos durch die glühenden Straßen des Städtchens spazierte, hatte ihn ein wütender Platzregen im Laufschritt in einen Busbahnhof flüchten lassen. Während er darauf wartete, dass es aufhörte, hatte er herumgelungert und seinen *Cafezinho* getrunken, mit zerstreutem Blick auf die Wände voller übereinandergeklebter Plakate und Handzettel, die Eis, Vorstellungen, Sonderangebote für Waschmittel, Sambaschulen und Kosmetikerinnen mit vielen Versprechungen anpriesen, bis sein Auge auf die Fahrplantafel fiel. Anscheinend fuhren von dort ganz nebensächliche Linien ab, die ohne allzu große Häufigkeit Orte im Inland verbanden, deren Namen ihm nichts sagten. Ein Gedanke hatte sich in seinem Kopf Bahn zu brechen begonnen, und er war an den Schalter der Fahrkartenausgabe getreten, wo ein Männchen in kurzen Hosen und Latschen eine Sportzeitung las und sich dabei die Finger in die Nase steckte.

„Hören Sie mal, ich habe gesehen, dass es einen Bus nach Monte Dourado gibt, und in Klammern steht ‚Rio Jari': das heißt, das Dorf liegt am Fluss, richtig?"

„Wenn es so dasteht, wird es wohl so sein, oder?"

„Hehehe, ja, sicher, sicher. Aber, also, glauben Sie, dass man dort, wenn man einmal angekommen ist, ein Boot findet, ich meine mieten, um den Jari ein Stück hinaufzufahren?"

Das Männchen hatte den Finger aus der Nase genommen, ihn genau betrachtet, dann zufrieden die Schultern gehoben und mit einem breiten Lächeln gesagt: „Nun, der Fluss ist da, irgendein Boot wird es schon geben, wozu hätten sie sonst den Anleger gebaut?"

„Ja, allerdings, Sie haben nicht unrecht. Gut, dann geben Sie mir eine Fahrkarte. Der Bus fährt morgen um neun, richtig?"

„So steht es da, mittwochs und freitags um neun, also da morgen Mittwoch ist, wird es wohl so sein, oder? Dann neun, halb zehn, manchmal, wenn viel zu laden ist, wird es zehn, elf, wer weiß. Aber wenn Sie um neun kommen, seien Sie unbesorgt, dann kriegen Sie auch den Platz vorne, wo mehr Luft zieht. Macht dreißig Reais."

Es war eine aus einem Impuls heraus getroffene Entscheidung gewesen: Antônio hatte sich plötzlich ganz aufgeregt gefühlt und so zufrieden wie noch nie seit seiner Abreise. Schluss mit organisierten Reiserouten, den für Touristen festgelegten, Schluss mit falschen Abenteuern in einem gezähmten Wald, jetzt gehe ich auf eigene Faust, ich nehme mir ein schönes Zimmerchen in Monte Dourado und finde einen jungen Mann, der mich auf dem Fluss ins Landesinnere bringt, Schluss mit Faltblättern, es ist Zeit, die Schemata zu brechen, es ist meine Reise, und von jetzt an organisiere ich sie mir selbst.

Hinter den vier Häusern, die das schläfrige Monte Dourado ausmachten, fiel es ihm nicht schwer, den Anleger zu finden, gerade einmal ein Steg aus Brettern, der knappe drei Meter in den grünlichen Fluss hinausragte. Am Ufer an Land gezogen lagen sechs oder sieben Holzbötchen, so groß wie Badewannen, Fischerzeug, und am Steg vertäut nur zwei Motorboote, nicht viel größer, aber mit dem Ansatz einer Plicht und einer Plastikplane, die zur Beschattung des Decks gespannt war. Eines der beiden war uralt und hatte sichtlich Schlagseite; auf dem anderen hantierte ein Mann mit einem großen Busch eisenfarbener Haare am Motor herum.

„He! Hören Sie, ich meine Sie! Dieses Boot hier, vermieten Sie es?"

Der Mann wischte sich die Hände an der kurzen Hose ab, kratzte sich die Haare auf der nackten Brust, taxierte Antônios T-Shirt und seine Adidas-Schuhe und zündete sich eine Zigarette an: „Aber sicher, aber sicher. Vermietung mit Steuermann, guter Preis, wunderschöne Tour. Der Steuermann bin ich. Wo wollten Sie denn hin?"

„Tja, ich wollte eine Runde auf dem Fluss drehen, ihn ein Stück hinauffahren, um mir den Wald anzusehen… vielleicht ein paar Tage wegbleiben, ich weiß nicht, wenn sich eine Schlafgelegenheit findet…"

„Aber sicher, auf dem Boot schlafen, alles ausgerüstet, sehr bequem, Sie leben wie ein Herr. Man bleibt zwei oder drei Tage weg, eine Menge Wald, wunderschöne Tour. Bester Preis, Essen inbegriffen, Koch inbegriffen, der Koch bin ich."

„Ah, gut, sehr gut. Könnten wir auch morgen abfahren, oder müssen Sie das Boot noch fertig herrichten?“

„Das Boot ist bestens in Ordnung, das ist ein Juwel, sage ich Ihnen.“

Er schlug die Klappe zu, die den Motor verschloss, warf die Kippe ins Wasser: „Wir fahren morgen früh ab, Sie können unterdessen dort in der *Pousada* schlafen, schöner Ort, sauber, ausgezeichnetes Abendessen. Bester Preis. Die *Pousada* gehört meiner Schwester Gesita.“

Das Abendessen war wirklich ausgezeichnet, eine *Moqueca* aus Flusskrebsen zum Fingerlecken und ein fast völlig kaltes Bier; die Rechnung dagegen kam ihm ein wenig gesalzen vor dafür, dass sie ein bester Preis heißen sollte, auch in Anbetracht dessen, dass das Bett schmal und buckelig war und die hohe Decke des Zimmers vollständig von Geckos bedeckt. Ein Gecko oder zwei störten ihn nicht, aber das mussten mindestens fünftausend sein, und obwohl Dona Gesita seine Bedenken mit einem breiten, zufriedenen Lächeln beantwortet hatte, weil er so „nicht eine einzige Mücke im Zimmer haben würde“, schlief Antônio einen etwas unruhigen Schlaf.

Auch das, was Gambone – *mit Namen wäre ich Paulo, aber Gambone geht auch, alle nennen mich Gambone, los, kommen Sie an Bord, Vorsicht mit dem Brett, nein, der Hund ist ganz lieb, er heißt Marter: er beißt nicht, er furzt bloß, hahahaha! Sehen Sie sich diesen Tag an, sehen Sie sich dieses Boot an, eine wunderschöne Tour* – ihm abpresste, noch bevor er ihn auf diesen Kahn steigen ließ, kam ihm keineswegs wie ein bester Preis vor; aber jetzt war er nun einmal da, anscheinend war das das einzige verfügbare Boot, und diese Runde auf dem Fluss wollte er inzwischen unbedingt machen.

Die Reise begann wirklich lohnend: nach wenigen Stunden Fahrt kamen sie in Sichtweite eines gewaltigen Wasserfalls, der die Schläfrigkeit der Strömung unvermittelt unterbrach, schäumend, mit Vogelflügen und Regenbogen aus Gischt.

Gambone machte ganz stolz die Honneurs, so stolz, als hätte er ihn an jenem Morgen selbst gebaut: „Das ist die Cachoeira do Santo Antônio, wunderschön. Großer Wasserfall, der größte von Amapá, wunderschön, was? Wunderschön. Großes Glück für Sie, ihn zu sehen. Die Tour lohnt sich, allein für den Wasserfall lohnt sie sich, wunderschöne Tour.“

Antônio, so beeindruckt er von der Wucht dieses Wassersturzes mitten im Wald auch war, war ein wenig enttäuscht: „Aber dann kehren wir jetzt um? Ist die Reise auf dem Fluss schon zu Ende?“

„He, das dachten Sie wohl, was?“ Gambone hatte sich umgedreht und ihn verschmitzt angesehen, das Auge halb geschlossen wegen des Rauchs der Zigarette, die ihm im Mund hing. „Die Tour ist noch lang, noch schöner. Großes Glück für Sie, weil ich den Fluss so gut kenne. Alter Gauner, der Jari, alter Quälgeist, wer ihn nicht kennt, nimmt ein böses Ende, alter gelber Gefährlicher und Gauner.“

Er wendete, um zurückzufahren, und rühmte sich, während er weiter flussabwärts in einen Seitenarm einbog, einen nebensächlichen, fast zwischen den Zweigen verborgenen: „Ich kenne alle Tricks von diesem Mistfluss, Sie haben großes Glück, dass Sie mit mir fahren, mehr Arme als ein lüsternes Weib hat dieser alte Gelbe, tausend Arme, die zwischen heute und morgen die Runden wechseln. Nur ich kenne seine Gaunereien, ich weiß, wie er sich dreht und wendet, und ich bringe Sie, wohin Sie wollen, den Fluss hinauf. Leute aus der Stadt, die gekommen sind, haben sich verirrt, auf diesem Fluss, eine Menge Leute. Gekommen und verirrt, Herren Professoren, Leute, die Bücher schreiben, verirrt zwischen seinen Armen, ohne noch zu wissen, ob sie hinunter- oder hinauffuhren. Großes Glück für Sie, dass Sie mit mir fahren, wunderschönes Boot, meines.“

Und tatsächlich hätte Antônio sich verirrt, in diesem beständigen Sichgabeln zwischen dem Grün von Gewässern, die nicht voneinander zu unterscheiden schienen. Er musste zugeben, dass die Prahlerei seines Steuermanns alles in allem begründet war, als sie nach ein paar Stunden wieder auf den Hauptlauf des Flusses hinausstießen, breit und gelb und von Papageienschwärmen überflogen, ohne jede Spur mehr vom Wasserfall, der weit zurückgeblieben war.

Der Rest der Reise erwies sich als eine weit langweiligere Angelegenheit als vorgesehen: das Boot brummte und schaukelte und spuckte Abgase auf ein trübes, gelbliches Wasser, der Wald war eine grüne Wand zu beiden Seiten, verfilzt und unaufhörlich, dessen eintönige, drohende Masse allein belebt wurde von der Vielzahl der Vögel, die kreischend in einer unendlichen Bandbreite von Lauten auf- und niederstiegen, und hin und wieder vom blitzschnellen Umherschwingen unruhiger Äffchen.

Gambone steuerte mit einer Hand und zündete sich mit der anderen ununterbrochen Zigaretten an; ein paarmal am Tag vertäute er das Boot und widmete sich einschläfernden Angelsitzungen, an denen teilzunehmen Antônio keine rechte Lust verspürte und die die eintönige Bordküche – die im Übrigen mit lange in dickem Palmöl frittierten *Empanadas* anfing und aufhörte – um längliche Fische von schlammigem Geschmack bereicherten, von denen Marter begeistert schien.

Nachdem er vier ganze Filme auf jene riesige Wand aus Ästen, Blättern, Lianen und Orchideen verschossen hatte, verlor Antônio die Hoffnung, zufällig einen Jaguar auf der Jagd ins Bild zu bekommen oder wenigstens einen Kampf zwischen Tapiren, eine Paarung von Wasserschweinen, eine Papageienart, die sich später als unbekannt erweisen und der man seinen Namen geben würde. Man begriff, dass dieses Wirrsal von Laubwerk vor Leben wimmelte, aber es war ein sehr flüchtiges Leben und, außer den allgegenwärtigen Vögeln und Affen, offenbar unsichtbar. Er machte sich träge Notizen, kauerte sich neben Marter unter die Plane, um dem Nachmittagsregen zu entgehen, hörte Gambone zum x-ten Mal die sagenhafte Leistung mit den Mulattenzwillingen Diamira und Alfonsinha erzählen, auf die jener so bildhafte Spitzname zurückging. Der Wald schien so greifbar nah, und doch war ihm, als gelänge es ihm nicht, ihn wirklich zu sehen, zu spüren, zu berühren.

Trotz dieser vagen Enttäuschung fühlte er sich gut. Gewiss ausgeruht: jene Tage ruhiger Fahrt, deren einzige Aufregung der unaufhörliche Kampf mit den Mücken war, hatten den Stress der letzten Monate abklingen lassen, und Antônio begann davon zu träumen, sich ein Boot zu kaufen und einen bananengelben Hund und sich in einem Häuschen in Monte Dourado einzurichten, vielleicht mit einem Mädchen (Isabel, vielleicht?), einen kleinen Radiosender aufzuziehen, der nur Jazz und Indiomusik senden würde, vielleicht einen Roman zu schreiben, der vom Fußball handelte, als die Flussreise unversehens zu Ende ging.

Bis einen Augenblick zuvor fuhren sie in vollkommenem Frieden dahin, genossen die Brise und den Dieselgeruch, als Gambone plötzlich langsamer wurde und ans Ufer beidrehte, wo ein kleiner Platz aus gestampfter Erde zum Fluss hin lag. Er legte das Brett aus, ging an Land, band das Boot an einem Bäumchen fest und nahm dann seelenruhig Antônios Rucksack und lud ihn an Land ab.

„Aussteigen!“, verkündete er fröhlich.

Antônio war leicht ratlos, er hatte nicht verstanden, dass es einen Halt geben würde, und außerdem schien es dort nichts zu geben, was ihn gerechtfertigt hätte, aber er folgte Marter, der schwanzwedelnd und zufrieden von Bord gegangen war. Gambone brachte Antônio eine Dose Bier und lud ihn ein, es sich auf einem umgestürzten Stamm bequem zu machen, wartete, bis das Tierchen am Fuß einer Yucca zwei Geschäftchen erledigt hatte, stieg wieder an Bord, nahm das Brett weg und rief den Hund mit einem Pfiff zurück, der elegant an Bord sprang, während der Motor schon knatternd vom Ufer abdrehte.

„Wunderschöne Tour, wunderschön. Die Tour auf dem Fluss ist zu Ende, du wartest, und mein Cousin kommt und holt dich mit dem Jeep. Wunderschöner Jeep, eine sehr bequeme Rückfahrt. Bester Preis.“

Antônio war fassungslos: „Aber wie? Was soll das heißen? Bist du verrückt, du kannst mich hier nicht zurücklassen! Ich habe für Hin- und Rückfahrt bezahlt! Komm sofort zurück! Du kannst mich hier nicht zurücklassen!!!“

„Ruhig, mein Cousin kommt bald. Preis für einfache Fahrt mit dem Boot, bester Preis, wunderschöne Tour, wunderschönes Boot. Ganz bald kommt mein Cousin, ruhig. Ruhig, ein braver Junge, wunderschöner Jeep.“

Gambones Stimme entfernte sich schon, die kaum angedeutete Piste, die auf die Lichtung mündete, war so weit das Auge reichte menschenleer, der Wald rauschte. Marter bellte, es schien, als grüßte er ihn.

2.2 Getöse

Der Jeep holperte und knarrte, hob sich und fiel auf den Buckeln des Bodens zurück wie ein Schiff zwischen den Wellen. Oder vielleicht waren es jene drei Tage am Stück im Boot, die Antônio das Gefühl gaben, immer noch auf dem Wasser zu sein. Der Geruch, der die Luft durchtränkte, war derselbe, dicht und schwer: er hatte geglaubt, es sei der Geruch des Flusses, jenes so trüben und trägen Flusses, der sich wie eine gelbliche Schlange zwischen Wänden aus Blättern hindurchschlang, aber ihm wurde klar, dass es stattdessen der Geruch des Waldes war, so wie vom Wald das Getöse kam, das ihn unaufhörlich umgab, seit er von Monte Dourado abgefahren war.

Er hatte immer gedacht, Macapá sei eine laute Stadt, so sehr, dass er den kurzen Augenblick zwischen dem Aufsetzen der Kopfhörer im Studio und dem Beginn der Sendung als ein ganz kleines Geschenk betrachtete, das er sich jedes Mal machte: zwei, drei Sekunden vollkommener Stille. Die einzige, seit er morgens die Augen aufschlug und das Radio der Nachbarin schon schrill im Stockwerk darunter plärrte, während Maribel beim Hoffegen das Repertoire der Opernsängerin trällerte, die sie nie werden würde, und aus den Fenstern neben den seinen der Fernseher des alten Benito, zu jeder Tageszeit eingeschaltet, einen ununterbrochenen und unverständlichen Untergrund aus Worten, Stöhnen und Schüssen brummte.

Und doch war das von Macapá im Vergleich Stille, eine Stille, nach der er in diesem ununterbrochenen Getöse von Lauten beinahe Heimweh zu bekommen begann. Siehst du, man denkt nie über solche Dinge nach, man stellt sich jahrelang den Wald vor, man sieht sich die Fotos an, man schafft es einfach nicht zu sehen, wie er wirklich ist – das ist völlig unmöglich –, aber man kommt nahe genug an all dieses Grün heran, diesen Schatten, jene Lianen und jene vorzeitlichen, von Feuchtigkeit triefenden Blüten, und doch denkt man nie an die Geräusche: man sieht auf den Fotos den Lärm nicht, man riecht auch diesen Geruch nicht, wie von einem riesigen verschwitzten, mit Moos bedeckten Tier.

Nicht überrascht hatte ihn das Getue am Anfang, um ihm noch ein bisschen Geld abzuluchsen, um Himmels willen: an solche Dinge war er gewöhnt, seit er auf der Welt war, auch wenn sie ihn weiterhin ein wenig verdrossen. Fast erstaunt hatte ihn im Gegenteil, dass der Jeep etwas mehr als eine Stunde, nachdem Gambone verschwunden war, angekommen war: dass jemand sich um zwei Stunden verspätete, öfter noch um drei, war die Regel, und eine Verspätung von nur einer Stunde und einer Viertelstunde eine unerwartete Ausnahme.

Amüsiert hatte ihn anfangs, dass Pepè – so hatte er sich vorgestellt – eine Flasche *Pinga* neben dem Sitz stehen hatte und großzügige Schlucke daraus nahm, so wie er auch diese aufschneiderische Art, sich zu benehmen, sympathisch gefunden hatte, seinen alten Schlapphut, den keck gezwirbelten Schnauzbart: „Los geht’s, Chef, auf in den Wald!“

Das unbestimmbare Alter des verbeulten, notdürftig in einem unwahrscheinlichen Rot lackierten Jeeps hatte er als selbstverständlich hingenommen, ebenso die Tatsache, dass der Fahrer mit den knotigen Füßen halb in den Flipflops steckend fuhr: praktisch alle fuhren so, auch wenn es Antônio nie gefallen hatte.

Fasziniert hatte ihn jene Piste, in die Pepè übermütig eingebogen war, in Wahrheit nur eine Andeutung, eine notdürftig von den dicksten Bäumen befreite Schneise, wo der Jeep sich trotzdem durch das Unterholz quälen musste, sich zwischen Gräsern, Sträuchern und ausgerissenem Gebüsch hindurchbahnend. Aufgeregt hatte er gedacht, dass er endlich im Wald war, dass er ihn endlich wirklich erlebte, da drang man ins Dickicht vor, wenn auch nur für ein kurzes Stück, endlich bin ich hier drin

im Wald, allein (mit Pepè, aber der zählt nicht), ohne Touristen, endlich kann ich diese Bäume aus der Nähe betrachten und genießen, diese ganze Natur, die Gerüche, die Vögel, die Geräusche.

Nicht unvorbereitet getroffen hatten ihn die häufigen Hindernisse, das Absteigenmüssen, um sich mit der Machete Platz zu schaffen und einen umgestürzten Stamm oder ein Gewirr von Sträuchern zu umgehen, das den Weg versperrte. Nicht einmal erstaunt war er gewesen – er war kein Tourist, er war gleich dahinten geboren –, als sie vor jenem Sumpf angekommen waren, der vorher gewiss nicht da gewesen war: das weiß man, wenn es regnet, werden die Flüsse breiter, treten über, schaffen Verzweigungen und Moraste, die dann, wenn der Regen aufgehört hat, wieder verschwinden, oder manchmal auch ganze Jahre lang dort bleiben.

Als Pepè abgebogen war, um den Sumpf in einem sehr weiten Bogen nach links zu umfahren, war er ruhig geblieben, das sind normale Dinge im Wald.

Aber er hatte sich ein wenig zu sorgen begonnen, als sie nach Stunden noch immer den ungewissen Rand jenes schlammigen Wassers entlangfuhren. Als sie aufgebrochen waren, war es Morgen gewesen, und die Sonne beschien sie von vorn, stieg nach und nach aus den Dünsten über den Schreien der Papageien und Tukane. Dann waren sie abgebogen, um jenen *pantanal* zu umfahren, und hatten die Sonne rechts gehabt, eine Sonne, die allmählich zum Zenit gelangt war und ihren Abstieg begonnen hatte: wären sie der anfänglichen Richtung gefolgt, hätten sie sie jetzt im Rücken haben müssen, und stattdessen hatten sie sie links, seit einer Ewigkeit. Antônio hatte eine ganze Weile darüber nachgedacht; er war in solchen Dingen nicht gut, und sein Orientierungssinn war immer zwischen fürchterlich und miserabel gewesen. Aber zwischen zwei fast ununterscheidbaren Wänden aus Grün, ohne etwas zu tun zu haben, außer auf jenen fürchterlichen, knubbeligen Sitzen herumzuhüpfen, die ihm das Hinterteil übler zugerichtet hatten, als hätte man ihn mit Stöcken verprügelt, und mit aller Zeit, sich umzusehen, merkt man es nach einer Weile. So hatte er sich ein Herz gefasst, um Pepè anzudeuten: „Ähm… sehr lang, dieser Umweg, das liegt am Sumpf, nicht wahr?“

„Ja, sehr lang. Sehr groß, dieser Sumpf, sehr lang, ja, sehr.“

Aber er hatte ihn nicht angesehen, während er sprach: Pepè wurde von Augenblick zu Augenblick wortkarger, und die Häufigkeit der Schlucke *Pinga* wuchs auf beunruhigende Weise. Sie wie Wasser zu trinken ist für eine Menge Leute normal, aber Wasser ist sie eben nicht, und selbst wenn man daran gewöhnt ist, verbessert das die Konzentration und die Reflexe gewiss nicht.

Eine weitere Stunde war vergangen, zwischen Knarren und Stößen, und noch immer war die Sonne links und sank weiter. Es hatte kurze, jähe Abweichungen gegeben (Proben, Versuche?), sofort abgebrochen vor der undurchdringlichen Bastion aus Laubwerk, dann wieder los, immer schwankender am Rand jenes trüben Schlicks. Pepè war über das Lenkrad gebeugt, die Augen gerötet und die Flasche inzwischen fast leer, und Antônio begann sich ernstlich zu sorgen: „Wirklich ziemlich lang, dieser Umweg… sicher, die Regenfälle, die Arme des Flusses… aber kurzum, alles in allem kommt man an, oder, auf der Straße, wie heißt sie, der 210, wir machen nur eine etwas lange Runde, danach kommt man an, richtig, man kommt zur Straße?“

„Sicher, eine sehr lange Runde. Viel Sumpf. Man kommt an, ja… sicher, ruhig. Pepè kennt sie, die Straße, ich bin sie tausendmal gefahren, bin ich. Mach dir keine Sorgen, Chef, wegen des Sumpfes: ich kenne die Straße bestens, ruhig, siehst du, schau, ich kenne sie.“

Pepès Hände immer unsicherer, die inzwischen leere Flasche, die klirrend auf der Ladefläche hin und her rollte, die Sonne immer tiefer, keine Spur einer Piste, nur der Rand des Sumpfes und all dieses Widerhallen von Lauten, von Schreien, o Gott, wo bin ich da hineingeraten, der ist sturzbetrunken, und ich bin mir inzwischen sicher, dass er den Weg verloren hat, und ich war wirklich dumm,

weil niemand weiß, wo ich bin, jetzt schläft mir dieser Trottel mit dem Kopf auf dem Lenkrad ein, er wollte nur mein Geld, aber er kennt den Weg nicht, er hat sich verirrt, und je tiefer die Sonne sinkt, desto lauter wird der Lärm, auch das wusste ich nicht, der Wald ruht nie.

So aufgewühlt er auch war, Antônio hatte nicht mehr gewagt, Pepè anzusprechen, der jetzt äußerst konzentriert auf die Hände und die Schaltung und die Lenkung wirkte, äußerst konzentriert, aber inzwischen abwesend; die Sonne war immer weiter nach links gerückt, immer falscher, vielleicht wäre es besser anzuhalten, jetzt schlage ich es ihm vor, mal sehen, er ist betrunken und hat sicher ein Messer, na gut, ich schlage es ihm trotzdem vor, dieser Sumpf ergibt überhaupt keinen Sinn. Und plötzlich der Knall, der Schlag, vielleicht ein nicht gesehener Stamm oder ein Loch, eine Drehung, der schreckliche Aufprall, das Krachen. Und dann alles still, ein Tröpfeln und das Getöse des Waldes.

2.3 Wald

Sosehr er sich auch anstrengte, Antônio konnte sich nicht genau an den Augenblick erinnern, in dem er sich von dem umgekippten Jeep entfernt hatte: er stand gewiss unter Schock, vielleicht hatte er sich auch den Kopf angeschlagen. Er erinnerte sich, aufgestanden zu sein, zerschlagen, aufgewühlt, nachdem er hinauskatapultiert worden und unordentlich mitten in den Sträuchern gelandet war. Er erinnerte sich an den Jeep, an die Räder, die sich noch langsam drehten, er erinnerte sich an das seltsam gedämpfte Bewusstsein, dass Pepè nur tot sein konnte, dort unten zerquetscht. Aber er erinnerte sich nicht, wie er beschlossen hatte, sich zu Fuß auf den Weg zur 210 zu machen, und er erinnerte sich auch nicht, wonach er die Richtung gewählt hatte, in die er losgegangen war.

Sein Rucksack musste zusammen mit ihm hinausgeschleudert worden sein, und er musste ihn gefunden und aufgehoben haben, denn er fand ihn auf seinen Schultern wieder, als, vielleicht eine Stunde später (eine halbe Stunde, zwei Stunden?), seine Gedanken wieder einigermaßen zusammenhängend wurden und er sich unter einem sintflutartigen Regenguss durch das dichteste Dickicht gehen sah, das er sich je vorgestellt hatte, mit dem einzigen Gedanken, diese verfluchte Straße zu erreichen.

Er erinnerte sich vage, um das Fahrzeug herumgeirrt zu sein und unpassenderweise seinen Hut gesucht zu haben, aber erst nachdem er schon einige Meter gegangen war, an die Machete gedacht zu haben. Er war umgekehrt, hatte aber sofort begriffen, dass es keine Möglichkeit gab, an sie heranzukommen, begraben unter dem Wrack des Jeeps zusammen mit Pepè und seiner *Pinga*. Als er ein paar Stunden später klarer darüber nachdachte, wurde ihm bewusst, dass er es wenigstens hätte versuchen müssen: sich in diesem Wald Platz zu schaffen war ein Albtraum, und jetzt, da die Nacht hereinbrach, ließ ihn der Gedanke, als einzige Verteidigung sein Campingtaschenmesser zu haben, sich reichlich unsicher fühlen.

Aus wer weiß welchem Grund hatte er sich beim Verlassen des Jeeps eingeredet, dass er in einem Stündchen, höchstens zwei, auf die Straße stoßen würde, aber jetzt begann er zu begreifen, dass es sehr, sehr viel länger dauern konnte.

Er dankte dem Himmel, dass er zwei der schmierigen *Empanadas* aufbewahrt hatte, die dieser Gauner Gambone ihm während aller drei Tage ihrer Fahrt als Mittag- und Abendessen angedreht hatte. Die, eine halbe Flasche Wasser und seine liebsten Kirschbonbons waren sein gesamter Proviant, und während er vage dachte, er müsste vielleicht für die Nacht haltmachen – der Regen wird aufhören, sicher, aber schlafen kann ich bestimmt nicht, wer weiß, wie viele Tiere, hör nur, wie die Affen schreien, ob die Jaguare im Dunkeln jagen? –, fiel ihm die *Feijoada* ein, wie Armandinha sie machte, und jene schwarze, dampfende Tunke, die Stücke gut durchgegarten Fleisches, die Orangenscheiben zur Garnierung, aber auch die zwei Tischchen aus angeschlagenem Resopal, die Gläser von zweifelhafter Sauberkeit, der Geruch nach Schweiß und Zwiebeln der überaus fetten Armandinha, sogar ihr Schnurrbart kamen ihm vor wie eine Erscheinung aus dem Paradies. Sobald ich zurück bin, sobald ich die 210 finde und eine Mitfahrgelegenheit und dann nach Hause komme, sobald ich zurück bin, gehe ich mich mit *Feijoada* vollstopfen und betrinke mich mit *Pinga*, dass nicht einmal der arme Pepè, dieser Halunke von Säufer, der nicht einmal den Weg wusste, Friede seiner Seele, wer weiß, ob er Familie hatte, der arme Mann, ich muss schnell die Straße erreichen, jemanden schicken, der ihn begräbt.

2.4 Begegnung

Er war den ganzen Tag gegangen, im Leib nur eine inzwischen ausgetrocknete *Empanada*, zwei Päckchen Gummibonbons mit Kirschgeschmack und zwei Kokosnüsse, die einzige Frucht von allen, die er gesehen hatte, bei der er nicht den Verdacht bekommen hatte, sie sei giftig. Er hatte Hunger, Durst und war sehr müde, aber vor allem begann er wirklich Angst zu bekommen. Er hatte die Rechnung unzählige Male neu aufgemacht, aber es war nun an der Zeit zuzugeben, dass er, wenn er vom Ort des Unfalls aus in die richtige Richtung gegangen wäre, inzwischen schon längst irgendein Zeichen von Zivilisation hätte antreffen müssen. Er wollte sich um keinen Preis eingestehen, dass er sich verirrt hatte – verirrt im Amazonaswald, Gott aller Heiligen, im Amazonaswald, hat sich je jemand gerettet, der sich hier verirrt hat, strahlender Jesus, warum ausgerechnet ich, warum ich –, aber er konnte sich darüber nicht viele Illusionen machen.

Das, dem er seit Stunden folgte, konnte eine Piste sein, ein Pfad, eine Spur, und konnte es auch überhaupt nicht sein. Es konnte sehr wohl eine ganz und gar zufällige Abfolge weniger dichter Vegetationsabschnitte sein, Tierwechsel, Grasflecken, die aus wer weiß welchem Grund niedriger waren.

Im Übrigen hatte er keine Wahl; selbst wenn er beschlossen hätte umzukehren, wäre es ihm nie gelungen, den in jenem anderthalben Tag zurückgelegten Weg rückwärts noch einmal zu gehen. Die trübe, schlammige Wärme der feuchten Luft hatte ihm das Hemd an den Körper geklebt, aber es war undenkbar, es auszuziehen und den Insekten weitere Zentimeter nackter Haut auszusetzen: er hätte nie geglaubt, dass es auf der Welt so viele Mücken geben könnte.

Ihm war klar, dass in nicht allzu langer Zeit der Abend hereinbrechen würde, und er ertrug den Gedanken an eine weitere Nacht wie die vergangene nicht, auf dem Rucksack sitzend, den Rücken an einen Stamm gelehnt, versunken in eine Dunkelheit, so vollständig und absolut, wie er sie nie vermutet hätte, mit aufgerissenen Augen bei jedem Geräusch und Rascheln – und es gab unendlich viele Geräusche und Raschellaute und Rufe und Piepser: der Wald schien im Dunkeln lebendiger als bei Tag.

Und ständig die Taschenlampe aufblitzen zu lassen (wie lange werden die Batterien halten, besser, ich spare sie mir auf) nützte gar nichts: die kleine Lichtklinge zeigte immer nur Stämme und ein Gewirr von Laubwerk.

Ich müsste mir einen Unterstand bauen, dachte er, aus Ästen: er würde mich natürlich vor nichts schützen, aber vielleicht würde ich mich ruhiger fühlen, vielleicht könnte ich sogar schlafen. Ich könnte mir ein Dach aus Zweigen bauen und dann einen Schluck Wasser trinken und das letzte Gummibonbon essen. Wasser habe ich noch zwei Finger breit auf dem Flaschenboden, ich darf nicht mehr als einen Schluck auf einmal trinken (bis ich anderes finde, das trinkbar aussieht, bis ich irgendwo ankomme, bis es regnet), aber wenn die Sonne sinkt, trinke ich einen Schluck, nicht vorher, lieber nicht, auch wenn mein Mund sich anfühlt wie Asphalt und der Rucksack mit jeder Sekunde schwerer wird.

Er spürte etwas zwischen Hals und Schulter, streckte zerstreut die Hand aus, um ein Blatt oder ein Zweiglein zu entfernen, und die Finger stießen auf etwas Riesiges, Kaltes und Lebendiges. Mit einem Quieken des Entsetzens schleuderte er eine Spinne, so groß wie seine Hand, davon und rannte, fast gestorben vor Grauen, von Panik ergriffen los. Er kam nur wenige Meter weit, der Rucksack hüpfte ihm schwer auf dem Rücken, und das Herz schlug ihm wie verrückt. Er blieb stehen, ließ den Rucksack fallen und setzte sich darauf, zitternd vor Erschöpfung, vor Angst, vor Ekel.

Diese Geschichte geht nicht gut aus, ich weiß es. Von wegen Natur, von wegen Harmonie von Mensch und Kosmos, von wegen die ursprünglichen Rhythmen wiederfinden, ich krepiere hier in diesem Scheißwald, ich krepiere hier und keiner wird je erfahren, wo ich geblieben bin, von wegen Natur, ich krepiere hier vor Hunger und Durst, wie lange braucht man zum Sterben, an Durst stirbt man zuerst, das weiß man, aber ich habe noch zwei Finger breit Wasser, aber die Spinnen, daran hatte ich nicht gedacht, als ich an die Natur dachte, wäre es wenigstens ein Jaguar gewesen – o Gott, ob es hier Jaguare gibt – lieber ein Jaguar, aber nicht die Spinnen, ich will nicht von Spinnen gefressen sterben, dann lieber eine Schlange, so eine wie die, von denen meine Großmutter erzählte, dass du nicht mal mehr Zeit hast, den Namen Jesuschristus zu Ende zu sagen, und schon bist du tot, lieber das als die Spinnen. Er sah sich um, im dichten Gras, ob nicht vielleicht die Schlange schon lauerte. Seine Gedanken wurden wirr, die Hitze, der Hunger, die Müdigkeit, der Durst. Er nahm den Kopf in die Hände, die Ellbogen auf den Knien, vielleicht war es besser, sich hier einfach sterben zu lassen, was hätte er sonst tun sollen.

Eine Reihe großer Ameisen floss wie ein Bach kurz hinter seinen Füßen dahin; er versank darin, sie zu betrachten, ohne sie wirklich zu sehen. Sie kamen und gingen, trugen Samen und Blätter, und Antônio sah sie fließen und laufen und dachte, während das Herzklopfen aufhörte und sein Atem nach und nach wieder normal wurde, dachte vage, dass man sie vielleicht essen könnte, er hatte es in einer Dokumentation gesehen – Jesus, welch ein Hunger, welch ein Durst –, vielleicht konnte man sie aufspießen, auf ein Stäbchen, und dann mit dem Feuerzeug rösten, jetzt suche ich ein etwas längeres, dünnes Stäbchen, los, Antônio, immer noch besser, als hier zu sitzen und zu sterben, lass mich ein Stäbchen suchen. Er hob den Kopf und sah einen halben Meter von sich entfernt die Hexe.

Er rührte sich nicht, verblüfft: er hatte sie überhaupt nicht kommen hören, hatte keine Bewegung gehört, kein Geräusch. Einen Augenblick lang dachte er, es sei eine Halluzination, aber nein, sie war wahr und wirklich, eine unermesslich zerfurchte und verschrumpelte Alte, nackt bis auf zwei an den Hüften hängende Blätter, ein Gewirr weißer und grauer Haare, durchflochten mit Zweiglein und Beeren und kleinen Knochen. Mit einer Art Korb voller Kräuter und Rinden am Arm sah sie ihn unbeweglich an, vollkommen ruhig, nur ein Aufblitzen belustigter Neugier in den kleinen schwarzen Augen, glänzend wie Erdöl. Der erste Instinkt, zu fliehen, war zu dumm, und das war leicht einzusehen. Er blieb, wo er war, und sah die Hexe an, während andere Gedanken (es ist kein Waldgeist, ist es nicht, weil es die nicht gibt, es ist ein menschliches Wesen) sich mühsam in sein Bewusstsein Bahn brachen, und da es sich tatsächlich um eine Frau handelte – Wasser, Essen, Schutz vor den Spinnen –, wurde ihm klar, dass sie seine einzige, letzte Gelegenheit war.

Die Hexe sah ihn gelassen an, prüfte jede Einzelheit seiner zerzausten Haare, seiner schief sitzenden Sonnenbrille, des Schweißes, der ihn durchtränkte, des Geruchs nach Verzweiflung und Verlorenheit, den er ausdünstete.

Es verging einige Zeit, dann setzte die Alte sich in Bewegung: sie drehte sich um und ging zügig auf irgendein Ziel zu. Antônio war noch unschlüssig, ein Rest der Absicht, sich sterben zu lassen, hielt ihn zurück, aber die Frau drehte sich nach wenigen Schritten um und sah ihm fest in die Augen, mit jenen leuchtenden Augen, die ein wenig über ihn lachten. Dann ging sie weiter, und er hob den Rucksack auf und folgte ihr.

Sie gingen vielleicht eine Stunde, vielleicht länger; er hatte jedes Zeitgefühl verloren und beschränkte sich darauf, einen Schritt hinter den anderen zu setzen und jenen welken Hinterbacken zu folgen, die sich mit unerwarteter Behändigkeit bewegten. Sie drehte sich nicht mehr um, sie brauchte es nicht: er war so viel lauter, die Hexe wusste, dass er ihr folgte, ohne ihn sehen zu müssen.

Der Wald schien ununterscheidbar und unendlich, doch ganz plötzlich öffnete er sich: eine aus dem Nichts aufgetauchte Lichtung, Hütten und Rauch und eine Schar Kinder, die überall herumliefen

und wie Vögelchen zwitscherten. Gerade genug Zeit, um einen Gesamteindruck zu bekommen, und etwas traf ihn mitten auf die Brust, ein Schlag, der ihn samt Rucksack und allem auf den Hintern zu Boden schleuderte.

Die Kinder lachten ausgelassen über diesen unbeholfenen gefallenen Mann, getroffen von einem Ball aus geflochtenen Lianen, aber je mehr das Lachen abklang, desto mehr trat die Neugier an seine Stelle: was war das für ein Wesen, weiß und blass und lächerlich und seltsam, wer weiß, wo die Medizinfrau es gefunden hatte.

Sie umringten ihn interessiert und vorsichtig; ein ganz kleines Mädchen mit einem von Schlamm und Obst verschmierten Mund kam und berührte, eingeschüchtert und keck zugleich, die Haut seines Arms.

Die Hexe quiekte zwei knappe Befehle, und die Kinder machten ihm Platz: sie gab ihm ein Zeichen, und Antônio erhob sich von der gestampften Erde und folgte ihr in den Schatten einer Hütte am anderen Ende jenes runden Platzes.

2.5 Kontakt

Die Hütte aus Ästen und Lehm war sehr dunkel, und erst nach einigen Augenblicken, als die Augen sich an die Finsternis gewöhnt hatten, sah er, dass sie viel geräumiger war, als sie ihm erschienen war, und dass darin mindestens zwanzig oder dreißig Personen saßen, unterschiedlich geschmückt mit weißen und dunklen Zeichnungen und mit Papageienfedern. Unter ihnen – die Einzige, die eine lange Kette aus etwas trug, das ihm wie Zähne vorkam – eine uralte Frau, so verschrumpelt und faltig, dass sie die Alte, die ihn gefunden hatte, wie ein blühendes Mädchen wirken ließ. Diese hielt unterdessen, was wie eine kurze Vorstellungsrede aussah, alles Krächzen und Trillern, und Antônio dachte, es sei vielleicht angebracht, dass er etwas sagte; es konnte ja sein, dass hier schon einmal jemand vorbeigekommen war, vielleicht Missionare, es war immerhin möglich, dass diese Indios seine Sprache verstanden: „Ähm, ich bin sehr glücklich, in Ihr wunderschönes Dorf gekommen zu sein, und bin dankbar für Ihre freundliche Aufnahme, außerdem danke ich dieser freundlichen Dame, die mich bis hierher begleitet hat, und… und ich bin sicher, dass wir uns bestens verstehen werden und dass eine schöne Freundschaft entstehen wird.“

Besser vorsichtig sein; sie schienen nicht feindselig, aber er hatte dort hinten eine ganze Menge Lanzen und Pfeile angelehnt bemerkt, und alle Männer trugen diese großen Messer aus Stein und Knochen an den Hüften: er fand, er habe eine wirklich ausgezeichnete Idee gehabt, das Thema Freundschaft so zu betonen.

Er merkte jedoch sofort, dass seine Worte vollkommen unbemerkt geblieben waren: nicht einer der Anwesenden hatte mit der Wimper gezuckt oder das geringste Zeichen von Verständnis gegeben, sie beschränkten sich darauf, ihn sehr aufmerksam zu betrachten.

Dann quakte die Greisin etwas, und ein Mann stand auf und riss an seinem Rucksack, einmal, zweimal. Er begriff, dass sie wollten, dass er ihn abnahm, und als er ihn abgestreift hatte, nahm der Mann ihn und legte ihn vor der auf den Boden, von der er annahm, sie sei eine Art Königin. Sie streckte ein krummes Händchen aus und begann mit ihren Vogelfingerchen an den Schnallen herumzuhantieren. Antônio trat zuvorkommend näher – zeig dich beflissen und ehrerbietig, es ist die erste Königin, die dir zu begegnen vergönnt ist, aber man weiß ja, dass es gute Sitte ist, sie nicht zu verärgern; wer weiß, ob eine angedeutete Verbeugung angebracht ist, wer weiß, ob das üblich ist – und öffnete Schnallen, Schnällchen und Reißverschlüsse. Der Mann von vorhin packte daraufhin den Rucksack und drehte ihn einfach um, um dann einen Gegenstand nach dem anderen zu nehmen und ihn der Alten zu reichen, die ihn aufmerksam prüfte, bevor sie ihn an den weitergab, der neben ihr saß.

Jeder einzelne Artikel, Schuh, Unterhose, Rasierer, Socke wurde von Hand zu Hand gereicht, betastet, geschüttelt, umgedreht, sorgfältig beschnuppert. Antônio war sehr besorgt um seinen Fotoapparat, der jedoch alle ziemlich gleichgültig ließ und rasch beiseitegelegt wurde. Die Anwesenden fanden dagegen seine Filmrollen sehr witzig: als sie die Deckelchen öffneten und die Zylinderchen in lebhaften Farben mit den Aufdrucken Kodachrome und Fujifilm herauszogen, kommentierten sie sie lange und lachten sich schief.

Jetzt, da der ganze Inhalt des Rucksacks durch alle Hände gegangen und gebührend geprüft worden war, kam Antônio sich ein wenig dumm vor, wie er da stand und zusah, aber er hatte es sich inzwischen in den Kopf gesetzt, einer Herrscherin gegenüberzustehen, und fürchtete, es sei nicht von gutem Geschmack, sich ohne Erlaubnis zu setzen. Genau in diesem Augenblick stieß sie einen raschen, gebieterischen Triller aus, und er spürte, wie ihn jemand mit einer gewissen Grobheit am Hemdsaum zog. Der Mann, ziemlich jung und muskulös (ein Kammerherr, ein Würdenträger, der Hauptmann der Wache oder – womöglich – der Thronfolger?), zerrte und zerrte, und schließlich

wurde Antônio klar, dass er es ausziehen musste. Aber natürlich, hier bitte. Was denn, auch die Hose? Also gut, nicht ziehen, ich ziehe sie aus, warte, ich ziehe erst Schuhe und Socken aus, nur einen Moment, so, fertig… nein, aber die Unterhose… also, was machst du denn, so reißt du sie ja… gut, gut, verzeihen Sie, Euer Gnaden, regen Sie sich nicht auf, ich hab sie schon ausgezogen, seid ihr jetzt zufrieden?

Tatsächlich wurde die Atmosphäre, jetzt, da er nackt war, wie seine Mutter ihn geschaffen hatte, spürbar entspannter. Im Übrigen waren auch sie nackt, abgesehen von den paar Blättern und Rinden: wahrscheinlich musste ihnen ein bekleideter Mann etwas leicht Perverses zu sein scheinen. Mit dieser ganzen Durchsuchung wollten sie sich auch vergewissern, dass ich nicht irgendeine Waffe habe, dachte er, alles in allem haben sie ja gar nicht unrecht. Tatsächlich schienen sie ihn, nachdem sie festgestellt hatten, dass er im Großen und Ganzen harmlos war, vollständig vergessen zu haben; sie reichten einander Töpfchen, Filmrollen und T-Shirts, und niemand schenkte ihm mehr einen Blick.

Aber er, wie er da splitternackt stand, fühlte sich allzu ungefährlich, sagen wir ruhig: wehrlos. Vorsichtig und mit verstohlenen Kontrollblicken, ob die Kaiserin das unschicklich fände, setzte er sich in eine Ecke und schlang die Arme um die Knie.

Während die Alten liebenswürdig plauderten und sich dabei seine Schnürsenkel und seine Kugelschreiber ins Haar flochten, brach der Abend herein, und von draußen glaubte er einen Geruch nach gebratenem Fleisch wahrzunehmen. Er spürte den Magen knurren und den Mund sich mit Speichel füllen. Sie werden mir doch ein Häppchen zu essen geben, oder? Wir sind jetzt Freunde, wir haben zusammen den Rucksack ausgeleert, wir haben über die Filmrollen gelacht, wir sind hier alle nackt, praktisch sind wir fast eine Familie, sie werden mir schon etwas zu essen geben, du wirst sehen. Wobei ich nicht recht weiß, was, was diese Leute wohl essen, Tapire, Schlangen, Gürteltiere? Und wenn es ein Ameisenbär mit allen Haaren wäre, ich äße ihn ohne Umstände, ich halte es vor Hunger nicht mehr aus. Und ich hatte auch einen Augenblick des Schreckens, wie dumm, als sie wollten, dass ich mich ausziehe, kam mir das Comicbild vom großen Topf in den Sinn, in dem der Weiße kocht, stell dir vor, was für ein Trottel, was ich mir für Sachen ausdenke, Kannibalen gibt es nur noch in den Heftchen, oder vielleicht, aber vielleicht, allenfalls in irgendeinem entlegenen, unbekannten Stamm im Dickicht des Amazonaswal… Na gut, besser wieder an den Tapir denken, wer weiß, ob er zart ist, wer weiß, wie sie ihn zubereiten.

Ihm fiel auf, dass die Frau neben ihm zerstreut ein Paar seiner Hosen im Schoß hielt, während sie lebhaft mit einer Alten an ihrer Seite piepste, die sich einen seiner Einwegrasierer in den weißen Haarwust gesteckt hatte und ihn sich hin und wieder kokett zurechtrückte. Sie schienen sehr in Eifer und hatten ihn vollkommen vergessen, also wagte er, eine Hand auszustrecken, um sich die Hose zurückzuholen. Er hatte sie noch nicht einmal berührt, als, schnell wie eine Natter, ein kräftiger Alter vorschnellte, um ihm die Hand festzuhalten, und ihm dreißig Zentimeter blank geschliffener Steinklinge unter die Nase hielt. Antônio wich zurück, hob die Hände und stellte überstürzt klar: „Natürlich! Aber natürlich gehören sie euch! Aber natürlich habe ich sie euch geschenkt! Aber mit größtem Vergnügen, ich schwöre, alle Kleider, die Schuhe, das Stück Seife, die Kugelschreiber, alles gehört euch, es ist mir eine Ehre und eine Freude, sie euch zu schenken, um diese schöne, schöne Freundschaft zu besiegeln!“

Er zog sich in sein Eckchen zurück und schlang wieder die Arme um die Knie, ergeben. Ich schenke euch alles, schaut, wenn ihr mir bloß wenigstens eine Mäusepfote zum Abnagen gebt.

2.6 Dorf

Es waren keine Mäusepfoten, auch wenn es ihm nie gelingen sollte festzustellen, von welchem Tier das Fleisch stammte, schwarz und fettig, das ein paar Minuten später drei oder vier Jungen und Mädchen auf Tabletts aus geflochtenen Blättern und Zweigen in die Hütte brachten.

Antônio, fast ertrunken in seinem eigenen Speichel, wartete, bis alle sich bedient hatten, dann wartete er noch und noch: er hatte nicht die geringste Lust, dieses große Messer aus der Nähe wiederzusehen. Endlich bemerkte ihn Frau Rasierer und gab ihm ein Zeichen, indem sie auf das Fleisch deutete; er sah sich um und sah, dass ein paar andere unter den Anwesenden ihm bedeuteten, sich zu bedienen, die Herrscherin eingeschlossen.

Er stürzte sich dankbar auf das Tablett: das Fleisch war süßlich und zäh und faserig wie Bindfaden, aber ihm kam es vor, als hätte er nie köstlicheres gegessen. Unterdessen hatten die jungen Leute etliche halbe Kokosnüsse gebracht, einige voll Wasser – besser nicht daran denken, aus welchem trüben, schlammigen, grünlichen, von Alligatoren, Kröten und Schlangen wimmelnden Gewässer sie es geschöpft hatten, aber wen kümmert's, ich habe solchen Durst, dass ich überhaupt nicht daran denken werde –, andere gefüllt mit einer sirupartigen Mischung, die seinen Tischgenossen außerordentlich zu munden schien. Als sie sie ihm reichten, kostete er sie mit einigem Misstrauen, aber seltsamerweise gefiel sie ihm: duftend und sehr süß; er hielt sich nicht damit auf, sich zu fragen, aus welchem Gewächs sie vergoren war, süßen Dingen konnte er nicht widerstehen, und er schlürfte etliche lange Schlucke davon.

Er wachte benommen auf, als die Sonne schon hoch stehen musste und draußen vor der Hütte schien, die leer war. Was auch immer dieses Gebräu war, man musste vorsichtig damit umgehen, stellte er fest, während er unsicher aufzustehen versuchte; er hatte absolut keine Erinnerung mehr an das, was nach dem reichlichen Trinken kam.

Er sah sich um: seine Sachen, Rucksack eingeschlossen, waren allesamt verschwunden, bis auf das Notizheft, das offenkundig bei niemandem Interesse geweckt hatte und auf dem gestampften Lehmboden liegen geblieben war. Er hob es auf und trat mit noch hämmerndem und wirrem Kopf in den Türeingang: Frauen und Mädchen gingen in den Hütten ein und aus, und eine Menge Kinder jeden Alters rannte in einem sehr bewegten Spiel wie wild hin und her. Eine kleine Gruppe Alter, darunter die Königinmutter und Frau Rasierer, saß am Ende des Platzes und hantierte mit Zweigen und Rinden, wobei sie wahrscheinlich etwas herstellte. Er sah nicht einen einzigen Mann: wahrscheinlich waren sie auf der Jagd oder beim Fischen oder erledigten andere Angelegenheiten von Männern des Waldes.

Kaum hatten die Kinder ihn gesehen, unterbrachen sie das Spiel und drängten sich neugierig um ihn; ein sehr dunkler, schmächtiger Junge trug zwei seiner nicht zusammengehörigen Socken um den Hals geknotet, und ein kleines Mädchen hatte seine hellblaue Unterhose auf dem Kopf. Niemand nahm auch nur im Geringsten Notiz von seiner Nacktheit, natürlich, aber Antônio fühlte sich wirklich unwohl, so entblößt, und deshalb nahm er der Kleinen behutsam die Unterhose vom Kopf, worauf sie einen überaus schrillen Schrei ausstieß und aus vollem Halse zu brüllen begann.

Das Geschrei ließ ein paar Mütter mit bedrohlicher Miene in den Hüttentüren erscheinen, und Antônio, zu Tode erschrocken, aber entschlossen, nicht lockerzulassen, riss schnell eine Seite aus dem Heftchen und faltete in wenigen Sekunden ein Papierbötchen, das er dem Mädchen hinhielt. Die Kleine betrachtete es etwas ratlos, aber zum Glück hatte das Geschrei schlagartig aufgehört, und die beruhigten Damen waren zu ihren Beschäftigungen zurückgekehrt.

Kaum hatte er die Unterhose angezogen, fühlte Antônio sich besser, entschieden wohler, aber ihm fiel auf, dass das Mädchen das Bötchen in den Händen hin und her drehte und es aufmerksam betrachtete: anscheinend gefiel es ihr sehr, aber sie hatte keine Ahnung, was es war. Neben der Hütte gab es eine große Pfütze, und er – in der Annahme, dass die Kleine die Sirene wieder anwerfen würde, wenn er versuchte, ihr das Geschenk aus den Händen zu nehmen – riss eine weitere Seite heraus und machte ein weiteres Bötchen, das er auf die Wasseroberfläche setzte.

Es genügten wenige Sekunden, damit die kleine Menge Kinder, die ihn mit größter Aufmerksamkeit beobachtete, begriff, worum es sich handelte: sie lachten und trillerten, sichtlich begeistert von diesen kleinen weißen Einbäumen. Sogleich trat ZweiSocken vor und streckte ein sehr schmutziges Händchen aus. Eine halbe Stunde später war die Hälfte der Seiten seines Heftes dahin, jedes Kind hatte sein Bötchen, und Antônio hatte zum Zeichen der Dankbarkeit ein entrindetes Stäbchen, eine Handvoll Beeren, einen türkisfarbenen Frosch und zwei Käfer erhalten.

Und er hatte sich die uneingeschränkte Zustimmung der gesamten Kinderbevölkerung des Stammes erobert.

2.7 Erkundung

Nachdem er die Kinder zurückgelassen hatte, die sich Regatten in den Pfützen ausdachten, fand Antônio, da er ja die Unterhose zurückerobert hatte, es sei an der Zeit herauszufinden, wo der ganze Rest seines Gepäcks geblieben war. So begann er, über die Lichtung zu spazieren und hier und dort in den Schatten der großen Hütten zu spähen, die fast den ganzen Platz aus gestampfter Erde umgaben. Er bewegte sich mit einer gewissen Vorsicht; er war nicht ganz sicher, ob sein Status der eines Gastes oder der eines Gefangenen war, und wollte nicht Gefahr laufen, es auf die schlimmste Weise herauszufinden.

Das Erste, was er ausmachte, war der Rucksack, der, prall voll Holz, die kleine Frau fast verdeckte, die ihn auf dem Rücken trug. Gleich darauf war sein Lieblings-T-Shirt an der Reihe, das, an den beiden Enden verknotet, wie eine kleine Hängematte aufgehängt worden war und gelb schaukelnd ein Baby wiegte. Vom Rest seiner Kleidung fand sich keine Spur, wer weiß, was sie damit gemacht hatten, Kissen, Turbane, Staublappen, Beutel für Körner, wer weiß. Er fand jedoch in einer Ecke, beiseitegeworfen, sein Stück Seife: es trug den tiefen Abdruck eines Bisses, aber der Geschmack nach Eau de Cologne war offenkundig nicht geschätzt worden.

Am Ende der Lichtung sah er schließlich auch seine Uhr wieder: sie funkelte am braunen Handgelenk eines Mädchens, das ein vor wenigen Stunden geborenes Kind stillte. Er dachte, wahrscheinlich hätten die Alten ihr dieses exotische Schmuckstück geschenkt, um das Neugeborene zu feiern; wie hätte man es ihr wegnehmen können?

Ach was, ich nehme ihnen nichts weg, es sind ja keine besonders wertvollen Sachen, sollen sie alles behalten, Hauptsache, sie werden nicht wütend: wenn sie mich in ein paar Tagen suchen kommen und ich nach Hause zurückkehre, werden wir weitersehen, vielleicht würde ich wenigstens gern den Fotoapparat zurückbekommen, wir werden sehen.

Nachdem diese erste Erkundung des Dorfes ohne großen Ertrag erschöpft war – das im Grunde aus wenig mehr bestand als jenen sechs Gemeinschaftshütten und der Lichtung, die sie umgaben –, wusste Antônio nicht recht, was er tun sollte. Er beschloss, in den Wald vorzudringen, einen Pfad entlang, der ihm breit und ausgetreten schien und auf dem den ganzen Tag über Kinder und Jugendliche hin und her gingen: wenn die Kinder dorthin gingen, konnte es nicht allzu gefährlich sein, oder? Einen Unterschied zwischen Antônio und den Kindern gab es gewiss: er machte, wenn er sich auf dem Pfad bewegte, einen ohrenbetäubenden Lärm, die Kleinen waren schon daran gewöhnt worden, sich lautlos zu bewegen. Wenn ein wildes Tier in der Nähe ist, wird es sich bei all dem Lärm, den ich mache, die Ohren mit den Pfoten zuhalten… Aber wie machen die das? Das hier sind trockene Zweige, wie soll ich nicht auf sie treten? Und wie machen sie es, sich an den nackten Füßen nicht wehzutun; fast kehre ich um, bevor ich auf einen Dorn trete (eine im Laub verborgene Schlange, einen Hundertfüßer).

Antônio hörte plötzlich Triller und Schreie, die sehr wohl erwachsene Männerstimmen sein konnten: wer weiß, vielleicht bin ich in ihr Jagdgebiet gekommen, hoffentlich habe ich nichts angerichtet. Ein paar Minuten lang blieb er unschlüssig, was zu tun sei, aus Furcht, die Begegnung mit den Männern könne sich in eine Art Auseinandersetzung zwischen Alphamännchen verwandeln, aber da er ja nicht den Rest seines Lebens mitten im Wald stehen bleiben konnte, fasste er sich ein Herz und trat ins Freie.

Er fand sich auf einer weiten künstlichen Lichtung wieder, ungefähr rechteckig, an zwei Seiten von einer Art Zaun begrenzt, ähnlich dem der Hütten im Dorf, und an dessen Rand einige Frauen und viele Kinder gebannt in eine einzige Richtung sahen. Antônio folgte ihrem Blick und fand sich in

eine Blase puren Entsetzens katapultiert. Er sah einen Mann alarmierte Schreie ausstoßen und, am Ende der Lichtung, ein Dutzend Männer in alle Richtungen davonlaufen. Antônio kam es vor, als bekäme er eine Adrenalinspritze direkt ins Gehirn, das binnen drei Sekunden alle möglichen Ursachen durchspielte – und einige der unmöglichen –, die die allgemeine Flucht ausgelöst haben konnten. Ein Einfall von Jaguaren, der Angriff eines feindlichen Stammes, eine Riesenschlägerei (ja, warum nicht eine Schlägerei? Sie sind Indios, aber es wird auch unter Indios streitsüchtige Dummköpfe geben, oder?), die Armee, die glaubte, er sei entführt worden, und ihn befreien kam, da, vielleicht ist es die Armee, du lieber Gott, sie rotten sie meinetwegen aus, sieh nur, wie gut dieser Indio den Ball trifft, hätten wir doch einen gehabt, der so flankt.

Wie bitte?, fragte er sich selbst.

Während der Puls schlagartig langsamer wurde und die Körperstarre ihn zu verlassen begann, bemerkte Antônio verschiedene Dinge: dass nur die erwachsenen Männer wegliefen, während die Kinder ihnen aufmerksam zusahen und die Frauen aufgeregt untereinander zwitscherten, aber keineswegs entsetzt. Dass der schreiende Mann eine Art Ball auf eine Weise getroffen hatte, die sehr an eine lange Flanke erinnerte. Dass der Ball von ein paar Männern verfolgt wurde, von denen einer ihn erobert zu haben schien. Dass dieser Letztere seinerseits schrie und alle anderen wieder über die Lichtung liefen. Dass der neue Schreier den Ball traf (weniger gut als der erste, schien es Antônio) und es wieder einen Kampf um ihn gab.

So viel zum Notfall. Sie spielen. Herrgott im Himmel, sie spielen mit dem Ball.

2.8 Sprache

Als er durch das Dorf streifte, hatte Antônio schüchtern ins Innere einer der großen Hütten gespäht: in einer Hängematte aus geflochtenen Lianen hielt ein alter Herr sein Nickerchen, in einer anderen schliefen ineinander verknäuelt zwei wenige Monate alte Kinder, einige andere hingen leer da, viele lagen zusammengerollt am Boden. Ihm war aufgefallen, dass die Hütte wirklich groß war; er schätzte, dass darin vielleicht an die achtzig Personen bequem schlafen konnten, sie waren also gewiss nicht nach Familien aufgeteilt. Er fragte sich, ob es irgendein Kriterium dafür gab, in der einen statt in einer anderen Hütte schlafen zu gehen, oder ob man, wenn der Abend kam, einfach eine aussuchte, seine Hängematte an irgendeinen Balken hängte und dort einschlief. Wenn es so ist, ist das nichts für mich; solange ich nichts davon verstehe, schlafe ich immer am selben Platz, beschloss Antônio. Und ich habe außerdem nicht einmal eine Hängematte, ich werde wieder auf dem Boden schlafen müssen, ich weiß nicht, ob es angebracht ist zu versuchen, mir eine auszuleihen, ich weiß nicht einmal, ob ich es erklären könnte, so mit Gesten.

Aber das Problem löste sich von selbst, als einige Stunden später, bei Einbruch des Abends, zwei Frauen auf ihn zukamen und ihm das Bündel einer Hängematte in die Hand drückten, ihn dann an den Armen fassten und zu einer Hütte zu schieben versuchten. Da er nicht verstand, warum er nicht noch einen Augenblick draußen bleiben konnte – es war ein schöner Abend, und Millionen Insekten zirpten unter dem Mond –, leistete er Widerstand und versuchte zu erklären, dass danke für die Hängematte, sehr freundlich, aber ich hatte vor, mich später zurückzuziehen; die beiden schienen jedoch nicht gewillt loszulassen und schoben ihn mit immer größerer Beharrlichkeit. Höchst verlegen, und die Tatsache, in Unterhosen dazustehen, half nicht, versuchte er einen Protest anzudeuten, aber die beiden antworteten mit einem schrillen Schrei, „Maaaaiaaaa!“, begleitet von einer Handbewegung, bei der die Finger sich aus der geschlossenen Faust schnell öffneten, als bildeten sie die Zahl fünf: „Maaaaiaaaa!“

Was auch immer jener Laut und jene Geste bedeuteten, Antônio gab bald nach, teils weil sein Widerstreben die Aufmerksamkeit immer weiterer Dorfbewohner auf sich zog, die in den Chor der „Maaaaiaaaa!“, mit den plötzlich sich öffnenden Fingern einstimmten, teils weil ihre Haltung von leicht belustigt zu ernst und schließlich zu besorgt überging: „Maaaaiaaaa!“

In der Hütte fiel ihm auf, dass der Schlafsaal in konzentrischen Kreisen angeordnet war: außen schliefen die Ältesten und in der Mitte die Kinder, jedes in seiner kleinen Hängematte, aus der bald Arme und Beine ragten und ein unentwirrbares Gewirr schlafender Körperchen bildeten, eines ins andere verkeilt. Zwischen diesen beiden Ringen schliefen die Erwachsenen, offenbar ohne jede Regel und völlig durcheinander. Ich werde nicht einen Augenblick lang ein Auge zutun, war Antônios letzter Gedanke, bevor er einschlief wie ein Stein.

„Mama, ist dieser seltsame Mann böse?“

„Nein, er ist nicht böse, er ist nur seltsam. Und außerdem ist er ohne Waffen und ganz weich und weiß, wie kann er gefährlich sein? Die Alten sagen, es sei vor langer Zeit noch einer von diesen gelben Männern gekommen: mein Großvater hat mir davon erzählt, und ich glaube, die Medizinfrau hat ihn gesehen, als sie ein Kind war. Er war nicht böse, aber dann ist er gleich krank geworden, in kurzer Zeit war er tot.“

„Er hat uns Sachen geschenkt.“

„Was für Sachen?“

„Ganz kleine Einbäume, er hat sie aus einem weißen Blatt gemacht. Schau.“

„Hübsch. Siehst du, er war freundlich, er ist nicht böse.“

„Dürfen wir ihn hier bei uns behalten?“

„Das entscheiden die Alten, aber ja, ich glaube, wir werden ihn bei uns behalten. Aber häng nicht zu sehr an ihm: ich habe es dir gesagt, sie sind zerbrechlich, sie sterben gleich. Dann bist du nur traurig.“

Nach einigen Tagen hatte sich die Lage irgendwie eingependelt, wenn auch auf etwas widersinnige Weise. Die Alten und überhaupt die Erwachsenen waren immer mit diesem oder jenem beschäftigt, und obwohl sie ihn keineswegs übersehen wollten, im Gegenteil, sie beobachteten ihn mit belustigtem Interesse, machte die Tatsache, dass die Verständigung vollständig unmöglich war und dass Antônio aus ihrer Sicht überhaupt nichts konnte, ihre Bemühungen oft zunichte.

Er hielt sich für sprachbegabt, aber alles, was er verstand, war das Lachen, immer vorausgesetzt, dass sie lachten.

Ihm war es schon an den ersten Morgen aufgefallen, beim Aufwachen: wenn die Männer und Frauen um ihn herum einer nach dem anderen aufstanden, blieb er lange mit geschlossenen Augen liegen und öffnete die Ohren für die Welt, die ihn umgab. Und obwohl die Dorfbevölkerung zahlreich war, war das, was seine Ohren hörten, nicht der Klang einer Menschenmenge, es klang kaum menschlich. Sie sprachen miteinander, indem sie Pfiffe und Kreischlaute ausstießen, mit der Zunge schnalzten und wer weiß was noch, und das Ergebnis war erschreckend naturgetreu. Von der Hütte aus war alles, was das Gehirn rekonstruieren konnte, Vogelgesang, Frösche, vielleicht Affen, ein kleiner Wasserfall, eine Salve trockenerer Geräusche, die an einen Specht erinnern konnten, Blätter, die sich im Wind hoben, und Dutzende anderer Laute, die, so unglaublich es seinen Ohren auch vorkam, die Sprache dieser Leute bildeten.

Anfangs hatte er gedacht, es seien die Laute des Waldes, und allein in der Hütte zurückgeblieben, hatte ihn ein tiefes Gefühl der Einsamkeit gepackt: sie sind alle fortgegangen, sie haben mich hiergelassen. Dann hatte er sich zusammengenommen und war seinerseits hinausgegangen und hatte entdeckt, dass er keineswegs allein war: die Frauen schon dabei, Lianen zu flechten, zu mahlen und zu schnitzen, die Kinder, die vollkommen durchnässt vom Bach zurückkamen und wie Rotkehlchen quiekten, einige Männer, die stehen blieben und sich mit tiefen Schnalzern und Quaklauten berieten, bevor sie das Dorf verließen, unterwegs wer weiß wohin.

Da Antônio nicht viel zu tun hatte und sich nicht verständigen konnte, fand er sich die meiste Zeit dabei wieder, durch das Dorf zu streifen, aufmerksam beaufsichtigt von seinen Bewohnern, die ihm gegenüber bald eine sehr paternalistische Haltung angenommen hatten. Schon sich ins Unterholz zu schlagen und sich ein paar Meter vom Dorf zu entfernen war für ihn praktisch unmöglich, und in den ersten Tagen mussten sie sich in jeder Hinsicht um ihn kümmern: ihn füttern, ihn tränken und ihn oft vor Insekten und Giftschlangen verteidigen, bis die Alten sich über das weitere Vorgehen einig wurden. Antônio war wie ein Kind, und bei den Kindern sollte er bleiben.

Und das Erste, was ihm vertraut zu werden begann, war genau das Lachen der Kinder, von denen er sich stets umringt fand: sie waren zahlreich und lärmend wie Spatzen und hatten das Lachen locker sitzen. Wenn er sich der Gruppe von Kindern näherte, die gerade hinter einem jener aus Zweigen gemachten Bälle herliefen, hielten sie neugierig inne, bis einer von ihnen vortrat, ihn mit der Fingerspitze berührte und sich dann umdrehte und allen mit seinem schrillen Stimmchen etwas sagte,

was unbändiges Gelächter auslöste. Von jenem Augenblick an wurde Antônio vom Lärm ihres unverständlichen Piepsens umgeben.

Er machte sich daran, den Kindern überallhin zu folgen: einem Kind verdankte er die Entdeckung des ruhigen Seitenarms des Flusses, wo alle das Trinkwasser holten, und demselben Kind, einem kleinen Kerl mit blitzschnellem Lauf und wachen Augen, verdankte er, dass er bald den Gebrauch einer bestimmten Sorte Blätter lernte, um etwas saubereres Wasser zu trinken; zwei halbwüchsigen Mädchen verdankte er, dass er mindestens ein Dutzend essbarer Früchte und Beeren erkennen lernte, und sie zeigten ihm – mit unmissverständlichen Grimassen des Schreckens und des Ekels –, welche man auf keinen Fall anfassen durfte. Zusammen mit den Kindern ging er die Blätter von den Pflanzen reißen, aus denen die Bälle gebaut wurden, und ein paar größeren Jungen, die ihn mit einem gezielten Steinwurf aufs Korn nahmen, während er ihnen folgte, verdankte er die Entdeckung, wo und wie es als richtig galt, seine Notdurft zu verrichten.

Der Abend brach im Wald plötzlich herein. Die Sonne sank zu einem Horizont hin, den man nie sah, und wo eine Minute zuvor ein Archipel leuchtender Flecken das Unterholz erhellte, war es eine Minute später, sobald der Stand der Sonne sich um wenige Grad änderte, fast völlig dunkel. Antônio hatte sich von diesen plötzlichen Schatten auf dem Rückweg vom Fluss überraschen lassen, wohin er gegangen war, um sich zu erfrischen, und wo er sich verspätet hatte, weil er zwei riesigen Schmetterlingen zusah, die einander über der Wasseroberfläche jagten. Was ihm nicht lange zuvor wie ein breiter und ganz leicht zugänglicher Pfad erschienen war, hatte sich in wenigen Sekunden in den Eingang einer finsteren Höhle verwandelt. Die Augen müssen sich gewöhnen, das dauert nicht lange, sagte er sich und blieb einen Augenblick stehen, gerade lange genug, um einen gellenden Schrei zu hören und aus dem Nichts ein muskulöses Mädchen erscheinen zu sehen, das mit einem langen Stock heftig auf den Stamm schlug, auf den er zerstreut gerade die Hand legen wollte. Das Geräusch, das der Stock machte, war jedoch nicht das von Holz auf Holz, sondern eher das eines Eis, das zerbricht und nach allen Seiten spritzt. Mit der vom Adrenalin, das plötzlich in seinen Kreislauf gelangt war, geschärften Sicht sah Antônio unter dem Stock die Gestalt einer vielfarbigen Spinne, wenig größer als seine Hand, auf der Rinde zerquetscht. Genau an der Stelle, auf die er sich hatte stützen wollen. Drei oder vier weitere Spinnen, eine davon wirklich gewaltig, kamen rasch am Stamm herunter. Antônio, gelähmt, drehte sich zu dem Mädchen um, das ihn mit Feueraugen ansah, ihn bei der Hand nahm und wegzerrte.

Im Handumdrehen waren sie wieder auf der Lichtung des Dorfes, wo noch viel Licht durch die Öffnung im dichten Dach der Bäume fiel. Die Hexe erwartete sie mit sichtlicher Besorgnis, und ihr Gesicht heiterte sich auf, als sie die beiden aus dem Pfad auftauchen sah.

Antônio hätte gern etwas gefragt, aber er hatte keine Möglichkeit, irgendeine Frage zu bilden. Das Mädchen Feueraugen ließ langsam seine Hand los – sie hatte sie so fest gedrückt, dass sie ihm kribbelte – und sah ihn lange weiter mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an.

„Maaaaiaaaa!“, sagte sie schließlich zu ihm, mit der üblichen Geste der sich plötzlich öffnenden Hand: „Maaaaiaaaa!“

„Maaaaiaaaa!“, versuchte er zu wiederholen und ihre Geste nachzuahmen. „Maaaaiaaaa! Es sind diese Spinnen, ich habe verstanden, ich habe verstanden: am Abend ziehen wir uns in die Hütten zurück, um uns vor ihnen zu schützen, jetzt habe ich verstanden… Maaaaiaaaa!“, wiederholte er noch einmal, schwächer, die Beine zitterten ihm.

Feueraugen sah ihn noch einen kurzen Augenblick an, dann drehte sie sich zur Hexe um, die ihr etwas sagte, schien zufrieden und verschwand aus dem Blick.

2.9 Versuche

Die ersten Tage hatte Antônio als bloßer Beobachter verbracht: er hatte sich als Hauptziel gesetzt, sich nicht von einem Jaguar fressen zu lassen, sich nicht von einer Anakonda erdrücken zu lassen, nicht vergiftet zu sterben und tausend andere „nicht“, in Erwartung der Rettungsexpedition, die jemand (seine Eltern? Die Schule? Senhor Inácio?) gewiss aufgestellt hatte. Während er darauf wartete, geholt zu werden, war er neugierig durch das Dorf gestreift und hatte diese einmalige Gelegenheit genutzt, die sich ihm bot, um die Sitten und Gebräuche dieser ihm so fremden Leute aus der Nähe kennenzulernen.

Aber er hatte sich auch ein ethisches Dilemma gestellt: da er ja bald wieder fortgehen würde, wollte er ihr Leben so wenig wie möglich beeinflussen. Zum Beispiel hatte er sich gefragt, was in dem Augenblick geschehen würde, in dem die Rettung eintraf. Aus der Art, wie sie ihn aufgenommen hatten, hatte Antônio nicht herausfinden können, ob er der erste weiße Mann war, den sie je gesehen hatten, oder nicht, aber viele hatten sie gewiss nicht gesehen und nicht in jüngerer Zeit: nichts in ihrer Lebensweise ließ vermuten, dass sie mit der Technik der modernen Welt in Berührung gekommen wären.

Je mehr Tage vergingen, desto mehr hatte er jedoch zu denken begonnen, dass es alles in allem vielleicht gar nicht so einfach wäre, ihm zu Hilfe zu kommen. Vielleicht würde es Wochen oder sogar Monate dauern, bis sie ihn fanden: er hatte dann angefangen darüber nachzudenken, was er seinen Gastgebern beibringen könnte, als Zeichen der Dankbarkeit dafür, dass er aufgenommen worden war (vielleicht nicht mit besonderer Begeisterung, meinte er sagen zu können, aber immerhin nicht mit Feindseligkeit).

Aber, eben, es war überhaupt nicht leicht. Eines der ersten Dinge, die ihm einfielen, war, wie wichtig Händewaschen ist. Aber erkläre du mal jemandem, der kein einziges Wort deiner Sprache spricht und der in gewisser Hinsicht in der Vorgeschichte lebt, warum es nützlich ist. Erkläre du ihm mal die Existenz von Keimen. Die Wasserversorgung schien kein Problem zu sein, aber Antônio dachte trotzdem, dass Händewaschen in ihren Augen wie eine unvernünftige Verschwendung wirken könnte, und beschloss, davon abzusehen.

Sehr viele andere Dinge, fast alle Gegenstände, die sein Leben in Macapá bevölkerten, kamen nicht in Frage: nicht so sehr, weil sie ihren Gebrauch nicht verstanden hätten, sondern weil er sie nicht hätte bauen können. Ich kann gar nichts, dachte Antônio in jener Zeit immer und immer wieder, manchmal darüber lachend, öfter mit einem Anflug von Bitterkeit.

Er hätte irgendeine Neuerung bei der Zubereitung des Essens vorschlagen können, aber wer weiß, vielleicht hatten sie nicht die richtigen Enzyme. Welchen Namen haben die Indios dir gegeben? „Der, der dem ganzen Dorf Durchfall beschert“. Und außerdem, was weiß ich denn schon davon, wie man einen Leguan zubereitet? Er hätte einen kleinen Damm im Fluss dort in der Nähe bauen können, aber was, wenn daraus eine Tränke für die Jaguare würde? Wenn er in seinen Jugenderinnerungen fischte, konnte er vielleicht ein paar Kenntnisse über Knoten einführen, aber die Hütten schienen von sich aus schon stabil zu sein, und außerdem hatte er den Gedanken noch nicht einmal zu Ende gebracht, als ihm schon sein neuer möglicher Indioname einfiel: „Der, der alles zum Einsturz brachte“.

Eine Sonnenuhr. Eine Sonnenuhr dürfte keinen Schaden anrichten. Aber was sollen die mit einer Sonnenuhr? Vielleicht könnten sie sie benutzen, um bei diesen ihren Partien im Spiel mit dem Ball die Zeit zu nehmen? Da, ja. Ich könnte ein paar Neuerungen in ihren Sport einbringen. Ich sehe keine Gegenanzeigen.

So rollte ihm eines Tages, während er darüber nachdachte, welche Art von Neuerung er einführen sollte, der Ball aus Blättern und Lianen und Schlamm (er hoffte, dass es Schlamm war) vor die Füße, von einem Kind getreten, und er begriff, was er diesen so gastfreundlichen Indios gern schenken würde.

Eine gewisse Vorstellung davon, wie man in der Antike Bälle baute, hatte er, dank einer Unterrichtsstunde zu dem Thema, die er ein paar Monate zuvor für seine Schüler vorbereitet hatte. Zwischen Sagen und Tun stand allerdings ein Wasserschwein, ein Tapir oder irgendein anderes Tier von passender Größe, dessen Innereien er hätte verwenden müssen. Dann war da noch die Frage, es zu fangen, zu töten, auszuweiden, zu säubern. Wollte man Träumer sein, waren das alles Verrichtungen, die ihm machbar erschienen. Aber die letzte, wesentliche Verrichtung, die nicht: nicht einmal mit allem Optimismus dieser Welt konnte er sich vorstellen, den Mut zu haben, in die Innereien eines Tapirs hineinzublasen.

Antônio schreckte aus seinen fruchtlosen Fantasien auf und bemerkte, dass Bäckchen, das Kind, das den Ball getreten hatte, wenige Schritte von ihm entfernt stand und darauf wartete, dass er ihm zurückgegeben würde, um weiterspielen zu können. Antônio reichte ihn ihm mit einem traurigen Lächeln und merkte, dass er Tränen in den Augen hatte.

Als er den Kopf leicht drehte, sah er ein Mädchen, das ihm eine Frucht hinhielt. Ob das wohl die Frucht des Trostes ist? Wenn nicht, sollte sie es sein, dachte Antônio, während er den Geschmack des ersten Bissens genoss und sich schon besser fühlte, ohne jedoch zugleich jenes Gefühl der Ohnmacht und Nutzlosigkeit ganz vertreiben zu können.

Beim zweiten Bissen, während er ihn länger als sonst im Mund behielt, um seinen Geschmack zu ergründen, achtete er auf die Kerne, und ihm kam eine Idee. Er nahm eine Handvoll davon, säuberte sie sorgfältig vom Fruchtfleisch und zeigte dem Mädchen die offene Hand. Schau genau hin, Kind. Schau und merk es dir. Als der Blick des Mädchens von „ich habe gesehen“ zu „und jetzt?“, überging (oder so schien es ihm), machte Antônio ein kleines Loch im Boden und begrub die Kerne darin. Wieder suchte er ihren Blick, wartete auf den Blick „okay“. Dann zeigte er auf die Sonne, hoch oben, die durch das Laubwerk des Baumgewölbes drang, und machte eine Reihe von Gesten, von denen er hoffte, sie ließen sich als „es werden viele Tage vergehen“ deuten. Er warf einen letzten Blick auf das Häufchen, unter dem die Kerne lagen, und machte die Geste für „eine Pflanze wird wachsen“ (die ein Cineast mit Vorliebe für Horrorfilme leicht als „die Hand eines Zombies wird aus dem Boden ragen und die Finger bewegen“ hätte deuten können).

Ihm fiel ein italienischer Film ein, den er vor einiger Zeit gesehen hatte, in dem zwei Kerle, die in der Zeit zurückreisten, nicht einmal Leonardo da Vinci irgendetwas erklären konnten. Wer weiß, liebes Kind, vielleicht habe ich es besser erklärt als sie, und du bist heller als Leonardo, und wenn du es dir merkst, wenn du verstanden hast, was ich dir gezeigt habe, wirst du vielleicht die erste Bäuerin deines Volkes.

Das Mädchen lächelte ihn an, und dasselbe tat, wie ihm schien, die Hexe, die ihn ein paar Meter entfernt beobachtete und dabei mit einem Mann sprach.

„Siehst du? Er ist freundlich.“

„Vielleicht schon, aber er ist auch albern. Er bringt Araci gerade das Säen bei. Als könnten wir das nicht.“

„Aber vielleicht weiß er das nicht, vielleicht haben die Seltsamen wie er es erst vor Kurzem gelernt. Vielleicht versucht er nur herauszufinden, wie er sich nützlich machen kann.“

2.10 Ameise-Jaguar

Yamandé wog die Lage ab. Nein, vielmehr: Yamandé wog demonstrativ die Lage ab. Nein, nicht einmal das: Yamandé zeigte demonstrativ, dass er die Lage studierte, aber in Wahrheit gab es nichts abzuwägen, die Lage war immer dieselbe, in der sie jedes Mal endeten, wenn sie Ameise-Jaguar ohne die größeren Jungen spielten: er und Piata stiegen am schnellsten die Ränge des Tierreichs hinauf, und wenn sie bei Affe angekommen waren und die anderen noch bei Schmetterling, Schildkröte oder höchstens Gürteltier standen, war klar, dass der Sieg zum x-ten Mal eine Sache zwischen ihm und Piata sein würde.

Um die Wahrheit zu sagen, hatte es in letzter Zeit zwei Veränderungen gegeben: die eine war, dass auch Moacir angefangen hatte, sich Geltung zu verschaffen, vor allem dank seines Mutes und seiner seltsamen Hechtsprünge. Er war noch nicht auf ihrem Niveau, aber Yamandé überlegte sich Wege, ihn strategisch zu nutzen, um Piata zu verwirren und ihm das Leben schwer zu machen. Die zweite Veränderung war, dass sie mit einem Zuschauer spielten: dem Seltsamen, der unter seinen vielen Seltsamkeiten eben auch die hatte, oft zu kommen und ihnen beim Spielen zuzusehen. Manche der anderen Kinder waren eingeschüchtert, sie waren es nicht gewohnt, unter den Augen eines Erwachsenen zu spielen, aber der Seltsame wirkte nur körperlich wie ein Erwachsener (abgesehen von dieser seiner unsinnigen Farbe). Im Übrigen war er in jeder Hinsicht ein kleines Kind, kleiner sogar als Cauê, der hartnäckig mit ihnen spielte, aber Ameise blieb, weil er noch nicht genug Kraft in den Beinen hatte, um den Verwandlungsbaum zu treffen. Der Seltsame wirkte wie ein kleines Kind, weil er nicht sprechen konnte und nichts konnte, was für das Leben im Dorf nützlich war. Es war ein Rätsel, wie er es geschafft hatte, lange genug zu überleben, um so groß zu werden; vielleicht hatte das etwas mit seiner Farbe zu tun.

Noch etwas hatte er mit den Kindern gemeinsam: die Neugier. Es schien, als sei seine einzige Beschäftigung das Schauen. Jedes Mal, wenn man ihm begegnete, schaute er gerade etwas an: jemanden, der webte, jemand anderen, der das Essen zubereitete; ab und zu folgte er einem, wenn man fischen ging oder Wasser vom Fluss holte. Aber am meisten verbrachte er die Zeit damit, ihnen beim Spielen zuzusehen. Yamandé fragte sich, ob der Seltsame, außer nichts zu können, vielleicht auch gar kein Spiel spielen konnte.

Wer weiß, ob er die Regeln unseres Spiels versteht. Vielleicht schon, sie sind sehr einfach. Alle fangen als Ameise an. Dann muss man den Ball treten und versuchen, den Verwandlungsbaum zu treffen. Wer ihn trifft, verwandelt sich in das höhere Tier: warst du Raupe, wirst du Schmetterling, dann Schildkröte, Gürteltier, Tapir, Wasserschwein, Affe, Kaiman und schließlich Jaguar. Dann muss man laufen und seinen eigenen Ball zurückholen und zum Haus zurückkehren. In diesem Augenblick kann der Wächter dich mit seinem Ball treffen, und wenn er es tut, wirst du wieder das niedrigere Tier und wirst der neue Wächter. Wer zuerst Jaguar wird, hat gewonnen.

Yamandé merkte, dass er dem Seltsamen im Kopf gerade das Spiel erklärte, schreckte auf und wandte sich wieder der laufenden Partie zu, nicht ohne gedacht zu haben: schade, dass er die Sprache nicht versteht, wenn ich ihm erklären würde, wie man spielt, könnte er vielleicht auch mitspielen, so hätte er ein bisschen Spaß!

Piata, der in dieser Runde der Wächter war, sah Yamandé an und kicherte in sich hinein. Schau ihn dir an, wie er so tut, als denke er nach, als wüsste ich nicht, was er machen wird.

Moacir hatte den Baum schon getroffen und sich also in einen Affen verwandelt und sie beide damit eingeholt. Aber jetzt war Yamandé an der Reihe zu schießen, als Letzter dieser Runde. Von unglaublichen Zwischenfällen abgesehen würde Yamandé den Baum treffen und Kaiman werden. Das Ein-

zige, was er zu entscheiden hatte, war, auf welche Seite er den Ball fallen lassen sollte, den er dann würde holen müssen. Das Klügste war, ihn in der Nähe der Bälle der anderen landen zu lassen. Piata hatte den härtesten Schuss der ganzen Gruppe, und das löste immer eine allgemeine Flucht aus: in dieser Verwirrung war es nicht einfach, auf einen bestimmten Spieler zu zielen, zumal wenn er so schnell war wie Yamandé. Aber dort in der Nähe lag auch Cauês Ball, und Piata wusste sehr wohl, dass Yamandé nicht riskieren wollte, dass sein Schuss, wenn er ihn verfehlte, ausgerechnet den Kleinen traf.

Denk so lange nach, wie du willst, mein lieber Freund, wir wissen beide genau, wohin du schießen wirst.

Yamandé wusste sehr wohl, dass Piata, wenn er den Ball in die Nähe von Cauês Ball fallen ließe, auf jemand anderen zielen würde, um nicht Gefahr zu laufen, den Kleinen zu treffen. Aber es war eine Taktik, die ihm ungerecht erschien, und wie immer wollte er sie nicht nutzen. Er zielte und trat seinen Ball mit einem trockenen, genauen Schuss, ließ ihn an die rechte Seite des Verwandlungsbaums prallen und folglich ziemlich weit von den Bällen der anderen Kinder entfernt landen. Während er lief, um ihn zu holen, und sich darauf vorbereitete, Piatas Schuss auszuweichen, warf er aus dem Augenwinkel einen Blick zum Seltsamen hinüber, und es schien ihm, als sähe er ihn lächeln.

2.11 Zeit

Sein Leben lang hatte er am Äquator gewohnt, und doch war es ihm nie wirklich bewusst geworden: die Tage sind immer gleich lang, das Dunkel kommt immer zur selben Stunde, es gibt keine Möglichkeit, den Lauf der Jahreszeiten zu bemerken.

In der Stadt war es anders, es gab Uhren und Fristen, Kalender und Terminbücher, Arbeitsrhythmen, Meisterschaften, Feiertage und Jahrestage, die die Zeit in klar bestimmte Abschnitte zerteilten. Aber dort im Wald verliefen die Tage ununterscheidbar einer nach dem anderen, Woche um Woche, Monat um Monat. Gewiss, es gab Unterschiede zwischen einem Tag und dem anderen, kleine alltägliche Ereignisse – jene Nacht mit sintflutartigem Regen, die Geburt des Kindes des Mädchens aus der dritten Hütte, der von der Schlange gebissene Mann, den die anderen Jäger schon mausetot ins Dorf zurückbrachten, jener nach einer sehr langen Jagd gefangene Jaguar –, aber im Gedächtnis konnte man sie in beliebiger Reihenfolge anordnen, sie hatten keinen genauen Ort in der Zeit.

Und das machte es unmöglich, bemerkte Antônio mit resignierter Bestürzung, das Vergehen der Tage wirklich wahrzunehmen; er hörte denn auch nach nicht einmal sechs Monaten auf, sie mit Kerben in einem Balken der Hütte zu zählen. Ungefähr um die Zeit, als er dachte, er werde verrückt.

Er hatte dann, nachdem er den Gedanken lange verdrängt hatte, zur Kenntnis nehmen müssen, dass niemand kommen würde, um ihn zu suchen. Inzwischen hatten sie ihn gewiss für tot gehalten, und wenn er tage-, wochenlang den Himmel abgesucht hatte in Erwartung des Dröhnens eines Hubschraubers, das Ohr gespitzt, um eine Stimme zu hören, einen Lautsprecher, eine Sirene, irgendetwas, das ein Rettungstrupp benutzen könnte, um sich bemerkbar zu machen, so hatte er sich inzwischen damit abfinden müssen, dass niemand kommen würde. Vielleicht hatten sie bei all dem Hin und Her von Booten und Jeeps seine Spur verloren und wussten nicht einmal, wo sie anfangen sollten, ihn zu suchen; vielleicht hatten sie es nicht einmal versucht, weil einen im Amazonaswald verlorenen Mann zu finden ist, wie eine Nadel im König aller Heuhaufen zu suchen; vielleicht hatten sie gedacht, er könne nur binnen weniger Tage an Hunger und Durst gestorben sein oder von einer Schlange getötet, von einem Jaguar (von einer Spinne).

Nicht dass er nicht daran gedacht hätte, sich auf den Weg zu machen, um den Jeep zu suchen: von dort hätte er, wenn, wenn er die richtige Richtung genommen hätte (aber wie herausfinden, welche?) und wenn, wenn es ihm gelungen wäre, sich nicht wieder zu verirren, sich nicht im Kreis zu drehen, keinem Jaguar und keiner Schlange zu begegnen, in ein paar Tagesmärschen vielleicht hoffen können, die 210 zu erreichen, wo er vielleicht Hilfe hätte finden können.

Aber allein schon bis zum Jeep zu kommen war ein nahezu unmögliches Unterfangen, war ihm klar geworden. Als er sich auf der Lichtung umsah, auf der das Dorf lag, hatte er von Anfang an bemerkt, dass er nicht die geringste Ahnung hatte, welche Richtung er nehmen sollte: an das Wegstück, das er hinter der Hexe hergegangen war, erinnerte er sich überhaupt nicht, und auch wenn er sich ungefähr an die Stelle erinnerte, an der sie auf die Lichtung getreten waren, konnte ihm nichts die Gewissheit geben, dass die Alte in gerader Linie vorangegangen war; im Gegenteil, er war beinahe sicher, dass sie es nicht getan hatte. Und das war nur das letzte Stück: zwei Tage lang rückwärts durch den Wald zu gehen und dabei – ohne den geringsten Anhaltspunkt – den Jeep wiederzufinden, das war, wie er sehr wohl wusste, im Grunde undenkbar.

Im Übrigen ging es ihm dort nicht schlecht, die Indios waren herzlich und freundlich, sie hatten ihn wohlwollend aufgenommen, und seit einiger Zeit erlaubten ihm die Männer, mit ihnen auf die Jagd zu gehen (auch wenn sie ihn Lanzen und Pfeile noch immer nicht anfassen ließen), die Frauen lie-

ßen sich beim Sammeln von Holz und Beeren helfen, die Kinder verehrten ihn: auf die Bötchen waren die Flugzeugchen gefolgt, deren Begriff natürlich unmöglich zu erklären war, die sie aber vollkommen fliegen zu lassen gelernt hatten; dann war das Papier des Heftes zu Ende (und im Übrigen auch die Dinge, die er aus Papier zu bauen wusste).

Es gab sogar zwei oder drei Mädchen, ein bisschen klein geraten, aber überhaupt nicht, überhaupt nicht übel: schöne Brüste, und der Hintern immer in Sicht, es war ein Vergnügen, sie anzusehen.

Aber was ihn verrückt machte, war, mit niemandem sprechen zu können, keinen Gedanken austauschen zu können, keine Idee, keine Meinung, wenigstens einen Witz, heiliger Jesus. Diese ihre Vogelsprache, ganz aus Trillern und Quieken und Quaken, war ihm auch nach all diesen Monaten vollkommen undurchdringlich. Er hatte mehr oder weniger ein paar Namen gelernt, auch wenn er selten Gelegenheit hatte, sie zu gebrauchen: wie oft sprichst du den Namen eines Menschen aus, wenn du ihm dann nichts zu sagen hast? Er hatte – glaubte er – verstanden, dass jenes leicht gerollte Zwitschern „Fleisch“ bedeutete, aber in Wahrheit hätte es sehr wohl „Abendessen“ heißen können oder „Futter“ oder „Fernanda kocht ja wirklich ein sagenhaftes Gürteltier“.

Und jenes Quieken mit einer fallenden Note in der Mitte war „Wasser“, aber soweit er es beurteilen konnte, galt es für das des Regens, das des Flusses, das zum Trinken in den Kokosnüssen und vielleicht auch für Tränen und Urin, wer weiß.

Andererseits funktionierte auch das Erlernen seiner Sprache durch sie nicht besonders: sie hatten seinen Namen gelernt, den sie ungefähr „’N’t’nìììììììì-ho“ aussprachen, die Kinder brachten es fertig, fast verständlich „Bötchen“ zu sagen, aber damit war es zu Ende. Sie schienen kein Interesse daran zu haben, sie zu lernen, sie hatten es im Übrigen auch gar nicht nötig, da sie untereinander schwatzen konnten, so viel und wie sie wollten.

Antônio dachte, er werde am Mangel an Worten sterben, wie macht man das, wie macht man das, mit niemandem sprechen zu können, das ist schlimmer, als stumm zu sein, schlimmer, als taub zu sein, schlimmer, als allein im Wald verloren zu sein (o Gott, das vielleicht doch nicht), ich habe von Worten gelebt, und ich kann nicht einmal hallo, wie geht’s sagen, ich halte das nicht aus, ich werde verrückt, ich stürze mich in den Fluss und lasse mich von den rosa Delfinen fressen.

Das Leben im Dorf hatte nichts, was nicht in Ordnung gewesen wäre, hatte man sich erst einmal daran gewöhnt, zwischen einer Sumaúma und einer Palme aufs Klo zu gehen, nackt zu sein und Flusswasser zu trinken, jede Minute von Millionen Insekten gestochen zu werden und Affenfleisch gut zu kauen, aber Antônio fand es ziemlich öde. Die Jagd wäre vielleicht sogar unterhaltsam gewesen, aber abgesehen davon, dass das Grauen vor den Spinnen ihn nie ganz ruhig ließ, wenn er sich im Wald bewegte, machten ihm jene Streifzüge auf den Spuren von Tieren, die er zu wenig kannte, die Hinterhalte, das Blut mehr Angst als sonst etwas. Oder vielleicht war es die Tatsache, dass sie ihn keine Waffen anfassen ließen, die ihn sich unbeholfen und mehr in Gefahr fühlen ließ, als er es vielleicht wirklich war. Fischen langweilte ihn zu Tode, und man kann nicht behaupten, dass Holzsammeln, Körbeflechten, mit den Gevatterinnen Beeren, Früchte und Rinden suchen oder Pfeile spitzen so berauschende Tätigkeiten gewesen wären.

Und die Tage waren lang, ohne etwas zu lesen, ohne Musik zu hören, ohne jemanden, mit dem man zwei Worte wechseln konnte. So fand Antônio sich immer häufiger dabei wieder, den Kindern beim Spielen zuzusehen, diese ihre seltsamen Ballspiele zu beobachten, manche sehr einfach, andere voller recht verwickelter Regeln. Vom vielen Zusehen kam es ihm vor, als hätte er sie alle oder fast alle verstanden. Das Einzige, was ihm noch unverständlich blieb, war, was das Ende der Partien bestimmte. Verfahren, um kurze Zeiträume zu messen, hatten sie nicht; die Zahl der Punkte schien keine Rolle zu spielen; es gab auch kein einzelnes Ereignis, wie das Treffen eines bestimmten

Baums, dem man die Bedeutung „Spielende“ hätte zuschreiben können. Und doch war die Partie jedes Mal unversehens sichtlich zu Ende, und die zufriedenen Kinder liefen, während sie einander freundschaftlich auf die Schultern klopften, zur Zwischenmahlzeit mit Papayas.

Ihm war jedoch aufgefallen, dass diese Jungen, auch die kleinsten, über außerordentliche Schnelligkeit und Gewandtheit verfügten und dass ein paar von ihnen – ZweiSocken und ein kräftiges Kind mit ernstem Gesicht – einen wirklich genauen und kräftigen Schuss hatten.

Deshalb machte Antônio sich eines schönen Nachmittags, überdrüssig, diesen unverständlichen Drehungen nur zuzusehen, und unschlüssig, ob er sich in den Fluss stürzen sollte, stattdessen ernsthaft daran, drei gerade Äste zusammenzubinden, und rammte dann dieses grobe umgekehrte C in den Boden, am Rand der Lichtung.

Dann trat er zu den Kindern und bat sie mit Gesten, ihm den Ball zu leihen. Er legte ihn auf den Boden und schoss ihn mit einem Tritt, weder zu hart noch zu kurz, ins Tor. Er drehte sich zu den Jungen um, die ihn aufmerksam ansahen, und sagte: „Tor.“

Es gab keinerlei Reaktion. Er holte den Ball, legte ihn wieder vor seine Füße, schoss aufs Tor. Und wieder sah er die Kinder an und wiederholte: „Tor.“

„To-ìì̀-hor?“

„Nein. Tor.“

Sie schienen alle sehr ratlos. Der Ernste zuckte die Schultern, nahm den Ball wieder an sich, und alle begannen lärmend ihre abstruse Partie von Neuem.

Antônio setzte sich auf einen Stamm, überaus enttäuscht, und erwog erneut die Idee mit dem Fluss oder vielleicht die, sich einem Jaguar zu opfern. Aber siehe da, mitten im Spiel löste ZweiSocken sich von den anderen und zielte – wie auf einen plötzlichen Einfall hin –, statt gegen die Bäume zu schießen, aufs Tor und traf es mit einem perfekten Kanonenschuss. Dann drehte er sich zu Antônio um und schlug ihm in gedämpft fragendem Ton vor: „To-uh-rrr?“

Antônios Herz tat einen Satz, er sprang auf, brüllte: „Tor! TOR! Ja, bravo, bravo, Tor, Tor, TOOOOOOR!“, und klatschte in die Hände und ruderte mit den Armen, und die Kinder, ganz zufrieden, machten es ihm nach und ruderten mit den Armen und sprangen und kreischten: „TOR! TOR! TOR!“

Antônio war glücklich: vielleicht gibt es noch Hoffnung, vielleicht können sie ein paar Wörter Portugiesisch lernen, vielleicht kann man wenigstens ein Spielchen Fußball machen.

2.12 Vorzeichen

„Er ist weiß!“

Ayìndé, die Medizinfrau, sah Kirimà mit ihrer üblichen halb ernsten, halb spöttischen Miene an.

„Und weißt du, was weiß ist? Der Tote! Nur der Tote ist weiß!“

Kirimà war kleiner und etwas gedrungener als der Durchschnitt der Dorfbewohner und hatte eine auffallend dunkle Haut, die ihn im ganzen Stamm einzigartig machte. Auch seine Stimme war einzigartig: heller, und fähig, eine Lautstärke zu erreichen, von der die anderen nur träumen konnten.

„Erinnerst du dich denn an die ersten Tage? Erinnerst du dich? Alle wollten ihn anfassen, auch die Kinder, alle wollten ihn mit einem Finger anfassen, um zu sehen, ob er wirklich lebendig war oder ob er ein Waldgeist war!“

Mit einem trockenen Schlag zerquetschte Kirimà eine Wespe, die sich auf seine Schulter gesetzt hatte, eine Bewegung, die so häufig war, dass sie ihn inzwischen kennzeichnete. Anders als alle übrigen Dorfbewohner war er gegen das Gift einer bestimmten Wespenart nicht vollständig unempfindlich, und deren Vertreter schienen das seit jeher zu wissen und ihr Vergnügen daran zu haben, ihn zu quälen. Während ein Stich dieser Wespenart für die anderen nichts weiter war als ein folgenloses Jucken an der betroffenen Stelle, wurde er für Kirimà zum Grund für ein langes Unbehagen, das auch mehrere Tage dauern konnte. Keines der Kräuter, die in solchen Fällen Linderung verschafften, wirkte bei ihm. Er hatte sich von klein auf daran gewöhnt, so zu leben, indem er so viele Wespen wie möglich tötete und den Schmerz der Stacheln ertrug wie kein anderer. Er erinnerte sich nicht an einen einzigen Tag, an dem er nicht mindestens eine Wespe getötet hätte, und in manchen Jahreszeiten verging kein Tag, ohne dass er mindestens zwei- oder dreimal gestochen worden wäre.

Aber er hatte sich nicht damit abgefunden. Im Lauf der Zeit hatte er Dutzende verschiedener Lösungen erprobt, um die Wespen fernzuhalten oder den Schmerz der Stiche zu lindern, und viele von Kirimàs Einfällen waren in den Wissensschatz des Stammes eingegangen, so sehr, dass er wegen seiner beachtlichen Kenntnisse der Geheimnisse des Waldes zu einem der angesehensten Erwachsenen geworden war.

Er hatte auch seine Hängematte neben die von vielen Frauen gehängt, und von einigen hatte er einige der gesündesten und schönsten Kinder des ganzen Dorfes bekommen.

„Und jetzt? Gefällt es dir, dass er ständig mit den Kleinen herumzieht? Ein Mann, der den Wald nicht kennt, ist gefährlich für sich und für die anderen, und wir lassen ihn mit den Kleinen herumziehen?“

„Er lernt, jetzt ist er nicht mehr gefährlich.“

Ayìndé hatte Antônio ins Herz geschlossen, nicht nur, weil sie ihn ins Dorf geführt hatte, sondern weil sie immer gedacht hatte, er sei wirklich eine Art Geist, ein guter Geist allerdings, mit dem man Zeit verbringen musste, und diese verbrachte Zeit würde dann in Gestalt irgendeines großen Vorteils zu ihnen zurückkehren, den sie jetzt noch nicht vorhersehen konnte, von dem sie aber sicher war, dass es ihn geben würde. Und da sie immer sehr ruhig sprach, verlieh sie ihrer Autorität auf diese Weise noch mehr Gewicht.

„Er lernt? Er unterscheidet ja nicht einmal einen Tapir von einem Ameisenbären! Wie lange ist das her? Drei Tage? Vier? Wir haben ihn schon wieder dabei erwischt, wie er im Fluss pinkelte, ohne sich zu schützen!“

„Kirimà, Kirimà, du musst geduldig sein; wie viele Menschen kennst du, die vom Candiru angegriffen worden sind? Du weißt sehr wohl, dass es nicht viele davon gibt und dass sie für uns nicht gefährlich sind. Die Alten erzählen von diesen winzigen Fischen, die den Urin hinaufschwimmen können, bis sie dir in den Körper eindringen, aber ich sage dir die Wahrheit, ich habe nie einen so kleinen gesehen; die, die wir in den toten Fischen finden, sind so groß wie meine Finger, die sind nicht gefährlich.“

„Aber man muss sich schützen! Unsere Alten haben es uns beigebracht, wie die Alten der Alten es ihnen beigebracht hatten!“

„Ja, man muss sich schützen, das stimmt. Aber die Alten unserer Alten lebten nicht an diesem Fluss. Vielleicht waren es die Alten der Alten der Alten, ich komme inzwischen durcheinander. An dem anderen Fluss gab es vielleicht mehr Candirus, und es war gefährlicher. Unsere Alten haben uns auch beigebracht, den Saft der Xagua zu gewinnen, aber wie oft hat das genützt?“

Kirimà wusste es sehr wohl; eine weitere Gabe, die er immer besessen hatte, war die, sich die Geschichten zu merken. Er erinnerte sich an die Geschichten der ersten Alten, die er gekannt hatte, jener, die gestorben waren, als er jung war, und er erinnerte sich auch an die Geschichten der heutigen Alten. Sein Gedächtnis war so formidabel, dass alle im Dorf ihn seit Langem baten, die Geschichten der Alten zu erzählen; das war die häufigste Art, die Abende zu verbringen, und Kirimà stürzte sich immer mit ganzem Herzen in diese Erzählungen, er hörte die Stimmen seiner Vorfahren, die in ihm Raum fanden, er spürte die Geister, die stehen blieben, um ihm zuzuhören.

Der andere Augenblick, in dem ihm schien, dass die Waldgeister stehen blieben, war, wenn er seinen Sohn Yamandé mit dem Ball spielen sah. Kirimà hatte nie zu den Besten mit dem Ball gehört, er erinnerte sich an die Einweihungszeremonie als einen der traurigsten Augenblicke seines ganzen Daseins. Yamandé aber war anders, er war immer ein neugieriges Kind gewesen, und kaum war er groß genug geworden, um mit dem Ball zu spielen, waren seine Gaben sofort klar zutage getreten. Für Yamandé hätte der gute Kirimà alles getan, aber mit jedem Tag schien es weniger nötig: er wuchs gut heran, war stark, von seinen Freunden geliebt und geachtet, hatte schnelle und genaue Füße und immer ein Lächeln bereit.

Die jungen Männer kamen von der Spiellichtung zurück, schwatzend und laut lachend. Ein Stück hinter ihnen Antônio, noch immer mit seinem unsicheren Gang nach all dieser Zeit, noch immer bei jedem Schritt das Geräusch von Donner erzeugend und noch immer mit gewaltigen Schwierigkeiten, auch nur die einfachsten Dinge mitzuteilen. So viel zum guten Geist: in Kirimàs Augen wirkte Antônio nur wie ein riesiges ungelöstes Problem, und die Tatsache, dass er all diese Zeit mit den Kindern verbrachte, ließ ihm keine Ruhe; er hatte die Vorahnung, dass etwas schiefgehen würde.

Klatsch! Er zerquetschte eine weitere Wespe und ging missgelaunt davon.

2.13 Zeichen

Der Auf- und Untergang der Sonne, die Zyklen des Mondes, den man dünn wie ein Lächeln zwischen den Ästen erahnte oder der rund wie eine Maniokkugel leuchtete und selbst die niedrigsten Farne erhellte, mehr gab es nicht, was die Zeit in Augenblicke gliederte.

Antônio hatte die Versuchung aufgeben müssen, das in der ersten Zeit fast zwanghafte Bedürfnis, die Tage in Stunden und Minuten einzuteilen, sie zu sinnlosen Sträußchen mit Namen wie Wochen oder Monate zu bündeln.

Es war nicht leicht, auch nach einiger Zeit nicht, sich einen Tagesablauf zu schaffen, und er begann zu denken, dass es vollkommen sinnlos war, es zu tun.

Das Essen war kein fester Termin: niemand deckte zu einem bestimmten, wiederkehrenden Zeitpunkt einen Tisch mit einer Decke aus Palmblättern, mit halben Kokosnüssen als Gläsern und Knochengerät als Besteck. Niemand ging zu einer bestimmten Stunde an den Fluss, um die Wasserkrüge zu füllen, niemand läutete um zwölf eine aus einem ausgehöhlten Stein gemachte Glocke, um alle zum Mittagessen zu rufen: tatsächlich gab es keinen Augenblick, den man „Mittagessen“ hätte nennen können, und „Abendessen“ war einfach der Augenblick vor Sonnenuntergang, in dem sich mehr oder weniger alle versammelten, um zu essen, aber auch um Geschichten zu erzählen, eine halbe Nuss berauschender Mischung zu trinken, Lieder von fernen Legenden zu singen, die Mahnungen der Geister aus dem Mund des Schamanen zu hören, über die Hängemattennachbarn zu tratschen.

Die Rhythmen wurden einzig von der Notwendigkeit vorgegeben, von der Verfügbarkeit der Vorräte, von den Entscheidungen, die noch vor den Menschen der Wald selbst traf. Die Jagd konnte mehrere Tage lang ruhen, wenn die vorige ergiebig gewesen war, sie konnte planlos oder vollkommen abgestimmt sein, sie konnte eine Sache Einzelner oder des ganzen Dorfes sein. So verhielt es sich auch mit dem Sammeln: manchmal verschwand ein Grüppchen von wenigen Leuten für Stunden und kam mit randvollen Körben zurück. Manchmal waren die Streifzüge weit zahlreicher und lauter und wirkten fast wie lange Landpartien.

Auch das Ballspiel, für das die Dorfbewohner eine regelrechte Besessenheit hegten, folgte keinem genauen Ablauf. Es konnte vorkommen, dass die Jäger bei der Rückkehr von einer Jagd Blasrohre, Bögen und Pfeile mit ihren vergifteten Spitzen und alles in eine Ecke warfen und sich in eine improvisierte Partie ihres seltsamen Spiels stürzten. Mehr noch, Antônio war von Anfang an sonnenklar erschienen, dass die Jagdzüge manchmal zu kurz waren, so als wollten sich die Jäger nicht wirklich anstrengen, weil sie mit dem Kopf schon bei der nächsten Partie waren. Auch als er anfing, sie auf den Jagdzügen zu begleiten, schien ihm, obwohl er die Sprache nicht gut verstand, offenkundig, dass diese Anstrengung manchmal fast eine Formsache war, als wollten sie sagen: „Machen wir ein halbes Stündchen Spaziergang im Wald, ist da irgendein Tier? Nein, oder? Schnell! Zurück ins Dorf, spielen.“

Das Komische war, dass immer alle beschäftigt schienen und dass es zugleich unendliche, gedehnte Augenblicke reiner Faulheit zu geben schien.

Jetzt zum Beispiel war der Platzregen, der mitten am Tag gekommen war, wieder abgezogen und hatte eine dichte Feuchtigkeit hinterlassen, die die zurückgekehrte Sonne zu einer erschöpfenden Schwüle erhitzt hatte. Der Wald tropfte noch von Millionen Blüten und Blättern, und Antônio, halb liegend, die Schultern an einen Stamm gelehnt, war im Begriff einzunicken, gewiegt vom Gesang

der Vögel, die sich den Regen von den Flügeln schüttelten, und vom Geplapper der Kinder, die um ihn herum ihre Zwischenmahlzeit aus eben gepflückten Früchten hielten, feucht und warm.

Er konnte ein paar Wörter erfassen, deren Bedeutung er erkannte: „iss“, „gut“, „süß“, „will“, „Regen-vorbei“. Und „opiii“, da, opiii musste der Name jener roten, saftigen Früchte sein, mit denen die Kinder sich das Gesicht verschmierten. Das muss ich mir merken, dachte er. Opiii. Und schläfrig und zerstreut zeichnete er mit dem Finger die Buchstaben in die weiche Erde neben seiner Hand: O P I I Ì

Ein paar Sekunden später merkte er, dass es still geworden war: die Kinder waren schlagartig verstummt. Er hob die Augen und sah sie, alle Gesichtchen im Kreis, auf jene Zeichen am Boden starren. Dann sahen sie zu ihm auf, eine Frage in allen Augen.

Er setzte sich mit einem Ruck auf: Mein Jesus, die Schrift. So viel dazu, ihnen technologische Verstiegenheiten beibringen zu wollen wie ein Möchtegern-Leonardo da Vinci, so viel dazu, ihnen das Säen von Kernen beizubringen, was sie, wie ich entdeckt habe, längst bestens können und wer weiß seit wann. Die Schrift, heilige Muttergottes, diese Leute kennen sie nicht, sie haben nicht einmal den Begriff davon.

Beflügelt von dieser schwindelerregenden Eingebung und von den unendlichen Möglichkeiten, die sie auftat, nahm er mit fast zitternder Hand eine Frucht zwischen die Finger und sagte: „Opiii.“

Die Kinder sahen ihn an.

Er legte sie auf den Boden, neben das Geschriebene, zeigte darauf, sagte wieder: „Opiii.“

In all jenen dunklen Augen, die ihn beobachteten, las er nichts als Neugier.

Da zeichnete er vor sich in die Erde A N T Ô N I O, sagte mit ganz klarer Stimme: „Antônio“, zeigte dann auf sich selbst und sprach wieder: „Antônio.“

Die Kinder kannten seinen Namen, und obwohl sie dieses Spiel überhaupt nicht verstanden, kicherten sie deshalb, und einer wiederholte: „Antônio?“

„Ja, Antônio.“

Und wieder zeigte er auf die Buchstaben, einen nach dem anderen: „A N T Ô N I O“

Dann stand er auf, ging vor Bäckchen und zeichnete auf den Boden C A U Ê, zeigte erst auf das Kind, dann auf die Zeichen, dann wieder auf das Kind. Und so machte er es mit P I R A Í und mit M O A C I R und mit allen anderen, bis er den Kreis mit dem kleinen Mädchen zu seiner Linken schloss: A M I A J È.

Sie sah ihn gespannt an, und er wiederholte: „A - A - Antônio“ und dann „A - A - Amiajè“, wobei er mit dem Finger die geschriebenen Namen unterstrich, die beiden gleichen A unterstrich: „A-ntônio, A-miajè. A, A, A.“

Das Mädchen wiederholte: „A.“

Er lächelte sie an. Sie lächelte ihn an. Alle lächelten. Was für ein seltsames Spiel.

Am Tag darauf war sie es, die, als sie sich nach einem ganzen Vormittag Ballspiel müde im Schatten eines großen Ebenholzbaums versammelten, zu ihm kam und mit dem Fingerchen unsicher ein schiefes



in den Staub malte.

„A?“

„Sehr gut, fast! Schau, so: A“

„A. Amiajè.“

„Ja, ja! A, Amiajè. A, Antônio“, und als er sich umsah und merkte, dass alle warteten, schrieb er vor jedem noch einmal seinen Namen: „U, U, Ubiratan“, „P, P, P, Piata“; die Kinder lachten und wiederholten die Laute ihrer Namen und kritzelten mehr oder weniger aufs Geratewohl Zeichen in den Boden, aber immer genauer, immer ähnlicher einem A, einem U, einem P, einem M.

2.14 Ipê

Das Spiel mit den Zeichen war eine sehr willkommene Neuheit gewesen. Jedes der Kinder konnte inzwischen bestens seinen eigenen Anfangsbuchstaben zeichnen, und es war nicht selten, ein Kind zu sehen, das mit Schlamm und Annatto sorgfältig ein A oder ein É auf die Wangen eines Freundchens malte und dabei dessen Laut vor sich hin sang: AAAA A-A A… AA A A-A-A-A!

Antônio nahm sich vor, eines Tages mit den Zahlen anzufangen, aber vorerst hatte es keine Eile: sie hatten eine ganze Welt von Wörtern, mit der sie sich vergnügen konnten.

Von den Anfangsbuchstaben zu den vollständigen Wörtern überzugehen war weniger leicht; die Kleinsten langweilten sich bald und gingen wieder mit Eidechsen und Kieseln spielen, aber die Größeren nahmen das Spiel sehr ernst: wie bei allen Dingen wollen alle Kinder jeder neuen Entdeckung auf den Grund gehen, bis sie sie auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt haben, bis sie das Gefühl haben, sie zu beherrschen.

Antônio konnte sich, so sehr er sich auch anstrengte, nicht erinnern, wie lange er selbst, etliche Jahre zuvor, gebraucht hatte, um seinen Namen schreiben und lesen zu lernen. Er hatte eine verworrene Erinnerung an einen Klassenraum, der ihm riesig vorkam, an einen Geruch nach Staub und Kreide und verschwitzten Kindern, an die von Kokosplätzchen klebrigen Finger, die ihm das Blatt verschmierten. Und doch erinnerte er sich, dass er es zu Mamas Geburtstag schon vollkommen konnte, um ihn Buchstabe für Buchstabe auf eine Glückwunschkarte mit Zeichnungen riesiger Schmetterlinge und unmöglicher Blumen zu schreiben: so lange hatte es damals also nicht gedauert.

Und tatsächlich dauerte es in jenem tiefgrünen Klassenzimmer, zwischen hüpfenden Kröten und dem Summen der Insekten, mit Tafeln aus schlammiger Erde, die man mit den Füßen auswischte, nicht lange, bis jeder seinen eigenen Namen zu zeichnen wusste, wenn auch mit einiger Unsicherheit, und, wenn er besonders begeistert war, auch den seiner Gefährten.

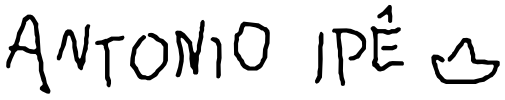
So versuchte Antônio einen weiteren Schritt. Er hörte, dass die Kinder davon sprachen, an den Fluss zu gehen: das Wort Fluss, „ipê“, kannte er schon seit einer Weile, also machte er sie auf sich aufmerksam und zeichnete auf den Boden I P Ê, sprach das Wort deutlich aus und wiederholte es immer wieder. Aber die Kinder schienen nicht zu verstehen, einige lachten, einige zuckten die Schultern, alle liefen davon, um im Fluss zu baden. Ja, zu schwer; es ist eine Sache zu begreifen, dass dieses Zeichen du bist und jenes andere dein Freund, eine andere zu begreifen, dass es für jedes Ding ein Zeichen geben kann, dass man jedes beliebige Wort, jedes beliebige Ding auf den Boden zeichnen kann, dass man „Fluss“ im Staub erscheinen lassen kann, wenn er noch hinter den Bäumen verborgen ist, zu schwer, das stimmt, schade.

Antônio stand wieder auf und machte sich mit einem Seufzer auf den Weg zum Fluss; ja, es war wirklich Zeit für ein Bad.

Einige Morgen später formte Antônio gerade ein paar neue Bälle, ein langsamer und ziemlich langweiliger Vorgang, den er von den Kindern selbst gelernt hatte, und die Kinder waren nirgends zu sehen. Das war normal: nicht an jedem Morgen ließen die Kinder sich blicken; hin und wieder zogen sie in Gruppen zu sehr langen Jagden auf Eidechsen oder Frösche aus, manchmal verbrachten sie den ganzen Tag auf Bäume geklettert, auf der Suche nach Früchten und Vogelnestern, ab und zu gingen sie zur Lichtung, um den Großen beim Spielen zuzusehen. Der Blätter und des Schlamms ein wenig überdrüssig, beschloss er, sie zu suchen.

Sie spielten nirgends Ball und waren auch nicht im wohltuenden Schatten des Shabono, sie waren nicht auf der Lichtung, wo nur der unaufhörliche Klang der tausend Stimmen des Waldes herrschte, die denen ihrer Sprache so ähnlich waren. Vielleicht waren sie in einen jener unendlich vielen Orte vorgedrungen, in die Antônio sich noch nicht hineinwagte: Wege, die ihm wie unüberwindliche Mauern aus Laub und Unterholz vorkamen, für seine Augen unsichtbare Pfade, Bäume, die unmöglich zu erklettern schienen.

Ein wenig enttäuscht kehrte er zum Platz zurück, damit abgefunden, den Vormittag allein zu verbringen, als er plötzlich etwas auf dem Boden sah, in der Nähe eines der vielen Pfade, die sich ins Dickicht hineinzogen. Er trat näher, ohne zu glauben zu wagen, was er sah, und betrachtete mit heftig klopfendem Herzen die in die gestampfte Erde geritzten Zeichen:



Konnte das wahr sein? Während er mit klopfendem Herzen den Flusspfad hinunterstürzte, dachte er: *nein, das kann nicht wahr sein, das kann nicht wirklich das sein, wonach es aussieht.*

Die Erste, die er zwischen dem Laubwerk nahe am Wasser sah, war Amiajè, die ihn mit vor Aufregung leuchtenden Augen ansah und auf ihren dünnen Beinchen zappelte. Sie trat vor und verbarg offenkundig etwas hinter dem Rücken, bald gefolgt von den anderen Kindern, die eine Haltung zwischen scheu und spöttisch hatten, alle mit etwas in der Hand Verborgenem. Einer der größeren Jungen fasste sich ein Herz und nahm Antônio, vor Aufregung kichernd, bei der Hand und führte ihn zu einer Flussbiegung weiter oben, wo das Wasser sehr ruhig war, fast stehend. Antônio versuchte hinter die Rücken der Kinder zu spähen, konnte aber nur Blätter erkennen.

Am Fluss angekommen, stellten sich alle Kinder am Ufer auf, und was Antônio sah, verschlug ihm den Atem. Jedes von ihnen verbarg hinter dem Rücken ein oder zwei Bötchen, gemacht aus den breiten Blättern irgendeiner unbekannten Pflanze. *Antônio, Fluss, Bötchen: es war wirklich eine Botschaft, es war eine Botschaft, die für mich geschrieben war.* Mit stolzen Augen setzten die Kinder ihre Bötchen auf die Wasseroberfläche und schufen eine langsame grüne Prozession. Die Bötchen wurden von der trägen Strömung erfasst und trieben flussabwärts, manche leicht dahinschwimmend, andere umkippend oder ineinander verhakt.

Aber Antônio konnte diese kleinen Schiffbrüche nicht sehen: seine Augen waren voller Tränen.

2.15 Frauen

„Meint ihr, er wird je eine Hängematte neben die von jemandem hängen?“

„Er hat es nie… wirklich nie?“

„Nein, in dieser ganzen Zeit hat er es nie getan, nicht ein einziges Mal.“

„Vielleicht interessiert es ihn nicht, vielleicht ist er einer von denen, die nur gern Ball spielen.“

„Vielleicht kann er es nicht. Es gibt sehr viele Dinge, die er nicht kann. Habt ihr je erzählen hören, wie er versucht hat, den Tapir zu jagen? Na also, vielleicht ist er in dieser Sache so gut wie im Tapirjagen.“

„Hahahaha!“

„Hehehehe!“

„Aber vielleicht ist noch nicht so viel Zeit vergangen.“

„O doch. Er ist gekommen, als wir im Mond waren, in dem die Ameisenbären werfen, und dieser Mond ist schon wiedergekommen und vorbei.“

„Du erinnerst dich sehr genau. Du hast gut aufgepasst, interessiert es dich vielleicht? Möchtest vielleicht du die Hängematte mit ihm aufhängen?“

„Hihihihihi!“

„Hahaha, nein, was redest du! Alle Geister würden in Gelächter ausbrechen! Auch wenn seit dem letzten Mal, dass ich mit jemandem die Hängematte aufgehängt habe, so viel Zeit vergangen ist, dass beinahe…“

„Hehehehe! Und du meinst, er würde dich wollen, einen vertrockneten Affen wie dich?“

„Lieber ein Affe als der alte gerupfte Tukan, der du bist.“

„Haha! Alter Tukan zu mir? Wo du doch die Großmutter aller Anakondas bist!“

Antônio war schnell zum Liebling nicht nur von Ayìndé geworden, der Medizinfrau, die er für eine Hexe gehalten hatte, sondern auch aller Alten des Dorfes: seine Ungeschicklichkeit und sein Anderssein hatten einen angenehmen Hauch von Neuem gebracht, und obwohl seit seiner Ankunft Monate vergangen waren, gab er weiterhin eine komische Figur nach der anderen ab und nährte damit das Kichern und den Tratsch. Er tat sich mit der Sprache noch immer sehr schwer, und obwohl er ein paar Wörter gelernt hatte, reichte es nicht, um auch nur eine notdürftige Unterhaltung zu führen, aber er begriff trotzdem, dass er ihnen großes Vergnügen bereitete. Alles in allem beunruhigte ihn das nicht sonderlich: gewiss besser, Gelächter zu wecken als Groll oder andere schlechte Gefühle, und im Übrigen behandelten die Damen ihn gut und halfen ihm, wenn er sich irgendeine unwahrscheinliche Aufgabe in den Kopf setzte.

Nein, von dort kamen die Schwierigkeiten nicht. Was Antônio fürchtete, waren die jungen Frauen. In diesen Monaten seines Aufenthalts hatte Antônio die Sitten und Gebräuche des Dorfes sorgfälti-

ger beobachtet, als ein Völkerkundler es getan hätte: schlimmstenfalls hätte ein Fehler eines Völkerkundlers eine verfehlte Untersuchung ergeben, während Antônio fürchtete, ein Fehler von ihm bei der Annäherung an irgendein heikles Thema könnte ihm ernste Scherereien einbringen. Und welches Thema wäre heikler als die Beziehungen zum anderen Geschlecht?

Nicht dass es ihm nicht gefallen hätte, ein Mädchen zu finden, aber er wusste einfach nicht, wie er sich verhalten sollte. Schon in Macapá, in der Umgebung, in der er geboren war und gelebt hatte, war er nie ein Schwerenöter gewesen, im Gegenteil, er war beim Annähern immer eher unbeholfen gewesen, wie die Sache mit Isabel bewies, die ihn nach all dieser Zeit noch ein wenig wurmte. Hier wusste er einfach nicht, wo er anfangen sollte. Das Einzige, was er verstanden hatte, war, dass es keinerlei Hochzeitszeremonie oder Ähnliches zu geben schien. Die Entstehung neuer Paare geschah auf eine Weise, die ihn durch ihre Einfachheit faszinierte: irgendwann hängte ein Mann seine Hängematte neben die von einer Frau (oder umgekehrt: er hatte schon etliche Fälle gesehen, in denen die Frau die Sache in die Hand nahm), und von diesem Augenblick an war das ein Paar. Das war alles.

Aber wie diese Paare entstanden, war ihm noch vollkommen dunkel. Eine Hängematte einfach so hierhin oder dorthin zu platzieren, schien ihm zu grob; er war sicher, dass es irgendeine Form des Werbens gab, die jenem Augenblick voranging, aber es gelang ihm nicht, ihre Regeln zu erkennen. Genügte ein Spiel der Blicke, und dann gleich los mit der Hängematte? Oder musste man sich eine Weile nett zeigen? Und wie, was bietet man einem Mädchen hier an, eine Kokosnuss, eine tote Schlange, eine Eidechse für die Zwischenmahlzeit? Und wie sollte man wissen, ob nicht zufällig irgendein angesehenerer Mann als du (das heißt alle anderen Männer des Dorfes) sich für genau diese Hängematte schon interessierte?

Und außerdem waren sie ohnehin zu jung, viel zu jung. Antônio dachte an die Schülerinnen der Schule, an der er unterrichtete: nein, davon konnte überhaupt keine Rede sein. Antônio begriff, dass das dort, im Dorf, ein ganz eigenes Tabu von ihm war, aber das spielte keine Rolle: Tabu war es, und Tabu blieb es. Das brachte ihn dazu, die Mädchen im „heiratsfähigen“ Alter zu meiden zu versuchen, bisweilen mit peinlichen Folgen, wie an dem Abend, an dem er eine junge Frau entschlossen mit einer Hängematte in den Armen auf sich zukommen sah. Antônio war ruckartig aus der seinen aufgestanden, gestolpert und beinahe der Länge nach hingeschlagen; dann hatte er, von Panik ergriffen und ohne zu wissen, was er sonst tun sollte, den hölzernen Haken zerbrochen, der ihr als Halterung dienen sollte: „Hier werden keine Hängematten aufgehängt.“ Die junge Frau war trotzdem lächelnd weiter auf ihn zugegangen und dann an seinem Platz vorbeigezogen, ohne ihn auch nur anzusehen, um ihre Hängematte neben die von einem großen jungen Mann mit eleganten ockerfarbenen Zeichnungen im Gesicht zu hängen, was den armen Antônio verblüfft zurückließ und bei ein paar Alten, die die Szene beobachtet hatten, große Heiterkeit auslöste.

Es gab da allerdings ein Mädchen, das gewiss ein paar Jahre älter war als die anderen und doch keine Kinder hatte und das er auch nie mit jemandem die Hängematte hatte aufhängen sehen. Sie neigte dazu, ein wenig für sich zu bleiben, sie hatte etwas, das sie von den anderen unterschied: die Gesichtszüge hatten etwas Anderes, die Zeichnungen, die sie sich auf die Haut machte, hatten einen ganz eigenen Stil, so wie sie auch eine besondere Art hatte, die Blumen zu stecken, die sie als Schmuck benutzte, und auch die Körbe, die sie flocht, hatten Knoten, die… nun ja, Antônio, du hast sie sehr genau beobachtet, wie es scheint, für einen, der beschlossen hat, mit Frauen nichts zu tun haben zu wollen, sehr genau für einen, der keine Scherereien will, ein bisschen zu genau, wo du sie doch Zentimeter für Zentimeter beschreiben könntest. Ja, geben wir es zu, ich würde sie gern näher kennenlernen. Vielleicht könnte ich versuchen, ihr ein paar von diesen gelben Beeren zu schenken, die alle so sehr zu schätzen scheinen, vielleicht in ein schönes glänzendes Blatt gewickelt, vielleicht könnte ich auch eine Blume dazulegen, oder vielleicht einen blauen Frosch. Verfluchte Sprache, wenn ich nur zwei Worte herausbrächte; ich wüsste sogar gern einfach nur, was ihre Geschichte ist.

2.16 Janaína

Es gibt Geschichten, die man nicht erzählt, oder die man nur sich selbst erzählt, wenn man allein ist, wenn man daran denken kann, wie fern ein Ort scheinen kann, welch überaus lange Zeit zweimal zehn Monde sein können.

Dass der Ort, aus dem das Mädchen kam, das sich abseits hielt, jene, die sich anders bemalte, so fern war, dass man ihn nicht erreichen konnte, war eher eine Hoffnung von ihr. Ihr Name war Janaína, und es war fast zwei Jahre her, dass sie ihr Dorf verlassen hatte.

„Früher oder später bringe ich ihn um“, hatte Janaína zu Guiomar gesagt.

„Schhh! Was redest du da, bist du verrückt?“

„Ich halte ihn nicht mehr aus, ich weiß nicht mehr, was ich tun soll.“

„Das musst du nicht wissen. Die Geister wissen es. Und die Geister haben entschieden, dass du die Frau von Yarimi bist, mehr gibt es nicht zu wissen.“

„In Wahrheit war es Yarimi, der gesagt hat, dass die Geister das gesagt haben; mir haben die Geister nichts gesagt.“

„Schhhh! Dann bist du ja wirklich verrückt! Was redest du da? Du weißt doch, dass Yarimi es ist, der mit den Göttern spricht; warum hätten sie mit dir sprechen sollen?“

„Um mir zu erklären, warum ich bei diesem Tier bleiben und immer das tun muss, was er sagt.“

„Die Geister werden es wissen, und gewiss müssen sie es nicht dir sagen, sondern dem Oberhaupt des Dorfes. Und außerdem denke ich, dass die Geister zornig auf dich sind, weil viele Monde vergangen sind, seit er dich genommen hat, und du noch immer keine Kinder hast.“

„Und ein Glück, dass sie nicht gekommen sind. Du hast leicht reden. Die Götter haben dir diesen braven Mann Tooru bestimmt, nicht diesen Brüllaffen. Wenn er versucht, mich noch ein einziges Mal anzufassen, bringe ich ihn wirklich um.“

Aber diesmal hatte Guiomar nicht „Schhh“ gesagt. Diesmal hatte sie sich darauf beschränkt, entsetzt auf einen Punkt hinter ihrem Rücken zu starren.

Janaína hatte sich umgedreht und Yarimi gesehen, der mit der Lautlosigkeit des stehenden Windes hinter einer Palme aufgetaucht war und sie mit bösen Augen ansah.

Der Plan war einfach. Sie würde ihn mit dem Getränk der Verwandlung betäuben, und sobald er schlafend zusammengesackt war, würde sie handeln. Im Grunde ihres Herzens tat es ihr ein wenig leid, nicht den Mut zu haben, ihn wirklich zu töten, aber der böse Geist war er, nicht sie. Und ein Dorf, das sich von einem Bösen führen lässt, ist ein böses Dorf: fliehen war eine leichte Entscheidung, ohne Bedauern, sie verstand nicht, warum sie ihr nicht früher gekommen war. Sie würde zum Fluss gehen, ein Kanu nehmen und rudern, solange sie Kräfte hätte, bis zum entferntesten der Dörfer. Viele Monde zuvor war sie in zweien dieser Dörfer gewesen, zu Friedens- und Gabentauschzeremonien, und ihr war vorgekommen, dass sie von freundlichen Menschen bewohnt waren. Ihres war das schlimmste Dorf des ganzen Waldes, hatte Janaína entschieden, und wenn die Geister so böse gewesen waren, sie dorthin zu schicken und sie mit diesem Affen zu verpaaren, nun… Janaína

wagte den Gedanken nicht zu Ende zu bringen, aber in ihrem Herzen war klar, dass diese Geister keine Achtung verdienten und dass es gewiss nicht mehr an der Zeit war, dieses Unglück zu ertragen.

Yarimi liebte das Getränk der Verwandlung. An jenem Abend hatte Janaína ihm, die Augen gesenkt, ununterbrochen davon eingeschenkt und ihm auch ihren Teil angeboten, als Zeichen der Entschuldigung für die bösen Worte, die sie am Nachmittag gesagt hatte.

Der heikle Augenblick war nach der vierten Schale: gewöhnlich kam Yarimi an diesem Punkt in Fahrt, und eine Kleinigkeit genügte, um ihn gewalttätig werden zu lassen. Aber an jenem Abend war er ruhiger geblieben als sonst. Er hatte auch eine fünfte Schale getrunken, und mitten in der sechsten war er betrunken eingeschlafen.

Das Schicksal ist auf meiner Seite, hatte Janaína gedacht, während sie den fast vollen Mond betrachtete, dessen Licht so weit durch das Laubwerk drang, dass sie erkennen konnte, wo sie ging, lautlos und ohne jemanden zu wecken. Sie versuchte nicht daran zu denken, wie man sie im neuen Dorf aufnehmen würde, und konzentrierte sich auf jeden einzelnen Schritt, zufrieden mit ihrer eigenen Lautlosigkeit. Sie lächelte bei dem Gedanken, dass diese Fähigkeit und die des Ruderns, die beiden Fähigkeiten, die für die Flucht wesentlich sein würden, ihr vom Affen beigebracht worden waren. Wenigstens zu etwas war er gut gewesen. Sie war so darauf konzentriert, ihrer eigenen Stille zu lauschen, dass sie zunächst nicht begriffen hatte, was jener überaus laute Ton gewesen war, den sie gehört hatte, kaum dass sie einen Fuß über die Grenze des Dorfes gesetzt hatte. Was für ein Tier konnte das sein?

Yarimi hatte viele Fehler, von denen er einige bisweilen selbst einzuräumen bereit war. Aber er war kein Dummkopf. Die Geister hätten nie einen Dummkopf an die Spitze des Dorfes gestellt. Er hatte sich lange gefragt, warum die Geister ihm diese respektlose und ungehorsame Frau angehängt hatten, die ihm nicht einmal ein Kind zu schenken vermochte, aber jetzt war alles klar: es war eine Prüfung, um seinen Geist zu härten. An jenem Tag würde er die Gelegenheit haben, sie loszuwerden, und schon am nächsten könnte er eine andere Frau nehmen, er musste nur entscheiden, welche.

An jenem Abend hatte er nicht einen Tropfen seines geliebten Getränks getrunken. Jedes Mal, wenn die Frau ihm eine Schale gebracht hatte, hatte er nur die Lippen daran gesetzt, mit einem kleinen Schluck, den er, sobald sie sich entfernte, in die Schale zurückgespuckt hatte, um sie dann auf dem Boden auszuleeren. Nach der sechsten Schale hatte er entschieden, dass die Vorstellung vollständig war, und sich schlafend gestellt, wobei er darauf achtete, das Messer gut in Reichweite zu behalten.

Als er Janaína hatte aufstehen hören, hatte er die Hand um den Griff geschlossen und den Angriff erwartet. Zu seiner großen Überraschung hatte die Frau nicht versucht, ihn zu töten, sondern hatte sich aus der Hütte hinausbegeben. Yarimi war ihr daraufhin gefolgt, um zu verstehen, was sie vorhatte, und als er gesehen hatte, dass sie das Dorf verließ, hatte er begriffen: diese von den Geistern verfluchte Frau hatte beschlossen, sie zu verlassen. Eine Kränkung, schlimmer als jede andere: niemand verließ das Dorf, dessen Oberhaupt Yarimi war. Er hatte tief eingeatmet und dann aus vollem Halse den Alarmschrei ausgestoßen.

Hätte sie Zeit zum Nachdenken gehabt, hätte Janaína sich gefragt, wo sie einen Fehler gemacht hatte, wieso ihr Plan so früh und so kläglich gescheitert war. Vielleicht hätte sie sich Fragen über die Rolle gestellt, die die Geister ihr vorbehalten hatten, oder vielleicht sogar gedacht, sie habe alles falsch gemacht, sie hätte die Botschaft der Geister annehmen und das Leben leben sollen, das ihr vorgesetzt worden war.

Aber Janaína hatte keine Zeit zum Nachdenken gehabt. Nur zum Handeln und zum Laufen. Vom Schrei Yarimis geweckt, den sie nach ein paar Sekunden entsetzt erkannt hatte, waren schon einige der tüchtigsten Krieger des Dorfes aufgewacht und begannen hierhin und dorthin zu laufen und zu begreifen zu versuchen, was geschah und was zu tun war. In der Verwirrung hatte sie gesehen, dass einige von ihnen sich genau zum Fluss aufmachten und ihr den vorgesehenen Fluchtweg abschnitten. Sie hatte rasch die Richtung gewechselt, hatte sich vom Fluss entfernt und war ins Dickicht des Waldes vorgedrungen. Jemand hatte sie laufen sehen und hatte sich unter Hilferufen an ihre Verfolgung gemacht. Bewusst wusste sie nicht, wohin sie lief, sie lief einfach, aber der Instinkt führte sie zu dem Punkt, der vielleicht ihre Rettung oder vielleicht ihr Ende bedeuten würde. Gewiss aber der entscheidende Punkt ihres Abenteuers.

Sie war weiter gelaufen, so schnell sie konnte, und als sie mit noch etwas Vorsprung auf die Verfolger aus dem Dickicht der Bäume hervorgetreten war, war alles klar gewesen, auch buchstäblich.

Der Mond beleuchtete die Felsen, das glänzende Wasser des Flusses und den beeindruckenden, überaus hohen und schmalen Sturz des Wasserfalls. Er war höher als der höchste Baum des ganzen Waldes: das Wasser stürzte zwischen zwei schmalen Felsplatten hindurch hinab, um sich in einen kleinen See viel weiter unten zu ergießen. Die Legenden des Dorfes erzählten von einem Mann aus alter Zeit, der so kühn gewesen war zu springen, und viele dreiste junge Männer sprachen oft davon, es zu versuchen, aber kein Lebender hatte je den Mut dazu gehabt.

Janaína war nicht sofort gesprungen. Sie war am Rand des Wasserfalls stehen geblieben und hatte die Stelle angestarrt, aus der die Verfolger heraustreten würden, in der Hoffnung, dass Yarimi unter ihnen wäre, um ihm zu zeigen, wer von ihnen beiden der Mutigere war. Und so war es gekommen. Das Licht des Mondes war nicht stark genug, um sie seine Augen sehen zu lassen, aber das war auch nicht nötig gewesen. Man konnte den Wechsel des Ausdrucks vollkommen erahnen: von der Überzeugung, sie gefangen zu haben, zum Zweifel, zum Unglauben, als sie sich umdrehte und hinuntersprang.

Sie irrte nun schon seit Tagen durch den Wald, dem Lauf des Flusses folgend, ohne jemandem zu begegnen. Sie hatte keine Schwierigkeit, sich Nahrung und Wasser zu beschaffen, und das fast wundersame Gelingen der Flucht hatte ihr eine gewaltige Seelenstärke gegeben. Sie war nicht in Not. Aber jene lange Einsamkeit begann sie ein wenig zu beunruhigen: sie hatte nicht erwartet, dass es nach dem Wasserfall auf einer so langen Strecke keine Dörfer geben würde. Umso besser, hatte sie sich dabei ertappt zu denken, je weiter ich gehe, desto besser.

Es war die Abenddämmerung des fünften Tages, es war fast Zeit, einen Platz für die Nacht zu suchen, und in diesem Augenblick hatte sie über den Rufen der Papageien hinweg Kinderstimmen jenseits der Bäume gehört.

2.17 Wörter

„Das, was der Seltsame mit den Kindern macht, diese Zeichen, ist das Zauberei?“

„Nein, Kirimà, das ist keine Zauberei“, sagte Itátakûara gähnend, während er sich träge in der Hängematte wiegte. Er wirkte nicht sonderlich interessiert: „Der Seltsame heißt Antônio, das weißt du, und er kann rein gar keine Zauberei, das sage ich dir. Im ganzen Dorf gibt es niemanden, mit dem die Geister weniger zu tun haben wollen könnten als mit ihm. Es ist nur ein Spiel, denk nicht darüber nach.“

„Aber was ist das für ein dummes Spiel? Zeichen malt man sich auf den Körper, man zeichnet sie nicht mit einem Stöckchen in den Staub. Es ist ein albernes Spiel, so etwas hat man noch nie gesehen, es gefällt mir nicht.“

„Es wird ein Spiel sein, das ihre Seltsamen-Kinder machen. Mach dir keine Sorgen wegen eines Spiels. Es ist nicht gefährlich, oder?“

„Nein… nein, es sieht nicht so aus, als könnten sie sich wehtun. Aber es gefällt mir nicht.“

„Dir gefällt eine Menge nicht, Kirimà“, kicherte der Schamane und machte es sich in der Hängematte bequemer, „lass sie in Ruhe, es sind nur Kinder, sie spielen bloß.“

Jenes Spiel hatte sich für Antônio als überaus nützlich erwiesen: ohne es im Geringsten vorhergesehen zu haben, fand er sich dabei wieder, dadurch, dass er sie schreiben musste, eine Menge neuer Wörter zu lernen, und machte in der Sprache viel schnellere Fortschritte als zuvor.

Aber die Kinder hatten sehr bald entdeckt, während sie im Umgang mit den Zeichen sicherer wurden – und obwohl ihre Sprache sich sehr wenig dafür eignete, geschrieben zu werden –, dass jenes Spiel ihnen ein außerordentliches geheimes Verständigungsmittel bot, von dem die Erwachsenen und die Alten nichts wussten, ein formidables Werkzeug, um sich ihrer Aufsicht zu entziehen.

Man konnte IPÊ vor dem Shabono zeichnen, und die Kinder, die später als die anderen aufwachten, wussten dann, dass die Gefährten unten am Fluss spielen gegangen waren. Wenn man OPIÌ am Pfad sah, wusste man, dass die Freunde losgezogen waren, um Früchte zu horten; wenn man PUTÚ in den weichen Schlamm am Ufer geritzt fand, konnte man zur Lichtung laufen, um mit den anderen Ball zu spielen.

Es war praktisch, neben dem Feuer AYÌNDÉ SÜSS zu sehen, weil man dann begriff, dass die Medizinfrau ihren köstlichen Brei aus Maniok und Honig zubereitet hatte und man mit ein wenig Geschick wenigstens eine Handvoll davon stibitzen konnte, und es war nützlich, neben dem Eingang der Hütte YBOTYRA WUT zu lesen, weil man dann wusste, dass die alte Ybotyra einen ihrer schlecht gelaunten Tage hatte und die Kinder ihr besser fernblieben, wenn sie nicht mit Steinen beworfen werden wollten.

Ein wenig weniger nützlich – aber Antônio, im Übrigen überaus stolz auf die Fortschritte der Jungen, wusste, dass es unvermeidlich war – war der Gebrauch dieser neuen Waffe in ihren Streitigkeiten: auf ein beleidigendes CAUÊ TAPIR mitten auf dem Platz war ein blutiges MOACIR KACKE gefolgt, noch größer geschrieben, gerade bevor Antônio die beiden, beide zutiefst gekränkt, zum Frieden zwang.

So wunderte er sich auch nicht sonderlich, als er sie eines Nachmittags kichern hörte und, als er sich der Gruppe näherte, die haltlos bis zu Tränen lachte, sah, dass genau unter Itátakûaras Hängematte mit großer Sorgfalt ITÁ DICKER BAUCH gezeichnet war. Er hätte sie ausschimpfen müssen, versteht sich, aber beim Anblick des – sachlich betrachtet gewaltigen – Bauches des Schamanen, der, während dieser selig in Schlaf versunken war, langsam schaukelte und über die Hängematte quoll wie eine riesige überreife Mango, brachte er nichts anderes fertig, als ein Lachen zu unterdrücken, während um ihn herum die Jungen sich vor Heiterkeit auf dem Boden wälzten.

Er lachte allerdings sehr viel weniger, ja er lief rot an vor Verlegenheit – und dankte dem Himmel, dieses überaus gefährliche Spiel nur den Kindern beigebracht zu haben –, als er einige Tage später am frühen Morgen aus dem Schatten des Shabono trat, im Vorbeigehen eine Schar Jungen davonlaufen sah, die in alle Richtungen flohen, um sich kichernd im Gebüsch zu verstecken, und vor seinen Füßen, genau auf der Schwelle, mit drei runden Steinen verziert, den Schriftzug ANTÔNIO LIEBT JANAÍNA vorfand.

2.18 Weit weg

„Ich sage dir, das ist sie, ich bin ganz sicher“, beharrte Yamandé, „habe ich es dir nicht schon so oft erzählt? Leeenā sagte mir: schau ihn dir gut an. Schau ihn dir gut an, denn diese Raupe ist nicht wie alle anderen. Das ist das Beste, was du in deinem Leben essen wirst. Sie machte ein Loch in den Maniok, legte sie hinein, und sie hatte recht. Ich habe nie wieder etwas so Gutes gegessen, und ich habe nie vergessen, wie sie aussah; du weißt gar nicht, wie lange ich schon hoffe, sie wiederzufinden. Ich sage dir, das ist sie.“

„Ich weiß, dass du es mir wieder und wieder erzählt hast“, entgegnete Piata, „und ich wiederhole dir, dass das nicht das Problem ist. Das Problem ist, dass er sie nie essen wird.“

„Aber sie ist doch köstlich, sage ich dir. Warum sollte er sie nicht essen?“

„Weil er sich vor Raupen ekelt.“

„Er ekelt sich vor Raupen?“

Diesmal war nicht nur Yamandé erstaunt, sondern auch fast alle anderen Kinder: „Und woher weißt du das?“

„Weil ich ihn beobachtet habe und mir aufgefallen ist, dass er sie nie isst.“

„Aber du wirst dich getäuscht haben; er ist zwar der Seltsame, aber so seltsam kann nicht einmal er sein, Raupen mögen alle. Ich sage, wir bringen sie ihm, und du wirst sehen, er wird sich freuen. Sag die Wahrheit, du willst sie ihm nicht bringen, weil du sie selber essen willst.“

Piata überlegte, was zu tun sei, und beschloss dann, dass die Lage ernst genug war, um die Enthüllung seines großen Geheimnisses zu rechtfertigen.

„Nein. Ich sage dir, er mag keine Raupen. Und weißt du, warum mir das nicht seltsam vorkommt? Weil ich sie auch nicht mag.“

„Du magst keine Raupen?“

„Nein. Und ich mag sie nicht nur nicht, ich ekle mich richtig vor ihnen.“

„Du ekelst dich vor Raupen.“

„Ja.“

„Und warum isst du sie?“

„Weil ich muss.“

Die Enthüllung war umso erschütternder, als Piata der Größte von ihnen allen war, der, der am meisten und von allem aß, oder so hatten sie es jedenfalls immer geglaubt.

Unter den Kindern breitete sich ein langes Schweigen aus.

Moacir war es, der es brach: „Ich mag sie auch nicht. Ich esse sie allerdings nie.“

„Und wie machst du das?“, fragte ihn Piata mit vor Hoffnung leuchtenden Augen.

„Ich tue so, als äße ich sie, und dann, wenn niemand mich sieht, verstecke ich sie zwischen den abgenagten Knochen oder wo es gerade passt.“

„Schlau!“

„Also besteht deiner Meinung nach wirklich die Gefahr, dass sie ihm nicht schmeckt?“, fragte ein enttäuschter Yamandé.

„Ja.“

„Schade. Ich wollte ihm wirklich ein Geschenk machen, als Gegenleistung für den seltsamen Ball, den er uns gemacht hat.“

„Ich auch. Du wirst sehen, wir finden etwas anderes. Und sei nicht traurig: du bist gleich wieder dabei, diesen Geschmack zu kosten, von dem du sagst, dass du ihn so magst.“

Ja, die besondere Raupe. Sie sahen sich um, aber sie schien verschwunden. Dann bemerkten sie, dass Cauê sich von der Gruppe entfernt hatte, und sahen ihn auf der anderen Seite der Lichtung, wie er auf Antônio zuging und ihm etwas hinhielt. Aus dieser Entfernung konnten sie nicht sehen, was, aber alle waren sicher, dass es ein gefüllter Maniok war. Sie fingen an zu laufen und den Namen ihres Freundes zu rufen.

Antônio sah zu, wie Cauê ihm eine Wurzel hinhielt, in der eine riesige, abstoßende Raupe steckte. Er war fast sicher, dass es eine Geste des guten Willens des Kindes war, vielleicht ein Dank für den Kautschukball, den er am Tag zuvor gebaut hatte. Aber die Raupe essen? Bis jetzt war es ihm immer gelungen, sie zu meiden, indem er Fleisch, Fisch und Pflanzliches von den Tabletts fischte und die Raupen liegen ließ, was den Indios gewiss recht sein musste, da sie ganz versessen darauf zu sein schienen. Aber jetzt gab es kein Entrinnen. Vielleicht konnte er sie herausnehmen, sie dem Kind geben und den Maniok essen? Während er darüber nachdachte, biss Cauê kräftig in dieses ungewöhnliche gefüllte Brötchen, kaute, sagte „Ang-uàààà“, was, wie Antônio inzwischen gelernt hatte, „köstlich“ hieß (wie das Gesicht des Kindes bestätigte), und legte mit einem breiten Lächeln den Rest des Leckerbissens in Antônios Hände.

Antônio hatte längst jedes Zeitgefühl verloren. Er hatte eine vage Vorstellung davon, wie viel Zeit seit seiner Ankunft im Dorf vergangen war, aber hätte ihm jemand gesagt, dass es in diesem Augenblick 9 Uhr Ortszeit Rio de Janeiro war, am elften September 2001, hätte Antônio, während er die in den Maniok gequetschte Raupe betrachtete, ihm gewiss geantwortet (in einem durch den Nichtgebrauch immer unsichereren Portugiesisch): „Und was geht mich das an? Ich habe weit dringendere Probleme zu lösen.“

Fünftausend Kilometer weiter nördlich, an einem Ort, der in jeder Hinsicht so fern war, dass er ebenso gut auf der anderen Seite des Universums hätte liegen können, starrte Isabel fassungslos auf den Fernseher. Sie hatte lange nicht an Antônio gedacht. Im Jahr zuvor war sie nach Macapá zurückgekehrt, um einige Angelegenheiten zu regeln, und hatte erfahren, dass er noch immer als im Wald vermisst galt und dass es inzwischen keine Hoffnung mehr gab, ihn zu finden.

Jetzt fiel ihr unversehens ein, wie sehr ihn die Tragödie jenes Flugzeugs getroffen hatte, dessen Pilot beschlossen hatte, sich mit allen Passagieren ins Meer zu stürzen, und sie dachte: ein Glück, dass du tot bist, lieber Antônio. So hast du diesen Schrecken nicht sehen müssen.

Bei der x-ten Wiederholung des zweiten Flugzeugs, das ins WTC krachte, schreckte Isabel auf, nahm einen Rucksack, steckte das Handy hinein, zwei Flaschen. Die Medien der ganzen Welt werden verrückt geworden sein. Sehen wir nach, ob eine Dolmetscherin gebraucht wird. Mit einem hysterischen Lachen führte sie den Gedanken zu Ende: „Ob?“ Ha ha. Und lief aus dem Haus.

2.19 Weltmeisterschaft

Meine Damen und Herren, guten Abend. Live aus Tokio übertragen wir Ihnen Holland gegen Argentinien, das Viertelfinale der Fußballweltmeisterschaft 2002. Die Mannschaften laufen schon ein, Holland im traditionellen Trikot mit ockerfarbenen Punkten und Argentinien in seinem schönen braun gestreiften Dress. Das Publikum ist das der großen Anlässe: mindestens 30 Kinder, sehr viele Papageien und eine unbestimmte Zahl von Insekten und gefährlichen Tieren. Aber Ruhe jetzt, es ist Zeit für die Nationalhymnen.

Antônio unterbrach die Reportage, die er mit sich selbst hielt, befahl: „A'iybò", und die Kinder stellten sich in einer Reihe auf, was genau das war, was er von ihnen erhofft hatte. Ein Anflug von Stolz durchfuhr ihn, gedämpft von dem starken Verdacht, dass sie es nicht wegen der Untadeligkeit seiner Aussprache getan hatten, sondern weil sie längst begriffen hatten, was zu tun war. Es war das dritte Viertelfinale. Im ersten hatte Japan überraschend Italien geschlagen, zum Kummer Antônios, der die Begegnungen nicht steuern wollte, aber insgeheim auf wirklichkeitsnähere Ergebnisse hoffte. Im zweiten hatte Deutschland Dänemark mit 8 zu 5 abgefertigt. Zur Vervollständigung des Tableaus würde dann noch Brasilien gegen Kroatien kommen. Antônio sagte „Holland!", zeigte auf die ockerfarbenen Punkte und begann die Hymne zu singen, mit großer Begeisterung begleitet von den holländischen Spielern:

„Poropò, poropò, poropoppopoppopopò. Poropò, poropò, poropoppopoppopopò."

Schon seit einiger Zeit schienen die Kinder die wichtigsten Regeln des Fußballspiels gut aufgenommen zu haben, und Antônio hatte auch schon ein paar Dorfturniere veranstaltet, auch wenn es Turniere waren, die sich mehr in seinem Kopf abspielten als in der Wirklichkeit, da Antônio bald darauf verzichtet hatte, die Begriffe Gruppen, Tabellen, Punkte zu erklären, und das, was er von ihrer Sprache gelernt hatte, dafür gewiss nicht taugte.

Vielleicht gab es keine Wörter, die dafür taugten, in ihrer ganzen Sprache, die sie „Aca-aaaaa!", nannten, einfach „Sprache". Wie dem auch sei, die Kinder spielten, er stellte die Tabellen für sich selbst auf, und alle waren so zufrieden. Es ließ sich etwas tun, um es noch zu verbessern, man kann immer noch etwas verbessern, aber Antônio fiel nicht ein, was.

Bis ihm eines Abends, an einem jener verhältnismäßig seltenen Abende, an denen er an die Welt zurückdachte, die er hinter sich gelassen hatte, einfiel, was zu tun war. Der Gedanke war zur Weltmeisterschaft in Korea und Japan geflogen. Antônio hatte, unter Berücksichtigung der Schwangerschaften, die er hatte zu Ende gehen sehen, ausgerechnet, dass er wahrscheinlich seit zweieinhalb oder drei Jahren im Wald war: die Weltmeisterschaft 2002 musste also vor Kurzem stattgefunden haben oder war vielleicht sogar gerade im Gange. Antônio dachte, dass es sowohl unterhaltsam als auch für die Kinder verständlich sein könnte, rituelle Elemente wie die Farben der Mannschaften und die Nationalhymnen einzuführen.

Am Morgen darauf, kaum wach, ebnete er sorgfältig ein gut geschütztes Stück Erde ein, auf dem er mit einem angespitzten Stock den Spielplan der ersten amazonischen Fantasie-Weltmeisterschaft aufzeichnete. Um die Dinge nicht zu sehr zu verwickeln, hatte er beschlossen, die Gruppenphase zu überspringen und gleich zum Viertelfinale überzugehen. Er hatte alle großen Mannschaften ausgewählt, außer Frankreich, dessen Sieg über Brasilien bei der WM 1998 eine noch zu frische und schmerzhafte Kränkung war, um verziehen werden zu können. In Antônios Fantasie war das Frankreich des verfluchten Zidane also aufsehenerregend vom Gastgeberland ausgeschieden worden.

Außerdem hatte er, um die Zuordnung von Spielplan und Partien verständlich zu machen, beschlossen, nicht die Nationalflaggen zu verwenden, sondern die Farben der Mannschaften. Farben, die er dann unmittelbar auf die noch unreifen Körper seiner Spieler malen würde.

Hier trat das erste Problem auf: nachdem er die ersten beiden Mannschaften gebildet hatte, hatte er beschlossen, den Spielern „Japans“ einen schönen roten Kreis auf die Brust zu malen, wovon Yamandé und seine Gefährten begeistert zu sein schienen. Der rote Kreis war so schön, dass auch die „italienischen“ Spieler sich einen hätten malen lassen wollen, und es brauchte nicht wenig Geduld, um sie zu überzeugen, sich mit gewellten schwarzen Streifen bemalen zu lassen.

Das zweite Problem kam bei den Nationalhymnen zum Vorschein: Antônio war klar geworden, dass er über die japanische Nationalmannschaft praktisch nichts wusste, angefangen eben bei der Hymne, und hatte beschlossen, an ihrer Stelle die Marseillaise zu nehmen. Aber zuerst hatte er mit *Fratelli d'Italia* angefangen, der einzigen Hymne außer der brasilianischen, deren Melodie und auch ein paar Worte er gut im Gedächtnis hatte. Und das anfängliche „Poropò, poropò“ hatte unter den Kindern so viel Begeisterung ausgelöst, dass es keine Möglichkeit gab, sie zu überreden, andere Musik anzunehmen. Die Marseillaise war sofort mit Protestgeschrei aufgenommen worden: die Kinder „Japans“ fühlten sich ungerecht benachteiligt und gaben zu verstehen, dass auch sie das anfängliche „Poropò, poropò“ wollten. Und so machte Antônio aus *Fratelli d'Italia* von einer Nationalhymne das Eröffnungslied der Spiele. Die Erkennungsmelodie der Weltmeisterschaft, praktisch gesehen.

Bei der Einführung seiner jungen Freunde in den Fußball war Antônio fest entschlossen zu verhindern, dass sie auch nur mit dem Begriff der Schiedsrichterfehler in Berührung kämen, und hatte sich vorgenommen, so unparteiisch wie möglich zu sein. Nach der Niederlage Italiens gegen Japan – wo gibt's denn so was – wurde ihm jedoch klar, dass er, wenn er selbst auch mehr Spaß haben wollte, bei der Zusammenstellung der Mannschaften eingreifen musste.

Ein weiterer fester Punkt seines Handelns war nämlich der, die Bildung fester Mannschaften wie die Pest zu meiden: er wollte nicht das geringste Risiko eingehen, in einem Dorf von fünfhundert Menschen Banden und Lager zu schaffen. Da die Zusammensetzung der Mannschaften also von Partie zu Partie wechseln musste, konnte man sie ebenso gut ein wenig steuern, nicht um Günstlinge zu schaffen, sondern um die (in seinen Augen) Wirklichkeitsnähe des Rollenspiels zu erhöhen.

Die Spieler, die ihm zur Verfügung standen, waren um die dreißig Jungen und sechs Mädchen zwischen sechs Jahren und dem Alter der Einweihung. Im folgenden Viertelfinale hatte er die Mannschaften so zusammengestellt, dass Deutschland ein wenig stärker und „muskulöser“ ausfiel, während er Dänemark die behändesten Kinder zugeteilt hatte. Holland gegen Argentinien dagegen sollte eine ausgeglichenere Begegnung werden, deshalb waren Yamandé und Moacir in der ersten Mannschaft gelandet und Piata und Ubiratan in der zweiten, und auch die schwächsten oder kleinsten Spieler waren mehr oder weniger gleichmäßig aufgeteilt worden.

Yamandé und Piata, die beiden stärksten Spieler, waren außerdem eng befreundet und hatten bei dem Gedanken, getrennt zu spielen, eine leichte Miene des Verdrusses gezeigt. Keine Sorge, ihr werdet sehen, beim nächsten Spiel im grün-goldenen Trikot seid ihr wieder zusammen, dachte Antônio grinsend.

2.20 Asche

Antônio war in etwa zehn Metern Höhe; über die ganze Rinde des Baums, auf den er behände geklettert war, hatte er senkrechte Einschnitte gemacht, mit den kräftigen Krallen eines großen Ameisenbären, die er eigens bearbeitet hatte, um sie scharf zu machen. Aus den Einschnitten hatte ein kostbares hellgelbes Harz zu quellen und, von der Form der Einschnitte selbst zweckmäßig geleitet, in eine große Schale am Fuß des Baums zu fließen begonnen. Zwei riesige gelbe Raupen mit großen roten und weißen Punkten, die Antônio von bescheidener Größe erschienen, krochen träge auf einem Ast in geringer Entfernung. Uh, die sind gut, dachte Antônio, ich schenke sie jemandem.

Sieh dich an, Antônio, du bist einer von uns, die Leute des Dorfes hatten kein Wort, um sich selbst zu bezeichnen, du steigst gerade von einem Baum herunter, dessen portugiesischen Namen du nicht kennst, mit zwei riesigen gallertigen Raupen in der Hand, die du zusammen mit deinen Freunden essen willst. Seine Gedanken flossen in der Sprache des Ortes und ließen dem Portugiesischen inzwischen nur noch Raum für jene Wörter, die es nicht gab oder die irgendwie unübersetzbar waren.

Der Aufruhr begann genau, als er mit dem Abstieg angefangen hatte, ein Vorgang, den die Tatsache verwickelt machte, dass er die Raupen in der rechten Hand hielt. Ein unmenschlicher Schrei war hinter einer der größeren Hütten hervorgekommen, und schon liefen zahlreiche Menschen herbei und ließen ihre Verrichtungen stehen.

Antônio begriff sofort, dass jemand gestorben war, er spürte es in sich, ein solcher Schrei konnte nichts anderes bedeuten.

Sie hatten kein gutes Verhältnis zum Tod, sie hielten ihn für einen Eindringling. In ihren Erzählungen gab es eine Zeit, in der der Tod nicht bestand und das Volk des Dorfes ewig leben konnte. In jener Zeit waren sie einem mächtigen feindlichen Stamm begegnet, den sie hatten besiegen können, und der Tod war die Strafe dafür, so viel gewagt zu haben. Das war die grundlegende Erzählung, die immer wiederholt wurde: der Tod ist die Strafe dafür, gegen andere Wesen wie uns gekämpft zu haben; man darf nicht mehr kämpfen, und eines Tages wird der Tod uns vielleicht verlassen und fortgehen.

Aber nicht an jenem Tag. Am Boden angekommen, war Antônio inzwischen sicher, dass der Tote jemand Wichtiges und Geliebtes war. Im Allgemeinen war die Reaktion auf den Tod umso roher und zorniger, je wichtiger der Verstorbene innerhalb der Gemeinschaft gewesen war, und das Verhalten derer, die herbeigelaufen waren, ließ keinen Raum für Zweifel, sie wirkten wie von Sinnen und von Wut geblendet.

Das Geschrei würde bald alle erreichen, auch die, die fern von dort jagten und spielten, und binnen höchstens einer Stunde würde sich das ganze Dorf zur Phase der heftigen Reaktion auf den Tod versammeln. Niemand versuchte, diese Wut zu lenken oder aufzuhalten; im Gegenteil, oft waren die Ältesten auch die Zornigsten, und ihr Verhalten stachelte die Jüngeren und selbst die Kinder an. Sie würden so weitermachen, schreiend und in die Luft tretend, sich schüttelnd und aufbäumend, sich mit heftigen Schlägen auf Brust und Beine schlagend, bis sie erschöpft zu Boden fielen, was für einige der Kräftigsten mehrere Stunden Qual bedeutete.

Der Wald reagierte auf den Lärm, indem er ihn zunächst verstärkte: Vögel und Affen jeder Art fügten ihr Geschrei dem der Männer und Frauen hinzu und schufen ein wahrhaft beeindruckendes Dröhnen. Dann, als der Schmerz unkontrolliert andauerte, räumten die Tiere das Feld und ließen einen Ring der Stille um die Wutausbrüche zurück, was eine weitere außerordentliche Wirkung schuf, eine Art fernes tiefes Echo, von den Bäumen selbst erzeugt.

Nein!

Das Erste, was Antônio sah, waren die Füße. Aus irgendeinem Grund war Antônio, ohne es sich auch nur ganz bewusst zu machen, imstande, fast alle zu unterscheiden, wenn er nur die Füße sah: Füße mit fester, aber unglaublich biegsamer Sohle, schwielig, aber außergewöhnlich empfindsam.

Nein!

Er hatte keine Zweifel, aber er wollte sich einreden, dass es nicht wahr war, dass es nicht sein konnte, dass man sich sehr wohl irren konnte.

„Nein!“, der Schrei auf Portugiesisch ging in den Schreien derer unter, die um ihn herum standen. „Nein! Nein! Nein!“

Ausgestreckt am Boden lag mit geschlossenen Augen Ayìndé, der Ausdruck sonderbar entspannt, die Haare um den Kopf verstreut und eine Art Heiligenschein bildend.

Die Hexe.

Wie viele Dinge hatte Ayìndé ihm beigebracht, die Medizinfrau, die Hexe? Alles. Antônio spürte in sich denselben Zorn aufsteigen, den die anderen schon ausdrückten. Das war ihm zuvor nie geschehen; gewöhnlich beschränkte er sich darauf, diesem ersten Ausdruck des Schmerzes abseits beizuwohnen, aber diesmal war es anders. Er fing an zu schreien und sich zu schütteln wie die anderen und verlor bald jedes Gefühl für Zeit und Raum.

Als er die Augen wieder öffnete, lag er auf der feuchten Erde; die warme Nachmittagsluft umhüllte das Dorf, während viele der Widerstandsfähigsten, Männer und Frauen, noch immer in dem bebten, was sich in eine Art Totentanz verwandelt hatte. Die Alten richteten schon den Leib her und bauten den Scheiterhaufen: zwischen vier großen Steinen wurde eine große Menge Holz aufgeschichtet, auf die eine Platte desselben Steins gelegt wurde, um den Leib darauf zu betten. Alle Habe der Verstorbenen würde auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, und die Dinge, die kein Feuer fingen, würden eingesammelt und in den Fluss geworfen. Sobald das Fleisch verbrannt war, würden die Knochen eingesammelt und gesondert verbrannt, bis sie zu Asche zerfielen.

Antônio betrachtete das ganze Verfahren mit einer seltsamen Losgelöstheit: das Feuer, das vom Harz ausging und das Holz überflutete, das hoch aufstieg und die Medizinfrau umhüllte und sich mit dem Rot des Sonnenuntergangs vermischte, den Leib, der langsam schwarz wurde und aus dieser Welt verschwand, die Knochen. Die Asche wurde von vier jungen Leuten aufgenommen, zwei Männern und zwei Frauen, und auf die Spitze des Baumdachs getragen, das das Dorf teilweise bedeckte, mindestens zwanzig Meter über dem Boden, und dann langsam wie Schnee auf die Hütten fallen gelassen, auf die Menschen, auf alles. Unter diesem schrecklichen Schneefall kehrten die ersten Jäger, die zur besonderen Jagd aufgebrochen waren, schon zurück. Sie alle würden schmausen und trinken, bis die Kräfte sie verließen. Die Dauer des Mahls hing davon ab, wie angesehen der Verstorbene gewesen war, und in diesem Fall würde es nicht weniger als drei Tage und drei Nächte dauern.

Die ersten Gesänge stiegen schon auf; die Frauen und die jüngeren Burschen gingen zu den Alten und stimmten uralte Lieder an, von denen Antônio nur ein paar Wörter erfasste, mit dem ausdrücklichen Zweck, deren Geist zu erleichtern. Die Erwachsenen, die nicht mit irgendeiner Aufgabe beschäftigt waren, hörten diesen Weisen teilnahmslos zu und gestatteten sich selten ein halbes Lächeln, die Augen voller Tränen. Bald würde das Fleisch gegart sein, und das berauschende Getränk, das Wasser des Waldes, würde zu fließen beginnen.

Die nächsten Angehörigen der Frau mischten eine Handvoll der Asche unter ihren Anteil Wasser des Waldes, und Antônio wurde eingeladen, einen Schluck davon zu trinken; das war zuvor nie geschehen.

Was Antônio empfand, war ein Gefühl der Vollständigkeit; die Seele der Hexe war in ihn eingegangen. Er aß und trank ohne Furcht drei Tage und drei Nächte lang, und als er im Morgengrauen des vierten Tages erwachte, begriff er, dass sich in ihm etwas für immer verändert hatte.

2.21 Glück

Liebes Heft… Antônio verbrachte oft ein wenig Zeit mit sich selbst und sprach vor sich hin, nein, es gab ein richtigeres Wort, Journal? Liebes Journal… nein, auch nicht. Tagebuch! Liebes Tagebuch! Also: liebes Tagebuch, ich liege hier in einer Hängematte, umgeben von Kindern, die herumlaufen und lachen, und zum ersten Mal muss ich dir gestehen, dass ich glücklich bin. Ich kann nicht glauben, dass es mir so gut geht. Ich spiele jeden Tag Fußball oder ihr Ballspiel, auf das ich am Anfang herabsah und das mir jetzt wunderschön vorkommt, ich bin eine Art amtlicher Erzieher der Kinder des Dorfes geworden und, nun ja, ich bin glücklich. Die größte Sorge dieser Tage ist, dass ich keinen Weg finde, ihnen den Begriff der Kälte zu erklären. Ich bin so weit gegangen, ihnen vom Eis zu erzählen und ihnen zu sagen, dass das Wasser hin und wieder zu Stein wird, unter Gelächter, aber wie ich die Kälte erzählen soll, habe ich noch immer nicht herausgefunden.

„Ba-all?“

Yamandé, den Antônio so lange bei sich ZweiSocken genannt hatte, fragte es mit seinem üblichen Lächeln und benutzte dabei das portugiesische Wort.

„Ich wollte mich einen Augenblick ausruhen“, antwortete Antônio in der Sprache des Dorfes.

„Ba-all!“, beharrte Yamandé und zeigte den Ball.

Verflixt, diese Jungen werden nie müde… wie alle Kinder der Welt im Übrigen, aber diese hier kommen mir so munter und rege vor wie wenige, die ich gesehen habe.

„Gut, gut, Ball, Ball“, sagte er auf Portugiesisch, wie er es hin und wieder tat. Es war eine Art Geste der Zuneigung; manchmal kam es ihm von selbst, und manchmal empfand er geradezu das Bedürfnis, sich in lange Selbstgespräche in seiner alten Sprache zu stürzen, obwohl er sehr wohl wusste, dass sie ihn nicht verstehen konnten.

„Aber keine Sprints, klar? Ich habe euch den ganzen Morgen Sprints und Steigerungsläufe machen lassen, ich möchte auf keinen Fall, dass ihr euch verletzt. Ich weiß, ihr seid jung, und wenn man jung ist, hält man sich immer für unverwundbar, aber ihr müsst früh begreifen, wann es Zeit ist, alles zu geben, und wann es Zeit ist, sich auszuruhen.“

Yamandé sah ihn belustigt an, wie immer, wenn er diesem unbekannten Idiom lauschte: „Schnell, die Großen sind auf der Jagd, die Kleinen warten auf dem Platz!“, sagte er in der Sprache.

„Auf dem Platz, ja? Also ein Spiel, also ruhen wir uns morgen aus…“

Antônio war nicht wirklich besorgt; diese Jungen hätten mit ihm oder ohne ihn ohnehin den ganzen Tag gespielt und machten das wahrscheinlich seit Generationen; wenn überhaupt, fühlte er sich verantwortlich, weil er versuchte, ihre körperliche und technische Ausbildung zu lenken, und weder irgendein Gleichgewicht noch gar irgendeine Muskelfaser hätte zerreißen wollen.

Als sie am Platz ankamen, kehrten jedoch die ersten Erwachsenen schon von der Jagd zurück. Die Regel war, dass die Jüngeren bei Anwesenheit von Erwachsenen keinen Zutritt zur Lichtung hatten, sie durften nur abseits stehen. Antônio hatte ihnen beigebracht, ein wenig anzufeuern, denn überlieferungsgemäß wurden die Ballbegegnungen schweigend verfolgt, allenfalls plaudernd, aber gewiss nicht schreiend. Die Ankunft der Großen hatte auf den Jungen einen Schleier der Enttäuschung hinterlassen: sie würden ins Dorf zurückkehren und den Berechtigten das Feld überlassen müssen.

Diesmal aber war es anders: einer der Jäger trat zu Antônio und sagte langsam sprechend zu ihm: „Die anderen sind noch auf der Jagd, spielen wir mit den Kleinen?“

Das war noch nie vorgekommen. Es konnte geschehen, dass einer der begabteren Jungen an einer Partie teilnahm, vielleicht um jemanden zu ersetzen, der sich verletzt hatte oder anderweitig beschäftigt war, aber Große gegen Kleine hatte man noch nie gesehen, außer vereinzelt, vielleicht zwei gegen zwei oder drei gegen drei.

„Spielt bitte sanft“, antwortete er ihm, aus Furcht, ein etwas zu heftiger Körperkontakt könnte einem „seiner“ Jungen wehtun.

„Nicht sanft, hart, sehr hart, so werden sie eher zu Männern“, antwortete der Erwachsene in einem Ton, der keineswegs ironisch klang, „aber nach deinem Spiel, Fußball, nicht nach dem Ballspiel.“

Ja, dachte Antônio, ich weiß, das Ballspiel ist heilig.

Die Jungen begriffen sofort und wurden zum Bild des Glücks; sie schrien, liefen über den Platz, umarmten einander, sie waren die fleischgewordene Freude, und all das noch vor dem Anstoß.

„Machen wir es, wie du sagst, Antônio, machen wir die vergifteten Pfeile und den zu straff gespannten Bogen, einverstanden?“

Antônio nickte mit einem breiten Lächeln im Gesicht; ihm genügte, dass sie spielten und Spaß hatten. Er war sich nicht einmal sicher, ob ihnen allen die Namen der Schemata klar waren, die er erst vor Kurzem eingeführt hatte, und mehr als Spiel denn als ernste Sache. Und außerdem waren sie keine Kinder mehr, aber noch immer alle Halbwüchsige, jedenfalls zu klein, es waren zu schwierige Begriffe.

Die Kleinen begannen scheu und unbeholfen, man musste sie verstehen, sie hatten die großen Jäger des Dorfes vor sich, die stärksten und geachtetsten Männer. Sie verfehlten die Zuspiele, verloren den Ball, Antônios Schemata erzeugten nur große Verwirrung. Mit jedem Tor, das sie kassierten, wurden sie kleinlauter, ein paar von ihnen waren den Tränen nahe.

Dann sprang plötzlich etwas in den Köpfen der Jungen an, und der zu straff gespannte Bogen begann zu wirken. Die Außenspieler halfen den Innenspielern in der Abwehr, und die Erwachsenen hatten beständig zwei oder drei Kleine zwischen den Füßen, und den Ball zu halten wurde immer schwerer. Und dabei habe ich sie heute laufen lassen und sie müssten müde sein, dachte Antônio. Sie verfehlten weiterhin die Zuspiele und verloren den Ball, aber die Abwehr hielt jetzt, und beim Stand von vier oder fünf zu null gelang es den großen Jägern nicht mehr zu treffen und nicht einmal mehr, dem Tor zu nahe zu kommen.

Antônio sah, wie Yamandé sich immer wieder mit ein paar Gefährten beriet: er erinnert sie an die vergifteten Pfeile, wurde ihm klar. Er wartete auch auf die günstige Gelegenheit. Ein Jäger verlor den Ball in der Mitte des Feldes, bedrängt von drei wild gewordenen kleinen Gegnern; der Ball landete zwischen Yamandés Füßen, der zweimal einen Antritt und einen Richtungswechsel hinlegte, die seinen Gegner mehrere Meter zurückließen. In Sicht des Tores angekommen, täuschte er den Schuss an und legte stattdessen ein überaus genaues Zuspiel auf einen seiner drei Gefährten ab, die sich mit vollkommenem Timing zwischen die gegnerischen Verteidiger geschoben hatten: die vergifteten Pfeile.

Antônio betrachtete die lange Flugbahn des Zuspiels und empfand dabei ein völlig neues Gefühl: es war ein Augenblick der Schönheit, der Stille, des Wachsens. Die Augen der Gegner waren in der

Überraschung verloren, die Augen seiner Jungen waren wie die des Jaguars. Es stimmt nicht, dass es immer darauf ankommt: wenn alles so genau ist, wenn all dieser Wille und diese Freude da sind, kommt es nicht mehr darauf an. Der halbe Fallrückzieher von Jaci, einem der größeren Jungen, verließ dessen Fuß mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, Tochter des vollkommenen Timings. Der Torwart blieb unbeweglich stehen und hatte vielleicht nicht einmal Zeit, den Ball ins Tor gehen zu sehen. Yamandé jubelte schon, wie Antônio es ihm beigebracht hatte, die Arme hoch, und lief auf einen Gefährten zu, um ihn zu umarmen. In seinem Innern wusste er irgendwie längst im Voraus, dass der Ball hineingehen würde; in seinem Innern wusste er längst, dass es nicht mehr darauf ankam.

Das ist die beste Fußballmannschaft, die ich je hatte, dachte Antônio, glücklich wie nie.

2.22 Erzählungen

„Antônio, kannst du alles bauen?“

Janaínas dünne Stimme unterbrach einen langen Monolog über Fußball, gemacht aus ungenauen Erinnerungen und mit einem Stock auf den Boden gezeichneten Schemata. Antônio drehte sich überrascht um und sah sie fragend an, während die Jungen, die ihn umringten, aufstanden und davonliefen.

„Du erzählst immer von deinem Dorf und von den Dingen, die es in deinem Dorf gibt; kannst du diese Dinge bauen? Zum Beispiel, kannst du den großen leuchtenden Vogel bauen?“

„Das Flugzeug?“, fragte Antônio auf Portugiesisch. „Nein, das kann ich nicht, ich kann nicht einmal eure Hütten bauen“, schloss er und wechselte in die Sprache des Ortes.

„Aber du hast doch all diese Dinge gesehen, oder? Warum kannst du sie nicht bauen?“, beharrte Janaína, die die Besonderheit hatte, beim Sprechen viel mehr zu gestikulieren als ihre Gefährten, weil auch für sie die Sprache des Dorfes nicht die Muttersprache war. Das gab allem, was sie sagte, einen nachdrücklichen Ton und unterstrich ihre körperliche Gegenwart und ihren Leib, auf den Antônio unweigerlich die Augen richtete.

„Weil das schwierige Dinge sind“, Antônio staunte manchmal darüber, wie viel er mit seinem noch verhältnismäßig begrenzten Wortschatz sagen konnte, „es braucht viele Männer und viel Denken.“

Ein Stück weiter waren zwei ältere Frauen damit beschäftigt, ein Feuer zu entfachen; eine von ihnen warf lachend ein: „Antônio kann nicht einmal Feuer machen!“

„Doch, das kann ich!“, antwortete er, „ich brauche lange dafür, aber ich kann es!“

Ein allgemeines Gelächter ließ in Antônio den Verdacht aufkommen, dass er etwas falsch gesagt hatte.

„Erzähl etwas Schönes von deinem Dorf“, bat Janaína weiter und setzte sich neben Antônio, sehr nah, sodass ihre Knie sich beinahe berührten.

„Etwas Schönes?“

Fast alle seine Erzählungen kreisten um den Fußball, um die Weltmeisterschaften, um die großen Spieler, um irgendein Erlebnis von ihm. Er tat es nicht mit Absicht, er fühlte sich von der Sprache eingeschränkt, und der Fußball war ein Thema, das einigermaßen leicht zu übersetzen war und das alle interessierte. Wo er dann mit den Worten nicht hinkam, kam er hin, indem er vorführte, mit Gesten, mit Zeichnungen. Der Fußball war seine Tür gewesen, um die Sprache zu lernen. Jetzt aber wollte er Janaína etwas erzählen, das er für schön hielt an seiner Welt, etwas, das ihm fehlte.

„In meinem Dorf, aber nicht nur, auf der ganzen Welt, gibt es Fäden…“ Wie sollte man diese Sache in einer Sprache erzählen, die sich innerhalb des Amazonaswaldes entwickelt hatte, geeignet und entwickelt für ein Volk von Jägern? „Und durch diese Fäden geht das Denken der anderen, wir nennen es ‚Internet‘; wenn du dich an einen dieser Fäden hängst, kannst du sehen, was die anderen denken.“

„Sehen?“, fragte eine der Frauen, die Antônio vorher aufgezogen hatte, gebannt.

„Ja, sehen, denn durch diese Fäden gehen die Gedanken, die dann auf einem Ding landen, das wir ‚Bildschirm' nennen, und wenn wir auf den Bildschirm schauen, sehen wir die Gedanken. Ah, es ist wie wenn wir auf den Boden zeichnen: die Erde ist der Bildschirm und lässt euch sehen, was ich denke, richtig?"

„Daran hatte ich nie gedacht…", warf Janaína ein.

„Ja, wenn du zeichnest, lässt du etwas heraus, das du in dir hast", wie schwer es ist, das in dieser Sprache zu sagen, „durch die Fäden, die es auf der Welt gibt, kannst du auch sehr weit weg sein, und dein Gedanke kommt trotzdem auf dem Bildschirm an."

„Aber wie weit weg? Wie bis zum Fluss? Wie bis zu den Bacaba-Bäumen?"

Antônio wusste, dass der Begriff der Entfernung für die Dorfbewohner ziemlich unbestimmt war; er hatte schon mehr als einmal gewaltige Schwierigkeiten gehabt, mit ihnen über die ganze Welt zu sprechen.

„Weit weg, so weit weg, wie du willst; denk an das Fernste, was du kennst."

„Der Mond."

„Da, so weit weg wie der Mond."

„Kann man die Gedanken des Mondes hören?"

„Nein, die Gedanken des Mondes nicht, ich weiß nicht, ob der Mond Gedanken hat. Aber einmal sind Menschen auf den Mond gegangen, und wir konnten ihre Worte durch besondere unsichtbare Fäden hören."

„Unsichtbare Fäden?"

„Ja."

„Die von der Erde zum Mond gehen?"

„Ja."

Antônio wurde bewusst, wie unglaublich diese Worte klingen mussten, wenn man bedachte, dass es Leute gab, die jene Fäden benutzten und trotzdem nicht glaubten, dass der Mensch auf dem Mond gewesen war. Er erwartete eine Bekundung von Zweifel und beobachtete stattdessen erstaunt, wie Janaína sich mit verträumter Miene umsah und ihn fragte: „Gibt es auch hier welche, unsichtbare Fäden?"

Antônio brauchte ein paar Sekunden, um sich von der Überraschung zu erholen, bevor er antwortete: „Ja."

„Aber wir können sie nicht sehen, weil wir den Bildschirm nicht bauen können, richtig?"

„Richtig."

„Schade", schloss Janaína, „ich würde ihn gern sehen. Und es gibt keine Hoffnung, dass du lernst, ihn zu bauen, oder?"

„Nein, es tut mir leid.“

2.23 Enthüllungen

Die Nachricht, dass Antônio die seltsamsten Geschichten kannte, die man im Dorf je gehört hatte, sprach sich herum, und eine Neugier, von der sie nicht einmal gewusst hatten, dass sie sie besaßen, bemächtigte sich seiner Bewohner.

Es schien unmöglich, sie zu sättigen, wozu auch die Sprache beitrug, die Antônio zu überaus langen Umschreibungen zwang, um zu versuchen, das zu beschreiben, was sehr schwer, wenn nicht unmöglich zu beschreiben war. Das Ergebnis lag immer zwischen komisch und zauberhaft; mit jeder Geschichte wuchs das Publikum, und bald fand Antônio sich während seiner Erzählungen vom ganzen Dorf umringt, das zuhörte.

Im Grunde ist es nicht viel anders als damals beim Radio; mehr noch, am Ende habe ich hier mehr Hörer. Apropos…

„Es gibt nicht nur die Fäden, die man sieht, es gibt auch die unsichtbaren Fäden…“

„Wie der, der bis zum Mond geht!“, warf Janaína mit ihren ausladenden Gesten und einem stolzen Unterton in der Stimme ein.

„Deshalb bleibt der Mond am Himmel! Er hängt an einem Faden!“, bekräftigte eine andere Stimme.

Antônio fuhr fort: „Durch diese unsichtbaren Fäden gehen die Stimmen der Menschen…“

„Aber gingen da nicht die Gedanken durch?“, fragte eine alte Frau.

„Nein, Schwester“, warf Janaína wieder ein, „die Gedanken gehen durch die wirklichen Fäden, die, die man sehen kann! Durch die unsichtbaren Fäden geht nur die Stimme!“

Und auch die Bilder, meine Liebe, aber das erkläre ich vielleicht ein andermal…

„Jeden Tag sprach ich in eine Stimmenfalle hinein, die meine Worte nahm und sie an die unsichtbaren Fäden verteilte. Wir nennen sie ‚Radio‘, und man benutzt sie, um mit den Leuten zu sprechen, so wie ich es mit euch tue. Nur dass die, die zuhörten, nicht vor mir stehen mussten; sie konnten auch in ihrer Hütte sein, sie konnten auch im Freien sein, auch weit weg.“

„Wie weit weg? Wie bis zu den Bacaba-Bäumen?“, fragte ihn ein Mädchen genau in dem Augenblick, in dem Antônio es bereute, das Thema „Entfernung“ noch einmal berührt zu haben.

„Bis zum Mond! Bis zum Mond!“, antwortete Janaína und legte mehr Nachdruck hinein als je zuvor.

„Meine Stimme reichte allerdings nicht bis zum Mond; sagen wir, sie reichte ungefähr bis zu den Bacaba-Bäumen, vielleicht ein bisschen weiter“, schloss Antônio, während sich die Enttäuschung Janaínas bemächtigte, die in ihrem Herzen gehofft hatte, Antônio könne mit dem Mond sprechen.

„Es ist unsere Art, Geschichten zu erzählen. Jeder macht weiter, was er gerade macht, und hört unterdessen meine Stimme.“

„Aber alle zusammen zuzuhören ist schön!“, warf ein Erwachsener ein, einer der Jäger.

„Die Jungen lernen besser!“, sagte ein Alter.

„Wenn du die Stimme hörst, hörst du die Geräusche nicht; wie willst du da jagen?“, führte der erste Jäger an und schloss damit die Frage ab.

Antônio sah sich um, er spürte die Blicke aller auf sich, besonders den Janaínas, die sich vom Schock der Nachricht, dass Antônio nicht mit dem Mond sprach, erholt hatte und gerade eine ihrer verstiegenen Ideen ausarbeitete.

„Wie seltsam dein Dorf ist“, sagte sie schließlich mit einem breiten Lächeln, „es gibt die Fäden, durch die das Denken geht, und die unsichtbaren Fäden, die die Stimme tragen. Konntet ihr das Denken nicht gleich in die unsichtbaren Fäden tun?“

„Weißt du, dass das eine gute Idee ist? Mehr noch, ich bin sicher, dass es früher oder später genau so sein wird: die Gedanken werden in den unsichtbaren Fäden reisen.“

„Antônio“, es war eine kräftige, mütterliche Großmutter vieler Kinder, die sprach: „Aber fehlt dir dein Dorf nicht, dein Stamm?“

Antônio hatte eine so unmittelbare Frage nicht erwartet, eine Frage, die er sich in dieser ganzen Zeit nie so einfach gestellt hatte und die ihn mehr bewegte, als er erwartet hätte.

„Nein, nicht sehr, mir geht es gut hier, jetzt seid ihr mein Stamm. Nun, meine Eltern und meine Schwestern, gewiss, die fehlen mir ein wenig… und vielleicht ein Mädchen, das ich kannte…“, sagte Antônio und wurde sich plötzlich bewusst, wie fern sein früheres Leben inzwischen war.

„Hängte sie ihre Hängematte neben deine?“

„Nein, nein, ähm…“, antwortete Antônio mit einem verlegenen Lächeln und sah dabei Janaína an. „Sie wollte nicht…“

„Bist du deshalb fortgegangen?“

„Ich habe mich verirrt, das ist die Wahrheit. In meinem Dorf hätte man die Jungen, mit denen ich zusammen war, nicht mehr Ball spielen lassen, und da habe ich beschlossen, es für eine Weile zu verlassen, aber ich habe mich verirrt.“

Diese Feststellung ließ alle Mitglieder des Dorfes zusammenfahren, und sie fingen an, lebhaft miteinander zu diskutieren. Zwei Alte standen sehr finster auf und stellten sich in die Mitte des Kreises: „Ball spielen! Wie kann man verbieten, Ball zu spielen?“

„Vielleicht ist der Platz abgebrannt? Aber auch dann muss man nur ein paar Tage warten!“

Der Aufruhr unter den Zuhörern hörte nicht auf, und Antônio nutzte ihn, um sich von der Welle der Gefühle zu erholen, die ihn überrollt hatte.

„Im Grunde habt auch ihr mich lange gehindert, euer Ballspiel zu spielen; in meinem Dorf war es nicht viel anders. Ein alter Mann ließ meine Jungen nicht mehr spielen.“

„Hätte er dich gehindert zu spielen“, sagte der erste der beiden Alten, „wäre der alte Mann weise gewesen: du bist nicht gut mit dem Ball! Aber er hat verhindert, dass deine Jungen spielen, und das ist nicht weise.“

„Ich bin wirklich froh, euch begegnet zu sein“, schloss Antônio kopfschüttelnd.

2.24 Saudade

Vor langer Zeit hatte Antônio einen Artikel über die einzigartigen Wörter in den verschiedenen Sprachen der Welt gelesen, die, die schwer zu übersetzen sind, weil ihre Bedeutung schwer wiederzugeben ist. Das einzige portugiesische Wort, das unter den ersten zehn auftauchte, war *saudade*, und Antônio erinnerte sich, dass er das komisch gefunden hatte, weil es ihm tatsächlich immer als ein wenig unverständliches Wort erschienen war.

Die Bedeutung war ihm natürlich völlig klar, aber er tat sich schwer, sie sich zu eigen zu machen und zu begreifen, wie man für irgendetwas *saudade* empfinden konnte, wie viele seiner Bekannten es zu tun schienen. Er hatte angenommen, das liege wenigstens zum Teil daran, dass er Macapá nie verlassen hatte; aber auch seine Schwestern taten immer dieselben Dinge und lebten sogar im selben Elternhaus, in dem sie geboren waren, und doch sprachen sie ununterbrochen von der *saudade*, nach einem Freund, den sie lange nicht gesehen hatten, der Lehrerin der Schule, einem Gericht, das sie als Kinder gegessen hatten, einem Spielzeug…

Und jetzt, da er seit wer weiß wie lange im Wald lebte, hatte er die endgültige Bestätigung erhalten, dass die *saudade* nicht vom Ort abhängt, an dem man lebt. Über einige Dinge empfand er Bedauern: es tat ihm leid, daran zu denken, dass seine Eltern und seine Schwestern ihn für tot hielten, aber seltsamerweise hatte er darüber keine *saudade* (auch wenn er sich dessen ein wenig schämte). In der ersten Zeit tat es ihm leid, nicht mehr zu unterrichten, nicht mehr Fußball zu erklären, nicht mehr im Radio zu sprechen, aber nachdem die schreckliche Zeit der Sprachlosigkeit vorüber war, jetzt, da er mit seinen neuen Freunden sprechen konnte, empfand er nicht das geringste Bedauern über die alten Zeiten. Es gab nur zwei Dinge, für die er *saudade* empfand.

Das eine war die Zukunft. Antônio ging es in seiner neuen Welt inzwischen bestens, und er langweilte sich gewiss nicht, es gab immer Dinge zu tun oder Geschichten zu erzählen, aber in der Lebensweise des Volkes, bei dem er lebte, fehlte fast vollständig der Fortschritt. In zehn Jahren würden sie dieselben Dinge mehr oder weniger auf dieselbe Weise tun, auf die sie sie jetzt taten.

Das war größtenteils beruhigend, aber hin und wieder konnte Antônio nicht umhin, mit einer Prise Schwermut an den wirbelnden Rhythmus des Fortschritts jener Welt zu denken, die er verlassen hatte. Wer weiß, welche Neuerungen es zum Beispiel auf dem Gebiet der Informatik gegeben hatte. Fast sicher luden sich die Internetseiten jetzt doppelt oder sogar dreimal so schnell; und mit diesem Ding, Napper oder wie es hieß, konnte man jetzt vielleicht ganze Alben hören oder womöglich sogar Filme sehen! Aber gewiss hatte es auch neue Kriege gegeben, und da der Mensch immer einen Weg fand, die Technik auch zum Bösen zu gebrauchen, hatte vielleicht schon jemand die dunkle Seite der neuen Techniken gefunden und ausgenutzt? Dieser Gedanke schaute jedes Mal hervor und half ihm, das Bedauern über die Welt außerhalb des Waldes im Zaum zu halten.

Die reinste Form der *saudade* empfand er jedoch für den Großvater. Ricardo Paulo Almeida Carvalho war 1918 in Macapá geboren. Die halbe Abgeschiedenheit der Stadt, die für so viele Mitbürger eine ausgezeichnete Ausrede gewesen war, um dort in den Boden gepflanzt zu bleiben, hatte in Ricardo dagegen die Lust angeregt zu reisen, Brasilien und die Welt kennenzulernen. Als der Krieg kam, hatte er sich 1943 sofort zur Armee gemeldet. Da in der Schlacht zu sterben seinem Plan, die Welt kennenzulernen, im Wege gestanden hätte, hatte er eine Fachrichtung gewählt, die ihn einigermaßen fern von der vordersten Linie hielt. Und so hatte er sich in Italien als Trompeter der Kapelle der Força Expedicionária Brasileira wiedergefunden, kämpfend im emilianischen Apennin und die Hymne Brasiliens und die Italiens spielend in Montese und dann nach und nach in allen anderen befreiten Städten.

Antônio erinnerte sich sehr wenig an seine Geschichten aus jener Zeit, weil sie meistens nicht von Schlachten handelten, die er gern gehört hätte, sondern vom Reiz der Mädchen aus Bologna und Modena, und sie vor der Großmutter erzählen zu hören war ihm nicht wenig peinlich. Jetzt hätte er auch jene Erzählungen gern gehört, aber es gab den Großvater nicht mehr, der sie erzählte, und das war vielleicht der wichtigste Grund seiner *saudade*. Wie dem auch sei, Ricardo war dann bei Kriegsende nach Brasilien zurückgekehrt, stationiert in Rio de Janeiro, wo er eine Frau kennengelernt hatte, deren Reiz den der Emilianerinnen um etliche Längen übertraf (um wie viele Längen, hing davon ab, ob die Großmutter beim Erzählen anwesend war oder nicht), und wo er vor allem in den Rängen der Militärkapelle aufgestiegen war, im Hinblick auf die erste Fußballweltmeisterschaft der Nachkriegszeit, die 1950 gerade in Brasilien stattfinden sollte.

Die Geschichte jener Weltmeisterschaft und ihres tragischen Ausgangs ist allen Brasilianern bekannt. Antônio erinnerte sich vollkommen, als hätte er sie eine Minute zuvor gehört, an das Mal, an dem er sie vom Großvater hatte erzählen hören: es war 1978, und Brasilien war gerade nach dem Skandalspiel gegen Peru von Argentinien um das Endspiel betrogen worden. Ricardo hatte den zutiefst enttäuschten elfjährigen Antônio zu sich gerufen, bei seiner ersten als bewusster Zuschauer erlebten Weltmeisterschaft, und ihn auf seinen Knien Platz nehmen lassen. Er hatte auch seinen Sohn Italo neben sich gerufen, Antônios Vater, und zu erzählen begonnen.

„Ihr haltet das für eine Enttäuschung? Jetzt erzähle ich euch die Geschichte einer wirklichen Enttäuschung. Mehr noch, die Geschichte, die im Wörterbuch unter dem Stichwort ‚Enttäuschung' stehen müsste. Ich habe sie dir nie zuvor erzählt, lieber Italo, weil es eine zu schmerzhafte Geschichte ist, und ich hatte beschlossen, sie ein einziges Mal im Leben zu erzählen: heute scheint mir der richtige Augenblick."

Ricardo war ein großer Erzähler, und Antônio hörte seine Sportgeschichten sehr gern, aber noch lieber erlebte er Jahr für Jahr neue mit ihm zusammen und hörte ihn davon erzählen, so leidenschaftlich und mitreißend, dass er beinahe zweifelte, dasselbe Spiel gesehen zu haben. Leider gingen die jüngeren Geschichten alle schlecht aus: der Diebstahl von 1978, die überraschende Niederlage gegen Italien 1982, die Niederlage im Elfmeterschießen gegen Frankreich 1986, wieder das verfluchte Argentinien 1990. Dann war 1994 endlich ein neuer Sieg gekommen. Ricardo liebte die Spiele gegen Italien, weil sie ihn an die Zeiten des Krieges erinnerten, an seine Jugend und an die netten Emilianerinnen. Und außerdem, weil sie meistens gut ausgingen. Als Baggio den letzten Elfmeter über die Latte gejagt hatte, hatte Ricardo mit dem Lächeln dessen gelächelt, der im Kino das Ende gesehen hat, das er sich gewünscht hatte, und zu der um den Fernseher versammelten Familie gesagt: „Jetzt, da ich endlich zusammen mit Antônio ein glückliches Ende gesehen habe, kann ich glücklich sterben."

Es war keine Redensart gewesen: Ricardo war wenige Wochen später gegangen, mit jenem Lächeln auf dem Mund, das ihn nicht mehr verlassen hatte.

Vier Jahre später war Brasilien im Endspiel zerschellt, wieder gegen das verdammte Frankreich. Antônio hatte ein Gefühl reiner, süßer, überaus bitterer *saudade* empfunden: in gewisser Hinsicht war er froh, dass der Großvater sich diese neue Enttäuschung erspart hatte, aber in Wahrheit waren seine lustigsten Erzählungen die über die Niederlagen gewesen, und Antônio hätte gern gehört, welche einfallsreichen Beschimpfungen er dem verfluchten Zidane vorbehalten hätte.

„Antônio hat wieder die Erzählaugen", sagte Yamandé zu Piata, „gehen wir uns eine Geschichte erzählen lassen."

„Antônio, deine Augen sind im Himmel verloren, aber es ist ein schöner Nachmittag. Erzählst du uns eine deiner Geschichten?"

„Wie? Ah, ja. In Ordnung.“

„Jaaaaa!“, riefen die Kleinsten begeistert.

„Eine mit einem Bösen, bitte!“, verlangte Moacir.

„Aber einem netten…“, flehte Cauê, der mit der Zeit seine runden Bäckchen nicht verloren hatte.

„Ihr wollt eine Geschichte mit einem netten Bösen? Also gut. Macht es euch bequem, ich erzähle euch die Geschichte von Paolorossi.“

2.25 Erwachsene

„Was willst du machen, wenn du Mann bist?“

„Was meinst du?“

„Was ich dich gefragt habe. Was willst du ab morgen machen, wenn wir Männer geworden sind?“

Sie hatten sich an ihrem liebsten Ort des ganzen Waldes versammelt, einem riesigen Ebenholzbaum auf halbem Weg zwischen dem Dorf und dem Fluss: auf den großen Ästen sitzend, die als bequeme Sitze dienten, zusammengekauert unter den gewaltigen Blättern, die sie vor dem Regen schützten, der an jenem Tag mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit auf jene Stelle niederging, an der der Pflanzenwuchs verhältnismäßig lichter war. Regen, der die Papageien dazu gebracht hatte, sich wie bunte Blumen auf den Ästen niederzulassen, von wo aus sie sie beobachteten und leise miteinander krächzten. Die Blütenblätter der Helikonien waren glänzend und rot wie nie. Es war ein vollkommener Augenblick.

Piata antwortete, als hätte Yamandé ihn gefragt, was die Sonne machen würde, nachdem sie untergegangen war. Die Sonne würde aufgehen und dann wieder untergehen, der Regen würde aufhören zu prasseln und dann wieder anfangen, und unterdessen würden die Pflanzen weiterwachsen und die Tiere die Pflanzen fressen oder einander: „Ich werde tun, was man tut, wenn man ein Mann wird: ich werde weiter Teil des Dorfes sein, mit den Verantwortlichkeiten der Männer. Warum, was willst du denn sonst machen? Ich verstehe nicht einmal, warum du mich das fragst.“

„Du hast leicht reden. Das Leben nehmen, wie es kommt. Du bist der Größte und Kräftigste von uns und nicht einmal allzu dumm“, Yamandé unterbrach sich kurz, um dem Tritt auszuweichen, den Piata ihm zu verpassen versucht hatte, „du bist sogar größer als viele, die vor uns geboren sind, und alle achten dich. Es ist selbstverständlich, dass du, wenn die Zeit kommt, der Alte des Dorfes sein wirst.“

„Was redest du da? Wen kümmert das. Weißt du, wie viel Wasser vom Himmel kommen wird, bevor das geschehen kann? Ich will nicht Alter werden und vor allem jetzt nicht daran denken. Du weißt, dass Alter werden heißt, dass es nicht mehr weit bis zu deinem Tod ist. Warum sollte ich jetzt daran denken? Was für Gedanken machst du dir, hast du so viel Angst vor morgen?“

„Ich habe keine Angst vor morgen, das weißt du. Es ist das, was nach morgen geschehen wird, was mich nicht ruhen lässt, wenn ich schlafe. Wir werden Männer sein. Und dann? Was machen wir, wenn wir Männer sind? Warum muss es anders sein, ein Mann zu werden?“

„Ich weiß, was ich machen will, wenn ich ein Mann geworden bin“, sagte Moacir, der ein paar Äste tiefer saß, und unterbrach das mühsame Einritzen seines Namens, das er in den Stamm arbeitete. Er wartete, bis alle sich zu ihm umdrehten, und fügte dann hinzu: „Ich will die Welt sehen gehen.“

Manche rissen die Augen auf, manche fingen an zu lachen.

„Was denn für eine Welt?“ Yamandé begriff sofort, dass Moacir es ernst meinte, und begriff auch, woher diese Idee gekommen war. Auch weil er, obwohl er es nicht zugeben wollte, ebenfalls daran gedacht hatte.

„Du willst Antônios Dorf sehen gehen, Macapá sehen?“, fuhr er fort.

„Ja. Und nicht nur. Ich will durch die Welt gehen, die es außerhalb des Waldes gibt, ich will ins Maracanã, ich will all die Geräte benutzen, von denen Antônio uns erzählt hat, ich will die Menschen sehen, die all diese seltsamen Spiele spielen. Ich will auf den großen leuchtenden Vogel steigen.“

Während er sprach, hatten die anderen aufgehört zu kichern, aber die Kühnheit dieser letzten Behauptung hatte sie vollständig verstummen lassen, hatte sie sprachlos und atemlos gemacht. Man hörte nichts als den üblichen Klangteppich des Waldes, der über den Blättern des Ebenholzbaums sogar verstärkt schien.

„Bist du verrückt geworden? Hast du das Getränk der Träume getrunken, noch bevor du ein Mann bist?“

Piata war es, der wieder zu sprechen anfing (und Yamandé dachte sofort: und da ist seine erste Rede als Alter). „Nach Macapá zu kommen ist unmöglich. Und selbst wenn es möglich wäre, warum sollte jemand es wollen? Antônio ist aus Macapá hierhergekommen und hiergeblieben. Das heißt, dass es hier besser ist.“

„Vielleicht. Aber er hat beide Dörfer gesehen und dann gewählt. Ich will auch sehen, bevor ich wähle.“

„Und die arme Araci? Du weißt, dass sie es kaum erwarten kann, ihre Hängematte neben deine zu hängen. Willst du sie einfach so verlassen?“ Piata wusste, dass es Moacir peinlich war, über Mädchen zu sprechen, und das war der Trick, zu dem er immer griff, wenn er ihn zum Schweigen bringen wollte. Aber nicht an jenem Abend.

„Wenn sie will, kommt sie mit mir“, entgegnete sicher ein Moacir, der an jenem Abend entschlossen war, sie bis zum Letzten zu verblüffen.

Aber es hatte aufgehört zu regnen, die Papageien hatten sich wieder in die Luft erhoben, und Yamandé nutzte die Gelegenheit, um die Verlegenheit zu brechen, die in der Gruppe entstanden war: „Genug geredet, der Regen ist vorbei, gehen wir uns von Antônio die letzten Ratschläge für morgen geben lassen.“

2.26 Einweihung

Der Einweihungsritus der Jungen war ein Gruppenritus und bestand in einer Partie des Ballspiels zwischen der Mannschaft der Erwachsenen (für die die Stärksten ausgewählt wurden, wie eine richtige Nationalmannschaft des Dorfes) und einer Mannschaft aus den zehn ältesten Jungen unter denen, die noch nicht eingeweiht worden waren. Nahe dem Eingang des Shabono stand die Palme der Einweihung: sobald ein Junge groß genug wurde, pflückte er eine Kokosnuss und trat in die Gruppe der nächsten Einzuweihenden ein. Wenn der zehnte Junge die Frucht pflückte, war die Mannschaft vollzählig, und die Vorbereitungen für den Ritus begannen, der drei Tage später stattfand.

Piata und Yamandé waren die beiden ältesten Jungen unter denen, die beim vorigen Durchgang nicht dabei gewesen waren, und in ihrem Jahrgang hatte es einen leichten Geburtenrückgang gegeben, es war also viel Zeit seit der vorigen Zeremonie vergangen. Aber als Ubiratan Tage zuvor als Neunter die Frucht gepflückt hatte, hatte sie ein Schauer durchfahren: sie wussten, dass es nun nicht mehr lange dauern würde.

Alle dachten, die zehnte Kokosnuss würde von Ubirajara gepflückt werden oder vielleicht von Tainì, aber eines Morgens erschien ein strahlender Cauê bei Itátakûara, dem Schamanen der Zeremonien, mit einer Kokosnuss in der Hand.

„Danke, Cauê, aber ich habe gerade keinen Hunger“, antwortete ihm Itátakûara und missverstand, was geschah.

„Nein“, schüttelte Cauê den Kopf, „sie ist nicht zum Essen. Es ist die Kokosnuss der Zeremonie.“

„Cauê!“, hatte Itátakûara ihn ermahnt und die rot bemalte Stirn gerunzelt. „Du weißt, dass man mit diesen Dingen keinen Spaß treibt.“

„Ich bin glücklich, aber ich treibe keinen Spaß.“

„Und du weißt auch, dass es verboten ist, sich helfen zu lassen oder auf den Baum zu klettern.“

„Mir hat niemand geholfen, ich habe alles allein gemacht.“

Cauê wusste, dass seine geringe Größe, mehr noch als sein junges Alter, den Unglauben Itátakûaras rechtfertigte, und so fühlte er sich verpflichtet hinzuzufügen: „Ich habe ein Häufchen aus Steinen gemacht, bin daraufgestiegen und gesprungen.“

Es war ein Vorgang ohne Beispiel. Nicht einmal in den ältesten Erzählungen, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden, war von einem ähnlichen Ereignis die Rede, so sehr, dass die Regeln es nicht einmal in Betracht gezogen hatten. Die Jungen beschränkten sich darauf, unter der Palme durchzugehen, streckten die Hand aus, manch einer machte einen Sprung, aber gewöhnlich ohne besondere Überzeugung: mit dem Erwachsenwerden hatte es keine Eile. Cauê aber wollte sich nicht von seinen langjährigen Spielgefährten trennen, und die Not hatte entwickelt, was ohnehin offenkundig ein glänzender Verstand war.

Nach einer kurzen Beratung unter den Alten wurde erklärt, dass Cauê sich das Recht auf Zutritt zum Ritus ordnungsgemäß erworben hatte, auch wenn es allen um ihn leidtat, weil sie wussten, was drei Tage später geschehen würde.

Die anderen neun waren froh zu erfahren, dass er der Zehnte war. Er war klein, ja, aber er hatte einen mörderischen Antritt und ein unvergleichliches Stellungsspiel. Auch Antônio war überzeugt, dass es gut für die Mannschaft der Jungen war.

Eine Mannschaft, um die er sich ziemlich sorgte: es waren inzwischen Jahre vergangen, aber die Erinnerung an die Zeit, als er selbst an der Reihe gewesen war, war noch scharf, wie eine Narbe auf einem Arm.

Es war einer der eindringlichsten Augenblicke gewesen, seit er im Dorf war. Da er erwachsen war, hatte er keine Kokosnuss pflücken müssen; die Alten hatten irgendwann einfach festgestellt, dass er nicht mehr so untauglich war wie ein Kind und dass er unter die Männer aufgenommen werden konnte. Anfangs war das vorherrschende Gefühl Glück gewesen, denn es war die Weihe dessen, dass er als vollwertiges Mitglied des Stammes angenommen war. Dann war die Sorge an ihre Stelle getreten. Damals war er schon imstande, sich zu verständigen, wenn auch noch grob, aber obwohl er glaubte, die Regeln vom Zusehen bei den Begegnungen bereits verstanden zu haben, hatte er die drei vorangegangenen Tage damit verbracht, sie zu wiederholen.

Man spielte zehn gegen zehn auf der Hauptlichtung, die für den Anlass hergerichtet und gesäubert wurde. Der Spieler mit dem Ball durfte sich nicht bewegen. Der nächststehende Gegner durfte sich vor ihn stellen, aber der Ballbesitzer hatte das Recht, ihn mit einem Stoß wegzuschieben. Wenn er meinte, freie Sicht zu haben, trat der Ballbesitzer den Ball in Richtung eines Gefährten. Der Erste, der den Ball mit den Händen oder mit den Füßen berührte, wurde der neue Besitzer, und so weiter. Ziel des Spiels war es, die beiden heiligen Bäume am Ende des Feldes zu treffen. Jedes Mal, wenn beide getroffen worden waren, machte die Mannschaft einen Punkt.

Auf die Sorge war schließlich das abschließende Gefühl gefolgt: die Erwartung der Demütigung. Für die Einzuweihenden war das die erste Partie des Spiels, dem sie bis dahin nur hatten zusehen dürfen. Das brachte, zusammen mit der Tatsache, dass die Mannschaft der Männer die bestmögliche war, während die Einzuweihenden zehn beliebige Jungen waren, ein sehr großes Ungleichgewicht der Kräfte auf dem Feld mit sich, was sich in vernichtenden Niederlagen niederschlug.

Genau genommen konnte man nicht einmal von Niederlagen sprechen: der Abstand war so groß, dass die Punkte nicht gezählt wurden. Man hielt nur die Punkte fest, die die Mannschaft der Einzuweihenden erzielte, und die Zeremonie endete, wenn diese es geschafft hatten, zehn davon zu erreichen, was gewöhnlich nach Stunden und Stunden Spiel geschah, während deren die Männer sich keinen Schlag verkniffen und am laufenden Band punkteten. Die Botschaft war klar: jetzt seid ihr Männer, aber es ist nur der allererste Schritt, ihr habt noch einen weiten Weg vor euch, um so zu werden wie wir. Der Ritus, an dem Antônio teilgenommen hatte, hatte fast einen ganzen Tag gedauert, und man musste nicht sehr alt sein, um sich an noch längere Riten zu erinnern, wie den, an dem Kirimà teilgenommen hatte und der mehr als zwei Tage gedauert hatte.

Jetzt war das vorherrschende Gefühl in Antônio wieder die Sorge. Auch dank der „Fußballweltmeisterschaften“, die er regelmäßig alle zwei Monde veranstaltete, war das vielleicht die stärkste Gruppe von Einzuweihenden, die man seit vielen Jahren gesehen hatte; gewiss hatten sie einen kräftigen Mannschaftsgeist. Aber nie das Spiel gespielt zu haben (Moacir hatte ihn ein paarmal gebeten, sie heimlich zu trainieren, aber Antônio hatte sich kategorisch geweigert) war ein großer Nachteil, und außerdem fürchtete Antônio, dass es sie am Ende verwirren könnte, sie an den Fußball gewöhnt zu haben.

Mit großer Überraschung wohnte er also den ersten Augenblicken des Ritus bei. Die Jungen und die Männer, mit den Farben der Einweihung und der Reife bemalt, waren gesammelt und angespannt,

der taktmäßige Klang von Steinen und Stöcken verstärkte den Schlag ihrer Herzen, während die Frauen und die Alten die hohen und tiefen Töne des Gesangs vom Mannwerden sangen.

Itátakûara, mit dem zeremoniellen Federkopfschmuck geschmückt, sang laut die letzte Strophe und gab den Auftakt zur Zeremonie mit einem überaus langen Schuss, der sofort von Moacir abgefangen wurde, mit einer Art katzenhafter Parade. Der Ball wurde unverzüglich zu Piata gespielt, und von dort ging ein langer Ball in Richtung Yamandé ab, der ihn im Flug traf und zwischen den beiden heiligen Bäumen aufspringen ließ. Punkt für die Einzuweihenden.

Kaum hatte man sich von der Überraschung erholt, gingen die Einzuweihenden schon wieder in den Angriff und kamen mit einem zweiten Punkt daraus hervor, erzielt von Cauê, der mit der Geschwindigkeit des Blitzes aus einem Gedränge hervorgeschossen war.

Die Erwachsenen waren ungläubig. Die Einzuweihenden warfen, obwohl sie sich an die Regeln hielten, eine Spielweise um, die im Dorf seit wer weiß wie langer Zeit verwurzelt war, vielleicht seit Jahrhunderten. Wenn der Ball ihnen gehörte, trafen sie ihn möglichst im Flug, um den Gegnern keine Zeit zu lassen, sich hinzustellen und sie zu behindern. Wenn er in der Hand der Erwachsenen war, stellten sie sich vor sie, ja, aber in einer Entfernung, in der sie nicht weggeschoben werden konnten. Sie liefen wie Besessene hierhin und dorthin über das Feld und hinderten die Gegner daran, feste Bezugspunkte auszumachen. Und einige von ihnen, besonders Yamandé und Cauê, hatten einen so genauen Schuss, dass sie auch aus der Ferne beim ersten Versuch punkten konnten, während gewöhnlich das Verfahren zum Punkten ein langsames Herantasten an das Ziel und etliche Versuche vorsah.

Die Erwachsenen versuchten, sich über die großartige Leistung der Jungen erfreut zu zeigen, aber viele von ihnen waren in Wahrheit außer sich und versuchten bald, die Begegnung auf die einzige Ebene zu bringen, auf der sie noch überlegen waren: die des körperlichen Zusammenstoßes.

Die Jungen versuchten, ihn, so gut es ging, zu meiden, aber wenn es dazu kam, waren die Stöße, die sie einsteckten, fürchterlich. Cauê wurde einmal fast zwei Meter nach hinten katapultiert und schlug mit dem Kopf auf, zum Glück ohne größeren Schaden. Und auch Jaci, Itaúna und sogar Piata bekamen nicht wenige Schläge ab. Der Einzige, der über all dieser Verwirrung unversehrt zu tanzen schien, war Yamandé. Und ihm fiel der Ball des zehnten Punktes zu. Piraí hatte ihn ausgezeichnet bedient, und zwischen ihm und den Bäumen stand nur Jaguarìuna, einer der kräftigsten und erfahrensten Erwachsenen, der sich fast mit Gewalt auf ihn stürzte, aber leicht zu spät. Yamandé wich seinem muskulösen Körper mit einem Sprung aus und fand sich allein mit dem Ball zwischen den Füßen vor den Punktbäumen wieder, allerdings mit dem Rücken zu ihnen.

Kurz zuvor hatte Antônio ihm von einem brasilianischen Fußballspieler erzählt, einem gewissen Sócrates, der es liebte, den Ball mit der Hacke zu treffen, um die Gegner zu verladen. Yamandé war von dieser Neuheit begeistert gewesen und hatte sich sofort darangemacht, sie wieder und wieder zu üben. Jetzt betete Antônio, dass Yamandé diesen Schlag nicht benutzen wollte, um die Zeremonie zu beenden, bitte nicht, schön und gut, nicht gedemütigt zu werden, aber die Erwachsenen demütigen, das bloß nicht, bitte. Yamandé blieb einen Augenblick unschlüssig, dann drehte er sich einmal um sich selbst, verlor dadurch ein wenig Zeit und gab Jaguarìuna die Möglichkeit, wieder an ihn heranzukommen. Mit einer leichten Berührung des Fußes spielte er den Ball zu Piraí, der unterdessen der Aktion folgend zu ihnen gekommen war und leichtes Spiel hatte, die beiden Bäume zu treffen und die Begegnung zu beenden.

Die Feiern konnten beginnen.

Zum ersten Mal in der Geschichte des Dorfes hatte die Mannschaft der Erwachsenen die Einzuweihenden nicht überrollt. Janaína sagte zu Antônio, es sei schade, dass man die Punkte der Männer nicht zählte: „Wer weiß, wie viele Punkte sie gemacht haben. Stell dir vor, sie hätten weniger gemacht als die Jungen, das wäre großartig.“

„Wer weiß“, antwortete Antônio. Und während er die Mienen der Erwachsenen betrachtete, ohne sie recht deuten zu können, dachte er, dass er niemandem je verraten würde, nicht einmal ihr, nicht einmal den Jungen, dass die Begegnung 10 zu 8 für sie ausgegangen war.

2.27 Vorzeichen

„Können wir nicht morgen früh weitermachen?“

Yamandé sah seinen Vater noch einmal flehend an. Antônio hatte zu sprechen begonnen, als die Sonne noch hoch am Himmel stand, aber inzwischen wurde es dunkel, und die Feuer waren entzündet worden. Kirimà hatte den jungen Mann gezwungen, ihm beim Häuten zweier großer Kaimane zu helfen, die ein paar Stunden zuvor gefangen worden waren, auch wenn beide sehr wohl wussten, dass es in Wahrheit ein Vorwand war, um Yamandé von Antônio fernzuhalten. Kaimane zu häuten war eine lange und ziemlich mühsame Arbeit, der sich die Jungen, vor allem bei Tieren dieser Größe, gern entzogen. Aber Yamandé war jetzt erwachsen und hatte Kirimà nicht Nein sagen können.

Angefangen hatte Antônio damit, mit einer kleinen Gruppe Jungen über Fußball zu sprechen, aber dann hatte ihn jemand nach seiner Muttersprache gefragt, und die Sache hatte sich in die Länge gezogen.

Er war von den alten Römern ausgegangen, einem großen Reich jenseits eines großen Meeres, und davon, wie sie versucht hatten, die ganze bekannte Welt zu erobern. Jede Sache war für sie eine Quelle der Überraschung und eines Regens von Fragen, das große Meer – wie erklärt man das Meer – die Welt, das Reich: schon der Begriff der Unermesslichkeit der Welt und all der Völker und Menschen, die sie bewohnten, war ihnen etwas Fremdes. Je mehr Fragen kamen, desto reicher wurde die Erzählung, auch wenn er, um etwas zu erklären, lange sprachliche Umschiffungen machen musste, um zu Dingen oder Ereignissen zu gelangen, die sich in ihrer Sprache nicht ausdrücken ließen. Die Zeit verging, und als der Augenblick der Abfahrt der Portugiesen zur Eroberung der neuen Welt gekommen war, hatte sich der ganze Stamm um Antônio versammelt und hörte zu. Sie waren wunderschön anzusehen: die schwarzen Augen weit aufgerissen und die Münder vor Staunen halb offen; Große und Kleine dicht beieinander und schweigend, so ergriffen von jenen fantastischen Erzählungen, dass sie beinahe zu atmen vergaßen.

Der ganze Stamm außer Kirimà und dem armen Yamandé, der gezwungen war, den Bauch eines der beiden Kriechtiere der Länge nach aufzuschneiden, ihn von den stinkenden und dicken Eingeweiden zu befreien, den langen und mühsamen Vorgang zu beginnen, die Haut vom Fleisch zu lösen, die an manchen Stellen mit Harz angeklebt schien und nicht einmal mit Bissen abging, nicht einmal mit der schärfsten der Ameisenbärenkrallen. Und dann das weißliche und faserige Fleisch in Streifen zu schneiden, es an den eigens vorbereiteten Zweiglein aufzuhängen, damit es trocknete, wieder von vorn anzufangen mit einem anderen Teil des Kaimankörpers, ein großer Kaiman, ein riesiger, nie einen so großen Kaiman gesehen, ach doch, da lag noch ein größerer daneben, der nichts anderes erwartete, als gehäutet zu werden.

„Der erste ist fast fertig, wir müssen nur noch den großen Felsen säubern, wir machen morgen früh weiter, nicht wahr?“

Viele Gefühle stritten sich in Kirimàs Kopf. Da war der Neid auf jene so große Zuhörerschaft, gewiss, aber den konnte er niemandem gestehen, nicht einmal sich selbst. Da war der Zorn über die Erzählungen Antônios, die er für nutzlos hielt, der schon. Nützliche Erzählungen waren die über die Jagd, über das Fischen, über die gefährlichen Tiere, auch über das Ballspiel (auch wenn er davon nicht allzu überzeugt war), aber Antônios Erzählungen ganz gewiss nicht. Große leuchtende Vögel, riesige Einbäume, die etwas Unbegreifliches namens „Ozean“ durchpflügten, Gedanken, die in Fäden reisten, die Lianen ähnelten, und dann dieses neue Spiel, der „Fußball“, all diese Namen, diese unverständlichen Ereignisse. Alles absolut nutzlose Dinge für das Dorf und, Kirimà spürte es in sich, ohne es gut ausdrücken zu können, gewiss auch schädliche.

Sie waren ein Stück vom Dorf entfernt, vor einem großen glatten Stein in Richtung des Flusses, der seit Generationen als Unterlage für diese Art von Säuberungsarbeiten an der Beute diente. Nach dem, was Yamandé wie eine überaus lange Zeit vorgekommen war, war der erste Kaiman vollständig gehäutet und gesäubert, und sie räumten gerade die Reste vom Stein, um dann das andere Tier darauflegen und von vorn anfangen zu können. Es war jedoch spät geworden, und bald würde die Dunkelheit ihnen nicht mehr erlauben, überhaupt etwas zu sehen. Hin und wieder hatte Kirimà ein Ohr gespitzt, um Bruchstücke von Antônios Erzählung aufzufangen, aber jedes Mal hatte er es mit einer angewiderten Grimasse bereut.

„Es ist fast dunkel, gleich sehen wir nicht einmal mehr unsere Hände, wir schaffen es nie, ihn ganz zu säubern!“

Kirimà wusste, dass Yamandé recht hatte. Er hatte den ersten sehr sorgfältig häuten wollen, vielleicht zu sorgfältig, sie hatten unendlich lange gebraucht, und es war tatsächlich spät geworden.

„Hör auf deinen Vater, Yamandé“, es war nicht ungewöhnlich, dass er an seinen Sohn gerichtete Sätze auf diese Weise begann, „du öffnest ihm nur den Bauch und säuberst ihn, du weißt, dass es gefährlich ist, ihn geschlossen zu lassen, er könnte platzen. Unterdessen grabe ich eine Grube, dann begraben wir ihn, wenn du fertig bist, und machen morgen früh weiter.“

Yamandé nickte und fing widerwillig, aber mit gutem Willen an, den Bauch des großen Kriechtiers zu öffnen. Die Abendschatten hüllten alles sehr schnell ein, und binnen weniger Minuten würde es nicht mehr möglich sein weiterzumachen. Als er die Hand ins Innere des Kadavers steckte, um die Eingeweide herauszuholen, spürte Yamandé, dass etwas Widerstand leistete, etwas Schweres, das im anderen Tier nicht gewesen war. Yamandé erregte die Aufmerksamkeit seines Vaters, der anfangs nicht recht verstand, worauf sein Sohn sich bezog, teils wegen des schwachen Lichts, teils wegen der Menge jener so schleimigen und verschlungenen Eingeweide. Schließlich begriff er, dass es sich um den Magen des Kaimans handelte, nahm die scharfe Kralle und öffnete ihn. Zusammen mit einem widerlichen Gestank kam aus dem Magen ein kleiner, fast unversehrter Affe, den der Kaiman offenkundig kurz, bevor er selbst von den Fischern gefangen worden war, gefressen hatte. Kirimà machte entsetzt beinahe einen Satz nach hinten und schrie: „Nein!“

Yamandé sah ihn an, ohne zu verstehen.

„Die Kaimane fressen diese Affen nicht! Niemals! Sie fressen sie nicht!“

Er drehte sich zum Rest des Stammes um und begriff: „Es ist ein Zeichen der Waldgeister! Sie sind nicht zufrieden! Antônio muss aufhören mit diesen Erzählungen! Schau!“

Yamandé hatte großen Respekt vor seinem Vater und dessen Kenntnissen des Waldes – auch wenn er ihn hin und wieder langweilig fand – und hatte keinen Grund zu bezweifeln, dass wahr war, was er sagte. Es war ihm im Gegenteil mehrmals widerfahren, Gruppen von Affen zu sehen, die von der Höhe ihrer Bäume herab schrien und Steine auf die Kaimane warfen.

„Er wird von einem Ast gefallen sein“, sagte Yamandé, „er wird abgebrochen sein.“

„Hör auf deinen Vater, Yamandé, diese Affen essen dieselben Dinge, die wir essen, sie gehen auf dieselben Bäume, auf die wir gehen, aber sie sind viel, viel besser als wir. Verstehst du das Unglück? Wenn ein Ast unter diesem kleinen Gewicht gebrochen ist, was kann dann unter unseren Körpern geschehen?“

„Du hast recht, ich verstehe es, aber es ist doch nicht Antônios Schuld, oder?“

„Ich weiß es nicht.“

2.28 Geburt

Poranga Pagé ist der gute Geist des Waldes. Wer ihn gesehen hat, kann ihn nur mühsam beschreiben: er ist gewiss weiß, vielleicht rund, vollkommen lautlos, schwer (aber das war nie ein Problem). Er ist ein freudiger, doch flüchtiger Geist, urtümlich, doch scheu, der seine edlen Zwecke ohne Plan verfolgt, aufs Geratewohl, und doch mit einer Planmäßigkeit, die kein anderer Waldgeist besitzt.

Er fürchtet das Licht nicht, weil er beinahe unsichtbar ist, aber er zieht das Dunkel und den Schatten vor, an denen es im Wald nicht fehlt. Er ist überaus geschickt darin, sich zu verstecken und zu verkleiden, er entwischt den rivalisierenden Geistern mit Leichtigkeit und Zähigkeit, er wirkt unbeholfen, ist aber blitzschnell, ungreifbar.

Er schlüpft durch die winzigen Zwischenräume, die die Blätter frei lassen, und rollt sich über die Lianen, springt, taucht und schwimmt wie der schnellste der Fische. Er durchquert den Wald der Länge und Breite nach und wechselt beständig Gestalt und Namen, und nur wer ihn nicht ansieht und dessen Geist frei ist von traurigen Gedanken, vermag ihn, überaus selten, zu sehen.

Jede Berührung Poranga Pagés hinterlässt eine Spur, einen Schleier, leichter als Staub und von derselben Beschaffenheit wie die Luft, in der der Geist gänzlich besteht. Ja. Poranga Pagé kann riesig sein, kann aber auch klein sein wie ein Sandkorn und auch viel kleiner. Aber es macht nichts aus, ob er ein Schleier ist oder ein Korn oder ein Riese: jeder seiner Abdrücke und jede Erinnerung an ihn enthalten ihn vollständig.

Er zog durch den Wald, Poranga Pagé, und folgte einem kleinen Nebenlauf. Er streifte sparsam die niedrigen Äste der Bäume, die Eier der Raubfische oder der gefährlichen Spinnen. Und alles, was er berührte, erblühte, verwandelte sich, wurde lebendig, wie es immer war und immer sein wird.

Der ganze Wald klang in ihm nach: die Räuber, die Beute, die unbelebten Pflanzen. Aber mehr als alles klangen in ihm die Seelen der Frauen und der Männer nach, die den Wald bewohnen, alle Seelen: die vergangenen, die gegenwärtigen und die künftigen. Denn ihren Kindern hatten die Bewohner des Waldes das Fleisch geschenkt, aber nicht ihre Seele; die kam, wie es immer war und immer sein wird, von Poranga Pagé.

Die kleine Flussbiegung verbarg fast dem Blick die am Boden ausgebreiteten Bananenblätter und die kleine Frau, die darüber hockte und keuchend atmete. Sie hätte allein gelassen werden wollen, aber man hatte nicht auf sie gehört. Mehrere Kinder liefen fasziniert um sie herum, wie nur Kinder es vom Leiden anderer sein können. Viele Köpfe lugten neugierig hinter der ersten Pflanzenreihe hervor, und zwei oder drei Erwachsene kamen und gingen, geschäftig oder schlicht ungeduldig.

Poranga Pagé hörte die Melodie all ihrer Seelen, die einst in ihm gewesen waren, und tat das, was einem Lächeln entspricht. Ein kleines Kind, das gerade eben stehen konnte, sah ihn und zeigte mit dem Finger auf ihn, während es einige ungegliederte Laute ausstieß. Niemand achtete in der allgemeinen Verwirrung darauf, und das Kind selbst verlor bald das Interesse. Eine der Seelen war ihm unbekannt: sie war wie ein gestimmtes Instrument, dessen Klangfarbe er jedoch nicht erkannte, sie hatte ihm nie gehört. Er versuchte näher zu kommen, um sie besser zu hören, umkreiste sie und tanzte den Tanz der Waldgeister und entschied, dass sie ihm gefiel; sie war anders, aber schön.

Wenn zum Aufblühen einer Blume oder zum Schlüpfen eines Eies ein Schleier genügte, so musste Poranga Pagé sich für diese Aufgabe mehr anstrengen: er musste in sich die richtige Seele suchen, sie langsam herausziehen, sich der hockenden Frau nähern und ihren tiefen, keuchenden Atem nutzen, um sie ihr einatmen zu lassen. Als die Seele rasch die Nervenknoten der Frau durchlief, sich in

ihrem Körper auf der Suche nach ihrem Ziel verteilte und schließlich in das Kind eintrat, begriff Poranga Pagé mit einem weiteren Lächeln, wer sich mit der Frau verbunden hatte: es war der Fremde.

Als er die ersten Schläge wirklichen Lebens aus diesem neuen Wesen kommen hörte, lächelte Poranga Pagé ein letztes Mal und entfernte sich, wobei er bald eine Wurzel streifte, bald eine Rinde, bald den Schwanz eines Vogels. Der von seinem Geist durchdrungene Wald rief ihn zurück, und er konnte nicht länger warten.

„Der Kopf! Der Kopf!“

Antônio wurde von seinen Gefühlen überwältigt, und alle Ängste, die ihn bis dahin gepackt hatten, verschwanden.

„Vielleicht sollten wir Wasser abkochen“, hatte er gefragt. „Wozu?“, hatte man ihm geantwortet. „Vielleicht sollten wir diese Kralle gut waschen“, hatte er beharrt. „Wozu?“, hatte man ihm wieder geantwortet. „Wenigstens die Bananenblätter säubern“, hatte er gequengelt. „Wovon säubern?“, hatte man ihn gefragt.

Jetzt war der Kopf draußen, und er hätte ihn gern in die Hände genommen und gezogen, aber nein, ziehen auf keinen Fall, er hätte gewollt, dass er von allein herauskäme, aber Janaína presste nicht mehr, schien ihm, oder vielleicht presste sie, aber man sah es nicht. Wie lange konnte er so bleiben? Ist das nicht gefährlich? Ist das nicht lebensgefährlich? Und dann diese Farbe? Ist es normal, dass Kinder blau sind? Violett?

Janaína hatte die ganze Zeit über so ruhig gewirkt, leidend, aber ruhig. Sie hatte keinen Laut von sich gegeben außer ein paar heiseren Atemstößen, aber in diesem Augenblick wirkte sie erschöpft, sie hatte die Fäuste geballt und eine entkräftete Miene, auch der Atem war dumpfer geworden. Antônio war von seinen eigenen Zweifeln gelähmt. Er sah sich um, um eine Bestätigung seiner Ängste zu suchen, aber die Frauen, die dabei waren, waren gelassen, sie sangen leise das Lied vom Geborenwerden und betrachteten die Szene mit zuversichtlicher Losgelöstheit.

„Aber was macht Antônio hier?“, hatte anfangs eine der Frauen gefragt, erstaunt über seine Anwesenheit.

„Antônio ist inzwischen lange bei uns, aber erinnere dich, dass wir ihn am Anfang den Seltsamen nannten. Es wird etwas sein, das auf seine alten Bräuche zurückgeht“, hatte ihr eine zweite Frau lächelnd geantwortet.

Das Einzige, was Antônio herausbrachte und wobei er sich sofort sehr dumm vorkam, war ein unsicheres „Atme…“ auf Portugiesisch.

Janaína hob das schweißüberströmte Gesicht und sah ihm gerade in die Augen, mit einem Blick der Entschlossenheit, der ihn zutiefst traf. Dann lächelte sie oder verzog das Gesicht, Antônio war sich nicht sicher, und fing wieder an zu pressen, mit viel mehr Kraft als zuvor. Binnen kurzer Zeit, kurz verglichen mit allem, was Antônio verstrichen schien, kam das Kind vollständig heraus, der erste Schrei war ausgestoßen, und Janaína entspannte sich schon.

„Es ist ein Junge, Antônio, hast du gesehen?“

„Ich habe gesehen, ich habe gesehen.“

Der Neugeborene hielt Augen und Fäuste fest geschlossen und weinte nicht, seine Farbe war endlich wieder normal, und viele Mitglieder des Dorfes versammelten sich mit zufriedenem Lächeln um sie.

„Hoffen wir, dass Poranga Pagé eine schöne Seele gebracht hat.“

„Hoffen wir, ja“, antwortete Antônio, ohne zu verstehen.

2.29 Schreie

Die Schreie und das Lachen, die von einer Seite der Lichtung zur anderen hallen. Die tausend Geräusche des Urwalds scheinen verschwunden, überdeckt vom Lärm der Jugend und der Unbekümmertheit. Und in seinem Kopf weiß er schon, dass die strahlendsten und ausgelassensten Schreie von allen die sein werden, die in wenigen Minuten aus seiner Kehle kommen. Er ist noch nicht so hoch, dass er über das Dach des Regenwaldes hinausragt, aber er ist nah dran. Nur die Stärksten und Mutigsten kommen so hoch hinauf, dass sie mit dem Blick über das unendliche Grün des Waldes schweifen und begreifen können, dass du oben angekommen bist, dass es höher nicht geht. Er hat dieses Gefühl noch nie erlebt, aber er hat so oft davon erzählen hören. Und heute ist er der stärkste und mutigste junge Mann des Dorfes. Heute wird er es sein, der die grüne Decke durchstößt, die sie umgibt, und ab morgen wird er es sein, der den Kindern erzählt, wie es ist, auf das Dach der Welt zu steigen. Der Klang des Gelächters und der aufmunternden Rufe deckt alles zu: den Klang seines Atems, während er entschlossen von Ast zu Ast steigt. Den Klang der Tiere, die ihr Leben weiterleben, unbekümmert um die epische Tat, die sich in ihrer Nähe vollzieht. Und den Klang eines Astes, der sich unter dem gewaltigen Druck dieses jungen Mannes biegt und dann bricht. Dann ist da ein Augenblick der Stille, und dann sind die Klänge hässlich, sie werden zu Geräuschen. Geräusche, die es nicht geben dürfte: Geräusche brechender Äste, Geräusche der Angst, das Geräusch eines schrecklichen Aufpralls. Und dann die Schreie des Schmerzes und der Verzweiflung.

2.30 Abschied

Antônio kam an der Stelle an, als sich um Yamandé schon ein verzweifeltes Grüppchen gebildet hatte, und wie bei jenem verfluchten anderen Mal mit der Medizinfrau erkannte er ihn an den Füßen.

Er glaubte in Ohnmacht zu fallen, aber dann sah er einen davon sich bewegen, und ihm schien auch, die Stimme des jungen Mannes zu hören. Kann man die Stimme eines Menschen erkennen, während er vor Schmerz verzerrt schreit, eingetaucht in einen Chor anderer entsetzter Schreie, fragte er sich. Anscheinend ja. Wenn er schreit, kann er nicht tot sein, o Jesus, ein Glück, ein Glück, dass er nicht tot ist, ich hätte es nicht ertragen können.

Als die anderen zur Seite traten, um ihn durchzulassen, verschwand die Erleichterung, und er glaubte wieder in Ohnmacht zu fallen. Die Schnitte hier und da am ganzen Körper waren kein großes Problem, man sah, dass sie oberflächlich waren und seine Schönheit fast noch steigerten; jener blutbespritzte Bizeps ließ an einen tapferen Krieger denken, der eben siegreich aus einer Schlacht gekommen war.

Aber das linke Bein war übel zugerichtet. Sehr übel. Kein linkes Bein hätte so zugerichtet sein dürfen. Das ist nicht möglich, es ist sicher ein Albtraum, ich hätte gestern Abend diesen seltsamen Wurm nicht kosten sollen, jetzt schließe ich einen Augenblick die Augen, und wenn ich sie wieder öffne, wache ich auf, und Yamandés linkes Bein ist wieder wie zuvor, mit nur einem Knie, was macht ein zweites Knie mitten am Oberschenkel, das ist nicht möglich…

Als Antônio wieder zu sich kam, sah er über sich die Gesichter von Piata und Moacir.

„Yamandé! Wie geht es ihm? Ist er…?“

„Er ist im Shabono, er schläft. Itátakûara hat ihm das Kraut der Ohnmacht gegeben“, unterrichtete ihn Piata.

„Und das Bein?“

„Das Bein hast auch du gesehen, wie es aussieht.“

„Aber wird er sich erholen? Was sagt Itátakûara?“

„Itátakûara sagt, wir sollen warten und hoffen. Sehr viel hoffen.“

„Nein!“, mischte sich Moacir zornig ein. „Es gibt nichts zu hoffen. Und noch weniger zu warten. Das Einzige, worauf man warten kann, ist sein Tod.“

„Moacir, beruhige dich.“

„Nein, ich beruhige mich nicht, und umarme mich nicht! Du weißt es genauso gut. Alle wissen es. Von einer solchen Wunde hat sich noch nie jemand erholt. Nie.“

Seine Worte fanden keine Antwort, bis Piata die Last dessen auf sich nahm, was gesagt werden musste: „Itátakûara hat gesagt, wir sollen hoffen, und wir hoffen. Wenn Itátakûara sagt, wir sollen irgendein Kraut holen, und wäre es am Ende des Flusses, gehen wir hin. Aber wenn es nichts ande-

res zu tun gibt, werden wir nichts anderes tun. Wir werden Yamandé verabschieden, wir werden weinen und das Leben des Dorfes weiterführen."

Moacir sah ihn mit einem Blick an, den man für Hass hätte halten können, und vielleicht war er es. Dann wandte er die Augen zu Antônio, und dort gab es keinen Zweifel mehr: es war Hass in Reinform. Vielleicht hatte in der Geschichte des Dorfes noch nie ein junger Mann einen Alten mit einem so offenen und unverschämten Hass angesehen.

„Und du? Sagst du nichts? Sind dir die Worte ausgegangen?"

Fast als bestätigte er Moacirs Vorwurf, schwieg Antônio weiter. Ohne die Augen zu senken, aber auch ohne den Mund aufzumachen.

Der junge Mann fuhr fort: „Wie viele Worte hast du in dieser ganzen Zeit vergossen, um uns von Macapá und von der Welt außerhalb des Waldes zu erzählen. Was? Wie viele? Und der große leuchtende Vogel, und der Wagen, der sich von allein bewegt, die unsichtbaren Fäden, der Bildschirm der Gedanken. Ich erinnere mich an sie alle, eines nach dem anderen, weißt du? Und jetzt? Ausgerechnet jetzt, wo deine Worte zu etwas nützen könnten, schweigst du? Sagst du nichts mehr?"

„Aber ich bin doch nicht…" Antônio dachte, Moacir hoffe, in ihm irgendein vergessenes medizinisches Wissen zu wecken, und versuchte, die ruhigste Stimme zu finden, die er aufbringen konnte: „Ich bin kein Medizinmann, Moacir. Du weißt es, ich kannte in Macapá all diese Dinge, von denen ich dir erzählt habe, und wusste sie zu gebrauchen, aber ich kann sie nicht bauen. Es gibt nichts, was ich besser könnte als Itátakûara, um Yamandé zu helfen."

„Ich weiß, dass du kein Medizinmann bist. Ich weiß, dass du nichts kannst."

Moacir holte Luft, um den Schlag besser zu setzen: „Du hast nie etwas anderes gekonnt als dein dummes Spiel mit dem Ball. Und du bist so sicher, nutzlos zu sein, dass dir nicht einmal in den Sinn kommt, dass du jetzt der Einzige bist, der wirklich etwas für Yamandé tun kann."

Antônio starrte ihn weiter an, fast benommen, ohne ein Wort hervorzubringen. Und Moacir fügte nichts hinzu.

Als es schien, dass keiner von beiden bis zum Ende aller Zeiten mehr sprechen würde, war es Cauê, der sich einmischte und erklärte, was Moacir sagen wollte und was ihm schon von der ersten Minute an vollkommen klar gewesen war.

„Moacir will sagen, dass du uns helfen musst, Yamandé nach Macapá zu bringen, Antônio."

„Davon kann keine Rede sein", versuchte Piata einzuwerfen, aber Moacir ließ sich nicht einschüchtern.

Er war viel weniger muskulös als sein Freund, aber ein wenig größer, und er lud seinen Zorn auf diese Größe und starrte Piata von oben herab an, als wäre er doppelt so groß: „Misch du dich nicht ein. Wenn du nicht mit uns kommen willst, ist es nicht schlimm. Du tust recht daran, das Dorf braucht dich, es ist richtig, dass du bleibst."

Dann drehte er sich, als gäbe es Piata nicht mehr, und richtete den Blick wieder auf Antônio: „Also?"

Antônio hatte schon vor einiger Zeit beschlossen, dass er sein Leben im Dorf beenden würde. Er war so sehr im Frieden mit sich selbst, dass er auch die verkürzte Lebenserwartung, die diese Wahl sehr wahrscheinlich mit sich brachte, bereitwillig angenommen hatte. Aber wenn er auch ruhig war dabei, auf dem Altar der Gelassenheit etliche Jahre des eigenen Lebens zu opfern, so konnte er dasselbe nicht mit Yamandés Leben tun. Und wenn er den Rest seines Lebens mit dem Verdacht verbracht hätte, nicht das Mögliche getan zu haben, um seinen geliebten ZweiSocken zu retten, dann wäre es mit der Gelassenheit vorbei gewesen.

Er sah sich um, sah seine Hängematte an, die Wände des Shabono, das Baumgewölbe, das ihm als Dach diente. Er sah sein Zuhause an. Dann tat er einen gewaltigen Seufzer, richtete den Blick wieder auf Moacir und Cauê und sagte: „Gut. Ihr habt recht: aber das Problem ist, selbst wenn ich ihm helfen wollte, ich schwöre, ich will keine Ausreden suchen, aber ich weiß wirklich nicht, wie man nach Macapá zurückkommt."

„Wir wissen es", antwortete Cauê stolz.

„Wir haben den Großen Fluss gefunden", hatten Moacir und Cauê gesagt, „den Großen Fluss, den, der in den Geschichten und in den Liedern vorkommt, wir haben ihn gefunden."

Und sie hatten es mit Sicherheit gesagt, ohne den geringsten Zweifel anzudeuten. Sie hatten gut erklärt, wie er sich von den Flüssen dort in der Umgebung unterschied, den einzigen, die das Dorf kannte, tückischen und gewundenen Fangarmen eines unentwirrbaren Wassergewirrs, das bei jedem Regen Lauf und Gestalt änderte. Sie hatten das größte Wort für groß benutzt, das es in der Sprache gab, sie hatten gesagt, dass sie ihn mit eigenen Augen gesehen hatten, dass er groß war bis zu jener Palmengruppe dort hinten.

Sie hatten gesagt, dass sein Wasser lief, gerade lief, dass das Wasser des großen Flusses wusste, wohin es lief. Nicht wie einer ihrer Flüsse mit trägen Wassern, verstrickt in Lianen und Laubwerk, nicht von denen, bei denen du, wenn du nicht aufpasst und dich beim Fischen zu weit tragen lässt, den Weg nach Hause nicht mehr findest, weil sie im Kreis laufen, sich im Kreis drehen und die Strömung nicht weiß, wohin. Es war der Große Fluss, der, der den Weg kennt.

Sie hatten es mit Feuereifer gesagt, fast mit Tränen in den Augen vor Sorge, ihnen könnte nicht geglaubt werden. Und Antônio hatte ihnen geglaubt.

Plötzlich war ihm klar geworden, dass er, ohne wirklich darüber nachgedacht zu haben, immer als selbstverständlich angenommen hatte, dass trotz Umwegen und Ungewissheiten sowohl die lange Strecke mit Pepè als auch die anschließende zu Fuß der anfänglichen Richtung gefolgt waren, jener, die – mehr oder weniger senkrecht zum Fluss – sich von ihm entfernte. Er hatte sich im Kopf immer einen Weg vorgestellt, der mit all seinen Kehren den Jari im Großen und Ganzen immer weiter hinter sich gelassen hatte. Aber, mein Gott, das war ein wirklich dummer Gedanke gewesen. Im Grunde hatte er immer gewusst, dass Pepè sich verirrt hatte und er erst recht, mit seinem Umherirren ohne Anhaltspunkte: es konnte sehr wohl sein, dass jener zufällige Weg stattdessen immer mehr oder weniger parallel zum Fluss geblieben war, es konnte sein, dass er nach allem Hin und Her dem Fluss sogar wieder nahegekommen war. Es konnte sein, dass der Jari wirklich nicht weit war, dass er weniger als einen Tagesmarsch entfernt lag. Mehr noch, jetzt, da der Wald zu ihm sprach und er seine Sprache und viele seiner Geheimnisse verstand, war er sicher: der Große Fluss konnte nicht allzu weit sein.

Und wenn es so war, dann konnte Yamandé vielleicht, mit ein wenig Glück, wirklich gerettet werden. Wenn es so war, wusste Antônio, was er zu tun hatte.

Er merkte, dass ihn der Gedanke, in seine Welt zurückzukehren, in die Welt von früher, mit Schrecken erfüllte: irgendwie hatte er sich in all diesen Jahren eingeredet, dass es nie mehr geschehen würde, es war, als wäre er auf einem anderen Planeten abgesetzt worden, von wo aus die Erinnerung an das Heimatland, an die Dinge, an die Menschen, die er geliebt hatte, manchmal von Sehnsucht getönt war, ja, aber von der Sehnsucht eines Verbannten ohne Rückkehr.

Es war, als hätte jene Welt aufgehört zu bestehen, verdampft zu Stoff für Geschichten, die selbst ihm inzwischen fast erfunden vorkamen, und jetzt ließ ihm die Vorstellung, sie wiederzusehen, wieder in sie einzutauchen, die Hände schwitzen.

Aber diese Jungen vertrauten ihm, er konnte sie nicht enttäuschen, er konnte sie nicht verraten. Er konnte Yamandé nicht verraten, ihn nicht sterben lassen oder, bestenfalls, schrecklich verkrüppelt zurückbleiben lassen: seinen Yamandé, lebhaft wie ein Affe, ihn, der schneller lief als alle. Die Krüppel im Wald haben weder ein langes noch ein schönes Leben; er konnte Yamandé das nicht antun. Wenn es auch nur eine einzige Möglichkeit gab, dann gab es nur eine Wahl. Er musste es versuchen.

2.31 Auf Wiedersehen

Ein Floß, der einzige Weg ist, ein Floß zu bauen. Wir sind zu acht, ich und die sechs Jungen, die um jeden Preis mitkommen wollen, und Yamandé, der getragen werden muss. Die ausgehöhlten Stämme, die wir zum Fischen benutzen, sind undenkbar, um zu acht tagelang auf dem großen Fluss zu fahren – wie viele Tage, und wer kann sich das vorstellen, vielleicht zwei, vielleicht drei? –, und man wird auch Wasser mitnehmen müssen, etwas zu essen… Es braucht ein Floß, und es muss groß genug sein. Antônio, den Kopf noch benebelt von den Dämpfen, den Klängen und den Getränken der Zeremonie, die fast die ganze Nacht gedauert hatte, kam vom Fluss zurück, wo er sich das Gesicht abgespült und die Morgendämmerung zwischen den Blättern der Baumfarne hatte aufgehen sehen. Er hatte den Wald erwachen sehen und jenem Augenblick schwebender Stille gelauscht, nur wenige Momente, zwischen dem Verstummen der Schar der Nachttiere und der Besitznahme der Luft, der Bäume, des Tages durch die Tagtiere, in einem immer stärkeren Anwachsen von Klängen und Rufen und Flügelschlägen.

Ich gehe fort, dachte er, in wenigen Tagen, wenn alles gut geht, werde ich anderswo sein, werde ich eine andere Morgendämmerung sehen an einem vollkommen – mein Gott, wie vollkommen – anderen Ort. Aber ich gehe nicht wirklich fort – dessen war er sicher, während er sich zur Hütte begab, um sich von Janaína und dem Kind zu verabschieden –, ich gehe nur, um zu versuchen, Yamandé zu retten, dann komme ich zurück.

„Und dann kommst du nach Hause, wenn Yamandé geheilt ist, dann kommst du zurück, Antônio?“

„Aber natürlich komme ich nach Hause, es wird mir schwerfallen fernzubleiben, deine Hängematte neben meiner wird mir sehr fehlen“, sagte Antônio, ohne jedoch die Kraft zu haben, ihr in die Augen zu sehen: zu viele Gefahren, zu viel Unvorhergesehenes, um es dir schwören zu können, ich weiß es und du weißt es.

Er lächelte der hockenden Frau zu, die das Kind stillte, streichelte ihre runde Wange und ihr Haar, und die Liebkosung ging hinab zur Brust und zum Köpfchen Ybyráatãs, der mit geschlossenen Augen selig sog.

„Und dann will ich dieses Ameisenbärchen aufwachsen sehen, das weißt du. Du weißt, dass ich auch deshalb gehe, ich weiß, dass du es weißt. Wenn er sich eines Tages verletzte, würde ich wollen, dass jemand da ist, der alles tut, was er kann, um sein Leben zu retten, um seine starken Beine zu retten und ihn laufen zu lassen wie zuvor.“

„Ich weiß. Ich will, dass du gehst und Yamandé rettest. Aber ich will, dass du zurückkommst, ich will nicht ohne Mann sein, ich will nicht, dass dein Sohn aufwächst, ohne dich zu kennen.“

„Ich komme zurück, natürlich komme ich zurück: mach dir keine Sorgen, kleiner blauer Frosch.“

„Und pass auf. Ich habe große Angst vor dem großen Fluss und vor all den Geistern deines Dorfes, die niemand kennt.“

„Der Schamane hat mit ihnen gesprochen, er hat die Stimmen aller Götter gehört, er hat gesagt, dass alle ihre Erlaubnis gegeben haben. Sie werden uns auf der Reise begleiten, du musst keine Angst haben.“

„Ja. Aber pass auf. Wer weiß, wie viele Jaguare es in deinem Dorf gibt.“

Cauê, Itaúna, Moacir, Ubiratan, Jaci und Piraí kamen lautlos näher. Sie wollten nicht unterbrechen, aber es war keine Zeit, Yamandé hatte angefangen zu stöhnen, und sie waren beunruhigt. Sie mussten gehen.

Auf Wiedersehen, ihr Bäume mit Wipfeln von unmöglicher Höhe, einer anders als der andere und doch alle so vertraut, so leicht zu behalten wie die Mitglieder deines Stammes; Fluss, dessen Rauschen man hört wie die Stimme eines Freundes; Hütten, halb verborgen in den Lichtungen wie scheue Nachttiere: auf Wiedersehen!

Wie traurig kann der Schritt dessen sein, der, unter euch aufgewachsen, sich von euch entfernt! Jede Hoffnung derer, die aus einem so edelmütigen Grund freiwillig aufbrechen, scheint zu verblassen, und sogleich verlässt sie die Zuversicht; sie wundern sich, dass sie es haben beschließen können, und sie kehrten um, dächten sie nicht daran, dass es ihr größter Freund ist, der in Gefahr schwebt. Je weiter sie in den Urwald vordringen, desto mehr senken sich die Augen, schon müde von jener neuen Gleichförmigkeit; die Luft scheint schon schwer und tot; sie dringen in unbekannte Wälder vor; die Bäume fügen sich zu Bäumen, die Pfade münden in Pfade; es ist, als nähmen sie ihnen den Atem, und vor neuem Laubwerk, dessen Namen sie nicht kennen, denken sie an ihr Dorf, an ihre Hängematte und an das Lachen, das erklingen wird, wenn sie als Sieger zu ihren Bäumen zurückkehren.

Auf Wiedersehen, Hütte, die du sie seit jeher beschützt hast und aus der sie, in der Hängematte liegend, lernten, vom Geräusch gewöhnlicher Schritte das Geräusch eines Schrittes zu unterscheiden, der mit geheimnisvoller Scheu erwartet wurde. Auf Wiedersehen, ihr noch unbekannten Hütten, so oft mit ausweichenden Augen betrachtet, im Vorübergehen, und nicht ohne Scham, in denen der Gedanke sich schon ausmalte, eine Gefährtin finden zu können. Auf Wiedersehen, ihr Alten des Dorfes, dank derer sie so oft durch die Worte der Geister die Gelassenheit wiedergefunden hatten, und du, Ballspiel, durch das sie erwachsen geworden waren: auf Wiedersehen!

Kapitel 3

3.1 Aufbruch

Sie brachen gleich nach Sonnenaufgang auf, bemalt mit den Zeichen des Mutes, des Abenteuers und der Hilfe für einen Gefährten, geschmückt mit den Federn und den Amuletten, die Itátakûara auf Anraten der Waldgeister, der Flussgeister und der Göttinnen des Großen Flusses vorgeschrieben hatte.

Yamandé stöhnte, obwohl er eingeschlummert schien, leise und ununterbrochen, schon bereit in seiner Hängematte, mit Umschlägen aus Blättern und Schlamm und Heilkräutern fest um jenes Schlachtfeld von Bein gewickelt.

Die Frauen hatten den Gesang der großen Unternehmungen gesungen, und die Jungen bebten vor Aufregung, entschlossen und zu Tode erschrocken. Wie Astronauten, die zum Mars aufbrechen müssen, dachte Antônio: man bricht zu einer ungewissen und gefährlichen Reise auf, zu einem fremden Ort, wo gar nichts dem gleicht, was du dein Leben lang gesehen hast.

„Los, gehen wir. Cauê, Itaúna, ihr tragt als Erste die Hängematte."

Der erste Abschnitt, durch den Wald, war der verhältnismäßig leichteste, das wusste Antônio sehr wohl. Moacir und Cauê hatten sich sicher gezeigt, den großen Fluss wiederfinden zu können, und kamen tatsächlich ohne allzu große Unsicherheiten voran; die Mühe, sich durch den Wald zu schlagen, war überhaupt nicht anders als die einer beliebigen Jagd. Yamandé war keine allzu schwere Last, und die Aufregung des Aufbruchs ließ die Jungen ihre besten und schwungvollsten Kräfte aufwenden.

„Es ist nicht mehr weit", sagten die beiden Kundschafter überzeugt, „es ist nicht mehr weit, bald sehen wir den Großen Fluss."

Und sie kamen tatsächlich hin, als der Abend schon hereinbrach: sie sahen die Bäume sich öffnen und dazwischen den überaus breiten und gelben Lauf des Rio Jari, der breiter fließt als alle Flüsse des Waldes, der Fluss, der weiß, wohin er geht.

Sie schlugen dort am Ufer ihr Lager auf, und als sie die Glut zum Entzünden des Feuers benutzten und sie aus der Mulde aus Stein und Ton nahmen, die das Dorf für sie vorbereitet hatte, fühlten sie sich schon fast angekommen: sie hatten den größten Fluss gefunden, den sie je gesehen hatten, alles war so, wie die Götter es zugesichert hatten.

Ihr habt den Rio noch nicht einmal gesehen, der ist erst groß, dachte Antônio. Es ist nur der allererste Schritt, nur der Anstoß, Jungs: die Stadt ist noch sehr weit, Yamandé geht es schlecht, und wir müssen uns beeilen, und ich weiß nichts über den Lauf des Flusses, ich weiß nicht einmal, ob es der richtige ist, ihr glaubt, dass ich euch hinbringen kann, aber ich weiß es nicht, ich weiß nichts über diese Wasserstraße, die zwei Welten verbindet, ich habe nie ein Floß gebaut, und morgen früh werde ich eines bauen müssen. Hoffen wir, dass die Götter des Wassers uns wirklich gewogen sind, hoffen wir, dass ich euch nicht dazu gebracht habe, euch zu verirren, verloren zu sterben, am Wasserfall zu zerschellen. Der Wasserfall. Ich weiß überhaupt nicht, wo er ist, aber hoffen wir, hoffen wir und schlafen wir jetzt, denn morgen muss man aufbrechen und sich beeilen.

Der Morgen weckte sie mit dem rauschenden Klang des Flusses, mit Vögeln und Affen, die schon anders zu sein schienen, und nachdem sie Yamandés Umschlag gewechselt hatten – er ist bleich im Gesicht, er glüht vor Fieber, wir müssen schnell sein –, machten sie sich, aufmerksam auf die Anweisungen, daran, das Floß zu bauen.

Antônio wusste nicht viel über Flöße; er erinnerte sich an die, die er als Kind aus Hölzchen und Eisstielen für die Wettfahrten mit den Freunden in den schlammigen Bächen gebaut hatte, er erinnerte sich vage an eine Dokumentation über die Kon-Tiki – wer weiß, wie sehr ausgeschmückt –, er hatte ein paar Fotos im Kopf, ein paar Abbildungen. Aber die Jungen warteten auf Anweisungen, und er gab sie: es braucht Stämme, gerade Äste, es braucht Lianen, um sie so zusammenzubinden.

Ihm kamen eine Menge Zweifel: es wird ein Ding brauchen, wie heißt es, ein senkrechtes Brett, ein Schwert, genau, damit es geradeaus fährt, oder haben Flöße das gar nicht? Im Zweifel bauen wir es ein, was kann es schaden, Jungs, wir brauchen ein Stück Holz, das so aussieht. Und dann, wie steuern wir es, wir laufen doch nicht etwa in der ersten Biegung auf Grund, und wie kommen wir ans Ufer zurück, wenn die Strömung des Flusses uns packt? Es braucht Äste, lange und kräftige Stangen, wir müssen es wenigstens ein bisschen lenken können.

Das Floß war wunderschön, sagten die Jungen begeistert: nur beim Bau der größten Hütten hatten sie so viel Ingenieurskunst gesehen, und obwohl sie sichtlich Angst vor dem Fluss hatten, hatten sie ebenso sichtlich Lust, die Fahrt auf dem Wasser an Bord jenes technischen Wunderwerks auszuprobieren. Antônio war davon weniger überzeugt: mein Gott, welche Mühe, eines der urtümlichsten Wasserfahrzeuge der Welt zu bauen, wer weiß, ob es hält, los, gehen wir, wir fahren ab.

3.2 Das Floß

Vom Bau des Floßes fasziniert zu sein war das eine, darauf zu steigen und sich in die Arme des Flusses zu werfen etwas ganz anderes. Schon alle daraufzubekommen war kompliziert, nachdem sie das bisschen Proviant und den fast bewusstlosen armen Yamandé geladen hatten, ohne dass sich jenes gebrechliche Gefüge aus Stämmen zu sehr neigte und sie ins Wasser kippte. Und erst nach tausend Ermahnungen, sitzen zu bleiben und sich so wenig wie möglich zu bewegen – die Götter beschützen uns, aber nicht, wenn wir uns dumm anstellen –, fühlte Antônio sich seiner Mannschaft sicher genug, um die Stangen gegen das Ufer zu stemmen, die Lianen zu kappen, mit denen sie das Floß beim Einsteigen festgebunden hatten, und es zu wagen, in die Strömung hinauszufahren.

Eine ganze Weile ließ die Erregung, schnell über den großen Fluss zu gleiten, alle verstummen: die Jungen, gut an den Stämmen festgeklammert, sahen die Ufer vorüberziehen und tauschten nur hin und wieder eine Geste, um auf etwas Interessantes zu deuten, den Stamm eines sehr hohen Ebenholzbaums, einen riesigen Tukan, der sie überflog, eine verstohlene Gestalt im Laubwerk, vielleicht ein Ameisenbär, einen Schatten unter Wasser, zu schnell verschwunden, um sicher zu sein, dass es ein *Jacaré* war.

Antônio sah die Ufer an, den Ameisenbären, den Tukan, aber vor allem dachte er an den Wasserfall. Er hatte den Jungen nichts davon gesagt (im Übrigen war ihm seine Existenz erst eingefallen, als sie schon unterwegs waren), aber deshalb gelang es ihm doch nicht, nicht daran zu denken.

Er hatte versucht, all seine Erinnerungen zusammenzutragen, die wenigen und vagen, die nach all dieser Zeit geblieben waren, um ungefähr festzustellen, wo er liegen musste. Aber was er hervorgeholt hatte, waren verblichene Bruchstücke, es war Gambones Geschwätz, während er döste, es war Marter, der jeden Papagei anbellte, es waren die Millionen Insekten, an die er nicht gewöhnt war, es waren Kilometer und Kilometer scheinbar gleicher Ufer: nicht genug. Zu schwer, genau zu rekonstruieren, wie lange sie flussaufwärts gefahren waren nach dem Umweg, um den Wasserfall zu meiden, geschweige denn auszurechnen, wie schnell das Motorboot fuhr und wie schnell dagegen die Strömung war, die sie jetzt trug. Ganz zu schweigen von der ganzen mit Pepè im Jeep gefahrenen Strecke, über deren Ausrichtung und Richtung er keine genaue Vorstellung hatte: das Floß war – man musste es zur Kenntnis nehmen – an irgendeiner beliebigen Stelle des Flusses zu Wasser gelassen worden, ohne dass sich eine Beziehung zur Cachoeira und ihrer tosenden Gefahr hätte bestimmen lassen.

Antônio zerbrach sich den Kopf, und die Stunden vergingen; als die Neuheit der Fahrt ihre Wirkung verlor, entspannten sich die Jungen – außer Itaúna, der sich noch immer nicht wohlzufühlen schien und die Hände nie von den Stämmen gelöst hatte – und fingen an, ruhig zu plaudern und zu scherzen, ohne zu vergessen, hin und wieder ein paar Tropfen Wasser zwischen Yamandés Lippen zu träufeln.

Als die Sonne einem opalisierenden Sonnenuntergang entgegensank, beriet sich die Gruppe, ob sie anlegen sollte, um die Nacht am Ufer zu verbringen, oder an Bord übernachten, und einstimmig wurde beschlossen, auf dem Fluss zu bleiben: je mehr Strecke sie zurücklegten, desto besser, angesichts von Yamandés Zustand war Eile das Vordringlichste.

Außerdem hatte der Fluss auch den unbestreitbaren Vorteil, dass man nicht daran denken musste, sich gegen die Nachttiere zu wehren: sofern nicht ein verrückt gewordener *Jacaré* wie ein Frosch aufs Floß sprang, war es viel sicherer, dort zu schlafen als am Boden im Wald.

Aber die Vorstellung, sie könnten mitten in der Nacht in die Nähe des Wasserfalls geraten, gehörte nicht zu denen, die Antônio ruhig ließen, und so musste er sich mit einem Seufzer entschließen und den Jungen von der Cachoeira erzählen.

Er versuchte ihnen zu erklären, wie groß sie war – ohne viel Erfolg –, aber die Tatsache, dass er sie als Wohnstatt einer besonders launischen und vielleicht hungrigen Göttin des Großen Flusses beschrieben hatte, beeindruckte sie genug, um seinen Vorschlag bereitwillig anzunehmen, abwechselnd zu schlafen, sodass immer jemand wach war und die Ohren gespitzt hielt: „Ein Geräusch wie Donner, auch fern, auch kaum hörbar, und wer Wache hat, weckt sofort alle. Ich bitte euch, Jungs, die Göttinnen schlafen nicht."

Obwohl er es nicht erwartet hatte, schlief Antônio gut, und als er mit der Sonne in den Augen aufwachte, fand er die Mannschaft wach und munter beim Frühstück mit dem vom Dorf mitgebrachten Bratfleisch: „Kein Donner, Antônio, nur die Vögel und die Affen und der große Fluss, der auch nachts flüstert."

Bis jetzt ist alles gut gegangen; wer weiß, vielleicht hatten wir so viel Glück, dass wir in einen Seitenarm geraten sind wie den, den Gambone genommen hatte, vielleicht bekommen wir diesen vermaledeiten Wasserfall, der mir nicht aus dem Kopf geht, nicht einmal zu sehen.

Und viele Stunden lang schien die Fahrt ihm recht zu geben; sie ging so glatt, dass die einzige Sorge war, Yamandés Kopf so gut es ging im Schatten zu halten. Der Junge schien fast immer eingeschlummert, und Antônio war nicht sicher, ob das ein gutes Zeichen war: als er den Umschlag am Bein erneuert hatte, hatte er es in einem Zustand vorgefunden, an den er lieber nicht zurückdachte.

Itaúna war es, der ihn als Erster hörte: der vom Fluss am meisten Eingeschüchterte und deshalb Wachsamste. Er hob den Kopf und murmelte: „Der Donner."

Dann wiederholte er es schreiend: „Der Donner, hört, hört!", und plötzlich hörten sie ihn alle, noch fern, aber gut zu unterscheiden, ein Grollen und ein Rauschen, ein Beben in der Luft.

„Ans Ufer, ans Ufer! Schnell, wir müssen anlegen, nehmt die Stangen, suchen wir den Grund!"

Aber die Stangen, so lang sie auch waren, schienen nicht den geringsten Halt zu finden; der Fluss musste tiefer sein, als sie gedacht hatten, und wer weiß, ob es nur ihre Aufregung war oder die Strömung wirklich schon schneller und stärker.

Das Geräusch des Wasserfalls war jetzt auch ohne Hinhören zu unterscheiden und schien mit jedem Augenblick näher zu kommen. Wir sind zu weit in der Mitte des Flusses, zu weit vom Ufer, die Stangen erreichen den Grund nicht, so werden wir es nie schaffen anzulegen: Antônio begriff, dass man schnell entscheiden musste. „Moacir" (der Athletischste, der Unerschrockenste), „Moacir, wir müssen ins Wasser und das Floß Richtung Ufer schieben, wir müssen es sofort tun, jetzt!"

„Ja, Antônio, aber ich kann es nicht so gut, im Wasser zu machen wie die Fische…"

„Du musst nur die Füße bewegen und dich gut am Floß festhalten, lass es nicht los, ich bitte dich, und schlag mit den Füßen so kräftig du kannst, komm, gehen wir, es ist keine Zeit, gehen wir."

Antônio ließ sich als Erster ins Wasser und versuchte nicht daran zu denken, wie viele Wesen den Fluss bevölkerten: Schwimmen war im Wald kein Sport, den man betrieb, und das aus vielen guten Gründen. Aber es gab keine Wahl, der Wasserfall bedeutete für alle den sicheren Tod, und so schwamm er, an die Stämme geklammert (denk nicht an die Fische, denk nicht an die Schlangen, an

die Kaimane), mit aller Kraft, die er hatte. Moacir war schon neben ihm, und gleich darauf Ubiratan, der wortkarge Ubiratan mit den kräftigen Beinen, der ohne ein Wort ins Wasser stieg und die großen Füße mit der Kraft eines Pirarucu wirbeln ließ. Der Fluss war frisch und sogar angenehm – sah man von dem beständigen Gefühl ab, dass etwas Lebendiges die Beine streifte, die Haut –, aber die Strömung war wirklich stark, wir schaffen es nicht, nein, denk nicht daran, beweg die Beine, beweg die Beine. Sie waren fast am Ende ihrer Kräfte, die Zähne zusammengebissen, die Knöchel weiß vor Anstrengung, als die schräge Bahn, die sie dem Fahrzeug hatten geben können, es endlich nah genug ans Ufer brachte, damit die Stangen fassten: „Wir haben Grund, Antônio, wir haben Grund!“

Mit einem letzten krampfhaften Ruck gelang es ihnen, sich an den Pflanzen festzuhalten und das Floß gegen das Ufer zu blockieren: zwischen Regenbogen aus Tropfen und einem inzwischen ohrenbetäubenden Grollen verschwand der Fluss knapp hundert Meter weiter im Leeren.

Es war eine lange Pause nötig, keuchend am schlammigen Ufer ausgestreckt, um die Aufregung über die Gefahr abklingen zu lassen, sich zu stärken und eine ganze Legion Blutegel loszuwerden. Vor allem war es nötig zu entscheiden, wie es weitergehen sollte: Antônios vage Hoffnung, zufällig in einen Seitenarm zu geraten, der den Wasserfall umging, hatte sich allzu sichtbar zerschlagen, und an diesem Punkt musste die Cachoeira auf die eine oder andere Weise angegangen werden.

Der erste Gedanke war, das Floß einfach auf den Schultern zu tragen und es unterhalb des Sturzes wieder zu Wasser zu lassen, aber eine schnelle Erkundung genügte, um festzustellen, dass der Wald an jener Stelle, seit Jahrhunderten von Gischt und Dünsten durchtränkt, noch üppiger war als sonst: es hätte eines Wunders bedurft, sich in jenem feuchten, steilen Gewirr einen Weg zu bahnen und dabei außer dem Verletzten auch noch jenes überaus sperrige Ding zu schleppen.

Andererseits hatte Antônio eine ziemlich genaue Erinnerung daran, wie weit es zwischen Monte Dourado und dem Wasserfall war: damals war er gerade erst aufgebrochen und noch aufmerksam auf das, was ihn umgab, und er erinnerte sich gut, dass sie nicht mehr als einen halben Tag gefahren waren. Grob geschätzt konnte man also annehmen, dass es fünfundzwanzig, vielleicht dreißig Kilometer waren: nicht zu viel, um sie zu Fuß zu gehen, ein Tag Gewaltmarsch konnte reichen. Aber man musste erst einmal hinkommen, an den Fuß dieses verflixten Sturzes, und allein für den Abstieg durch jenes Dickicht würde man Stunden brauchen: das hieß, eine weitere Nacht im Wald bleiben zu müssen, aber vor allem hieß es, einen Tag später in der Stadt anzukommen. Niemand wagte es offen auszusprechen, aber allen war klar, wie Yamandés Zustand sich zusehends verschlechterte: vielleicht wäre ein Tag mehr zu viel für ihn.

„Wir können zu Fuß hinuntersteigen und das Floß vom Fluss hinuntertragen lassen. Dann holen wir es hinter dem Wasserfall.“

„Es wird zerschellen, Piraí.“

„Vielleicht nicht.“

„Ich sage dir, es wird in tausend Stücke gehen, der Wasserfall ist hoch, es könnte nie…“

Und in diesem Augenblick erinnerte Antônio sich – wo und wann hatte er es gesehen, in einer Zeitung, im Fernsehen? – an jene Kerle, die sich in einem Holzfass von den Niagarafällen gestürzt hatten und es unglaublicherweise geschafft hatten. So gewaltig die Cachoeira auch war, so hoch war sie gewiss nicht: vielleicht bestand eine Möglichkeit, dass das Floß nicht in Trümmer ging. Und wenn sie keinen Tag verlieren wollten, schien es die einzige Möglichkeit zu sein.

„Vielleicht hast du recht, vielleicht zerschellt es nicht. Wir müssen es versuchen. Und wenn es dann in kleine Stücke geht, machen wir den Weg eben zu Fuß.“

„Aber wie holen wir es danach zurück? Wie sollen wir es aus der Mitte des Flusses zurückholen?“

„Ich weiß nicht, Moacir, ich weiß es nicht. Die vom Wasserfall erzeugten Strömungen schaffen eine Bewegung, die die sperrigsten Gegenstände zu den Rändern trägt und… wenigstens glaube ich das, mehr oder weniger. Jedenfalls denken wir darüber nach, wenn wir dort sind.“

Sie beschlossen, dass zwei von ihnen beim Floß bleiben würden, um es der Strömung erst anzuvertrauen, nachdem die anderen unten angekommen wären: sie konnten es nicht fallen lassen, ohne dass jemand zusah und wenigstens zu sehen versuchte, wo es landete.

So machten sich alle auf den Weg außer Moacir und Cauê, die fast drei Stunden warten mussten, Beeren suchend und Eidechsen jagend, bevor sie den Rauchfaden und den Schein des von den anderen entzündeten Feuers erblickten. Sie hatten das Floß schon mit den Stangen so weit wie möglich vom Ufer weggeschoben und hielten es nur noch mit zwei langen Lianen fest. Erst als sie das Zeichen erblickten und es losmachten, indem sie die Halteleinen kappten, wurde ihnen bewusst, dass sie das Schauspiel verpassen würden, es fliegen zu sehen: sie sahen es immer schneller über das Wasser laufen und – plötzlich – im Nichts verschwinden.

3.3 Sprung

Ich weiß nicht, welchem Geist ich danken muss, dachte Antônio, als er sah, dass das Floß nach jenem Flug, der überaus lang gewirkt hatte, fast wie in Zeitlupe, praktisch unversehrt geblieben war. Oder vielleicht dachte er es nicht, denn Ubiratan begann so viele Geister, Gottheiten, Namen von Bäumen oder Vögeln oder von nie zuvor Gehörtem anzurufen und jedem einzelnen zu danken, dass Antônio den Verdacht bekam, laut gedacht zu haben, und die Gewissheit, dass der Junge sich viele dieser Namen an Ort und Stelle ausdachte.

Das Floß hatte gehalten. Das Schwert war an einem Felssporn zerschellt und das Ruder verloren gegangen, aber der Aufbau hatte, wenn auch ein wenig schief, dem Aufprall auf dem Wasser standgehalten und trieb jetzt schaukelnd auf sie zu, geschoben von den Verwirbelungen der Aufprallzone des Wasserfalls, die es, wie Antônio vermutet hatte, ans Ufer drückten. Moacir und Cauê stießen wieder zur Gruppe, als schon ein neues Ruder hergerichtet war, wenig mehr als eine lange, etwas krumme Stange. In gegenseitigem Einvernehmen beschlossen sie, dass keine Zeit war, das Schwert wieder zu bauen, man hätte das ganze Floß auseinandernehmen und wieder zusammensetzen müssen, um ein neues einzusetzen, und so schifften sie sich sofort ein und ließen sich wieder vom Fluss tragen, jeder in seinem Herzen überaus stolz auf die bestandene Probe, dank ihres Mutes und ihres unerschrockenen Fahrzeugs.

Die folgenden Fahrtstunden waren so leicht, dass Antônio, todmüde, mehr als einmal einschlief, beinahe hypnotisiert vom Plätschern des Wassers an den Stämmen und vom Hintergrundgeräusch des Waldes, immer so verschieden und doch sich selbst so gleich. Das Floß schien jedenfalls von eigenem Leben beseelt und führte sie entschlossen durch die langen Biegungen des Flusses, dessen Bett sich inzwischen spürbar weitete.

Yamandé fing an, aus seiner Hängematte zu stöhnen, und zog die Aufmerksamkeit aller auf sich. Es war vielleicht an der Zeit, ihm eine weitere Gabe des Krauts der Ohnmacht zu geben.

3.4 Blicke

Da sah Antônio nach der x-ten Flussbiegung in der Ferne das Glitzern eines Wellblechdachs, die Umrisse von Bauten zwischen den Bäumen, und nicht viel später konnte er deutlich den Steg erkennen, wackelig, wie er ihn verlassen hatte, und menschenleer. Es lagen keine Boote vertäut, nur die üblichen verblichenen Bötchen an Land gezogen und ein rostiger Außenborder ohne Schraube, von dem aus ein darauf hockender Urubu ihnen schläfrig beim Anlegen und Aussteigen zusah.

Die Jungen waren ganz still geworden, sie betraten das Dorf mit Vorsicht, die Hände nutzlos nach den Klingen tastend, die Antônio ihnen mitzunehmen verboten hatte. Um die Hängematte gedrängt, ließen sie ihn die Vorhut bilden und sahen sich mit aufgerissenen Augen um, neugierig, aber auf der Hut. Wie es Antônio schien, drohte jedoch keinerlei Gefahr: die Straßen, mit ein paar mehr neben den Häusern geparkten Autos, als er sie in Erinnerung hatte, waren, von Hunden und Eidechsen abgesehen, staubig und leer. Die Leute mussten beim Abendessen sein, aus den offenen Fenstern kam ein Geklapper von Tellern, Stimmen und Erkennungsmelodien von Nachrichtensendungen. Die zwei oder drei Kinder, die sie ankommen sahen – sechs nackte Jungen, die ein Hängemattenbündel trugen, und ein größerer nackter und bärtiger Mann, der ihnen voranging –, hatten stumm die Augen aufgerissen und waren ins Haus geflüchtet.

Der kleine Platz war fast unverändert geblieben; um den Pelourinho war ein etwas schütteres Beet angelegt worden, und ein Gebäude, das nie eingeweiht schien, war mit Rollläden und Kunstharzputz erneuert worden und trug das Schild „Nationalpark Tumucumaque – Verwaltung“. Der Laden hatte draußen einen Ständer aufgestellt, an dem bunte Flipflops und Nylonkleidchen hingen, drei Laternen von allzu kühnem Aluminiumdesign boten den Hunden neue und zukunftsweisende Pinkelgelegenheiten, die Pousada war in Zyklamfarbe gestrichen und mit einer Leuchtreklame versehen worden, jetzt ausgeschaltet, auf der nicht allzu einfallsreich stand: „Zum Pelourinho – Pousada – Café – Cerveja Brahma“.

Im halbdunklen Gastraum spülte die Wirtin die Gläser, den Rücken zum Eingang und zum einzigen Gast gekehrt, einem Alten, der ein Bierchen streichelte und aufmerksam auf einem riesigen an der Wand hängenden Fernseher einen hitzigen Streit in voller Lautstärke zwischen zwei stark geschminkten Damen verfolgte, den ein beleibter Moderator in marineblauem Jackett zugleich zu schlichten und anzuheizen versuchte.

Als er sie nackt und bemalt und in vollkommenem Schweigen hereinkommen sah, riss das Männchen die Augen auf und krächzte: „Gesita…“

„Ja, Armando, was ist? Haben Sie Ihr *Cervejinha* schon ausgetrunken?“

„Gesita, ähm… da sind… Leute.“

Gesita drehte sich um und blieb einen Augenblick verdutzt stehen, das Glas in der einen Hand und das Spültuch in der anderen, aber sie fing sich schnell: „Und wer seid ihr? Was macht ihr hier? Raus, los, los, das ist kein Ort für euch.“

Antônio trat vor und rückte die zwei Papageienfedern in seinem zerzausten Haar zurecht: „Dona Gesita, guten Abend. Machen Sie sich keine Sorgen, wir tun nichts Böses: wir brauchen Hilfe, da ist ein verletzter Junge, wir brauchen Hilfe.“

„Aber Sie, sagen Sie mal, Sie sind keiner von ihnen. Ich verstehe nicht, was machen Sie mit diesen Indios?“

„Das wäre eine sehr lange Geschichte, meine Dame… ich heiße Antônio Carlos Rocha de Almeida. Sehen Sie, Sie erinnern sich gewiss nicht an mich, aber ich bin schon einmal hier gewesen, vor einiger Zeit. Ich kenne Ihren Bruder, Gambone…“

„Oh, Gambone! Ich habe ihn bestimmt seit zwei Jahren nicht gesehen. Paulo hat das Boot genommen und ist den Rio hinaufgefahren, er wollte Geschäfte machen, verkaufen, kaufen, Gott weiß was. Er sagte, Monte Dourado biete keine Aussichten, sagte er. In zwei Jahren hat er mich vielleicht dreimal angerufen, diese Wasserschweinseele.“

„Ich kannte auch Ihren Cousin, den armen Pepè, der leider…“

„Pepè? Und wer soll das sein? Nie Cousins gehabt: Paulo und ich haben sieben Cousinen, alle weiblich, und dabei hätte Onkel Armando so gern einen Sohn gehabt, aber vielleicht war es besser so, es wäre ein fauler Schürzenjäger daraus geworden wie er… Aber Sie, ich habe immer noch nicht verstanden, wer Sie sind und was Sie wollen: ein verletzter Junge, sagen Sie? Wo soll der sein? Zeigen Sie mal her.“

„Sie haben recht, dieser Junge ist sehr krank, es muss ihn schnell ein Arzt ansehen.“

„Vielleicht mit einem Boot…“

„Es gibt keine ordentlichen Motorboote mehr; seines hat Gambone genommen, und das andere war so heruntergekommen, dass der Fluss es schon vor Jahren hat verfaulen lassen. Alle nehmen jetzt das Auto: wir werden jemanden suchen müssen, der den Jungen fährt.“

„Aber wir sind zu viele, es bräuchte zwei Autos, vielleicht sogar drei…“

„Was für ein Unsinn, der Junge kommt ins Krankenhaus, und die anderen gehen in den Wald zurück. Sie wollen doch wohl nicht alle miteinander in die Stadt bringen.“

„Doch, eigentlich… ich glaube schon, Dona Gesita, wir werden es so machen müssen: sie werden sich nicht trennen, und ich will sie auch nicht hierlassen, ich will, dass sie mit mir in die Stadt kommen. Und außerdem möchte ich nach Macapá, nicht nach Almeirim. Es ist eine lange Geschichte, ich habe es Ihnen gesagt.“

„Mir kommt das verrückt vor, aber nun ja, wenn Sie meinen; wir werden sehen, dass wir die Autos finden, auch wenn es nicht leicht sein wird, jemanden zu finden, der einen ganzen Stamm mitnimmt… Ah! Aber da: morgen früh kommt der Bus nach Macapá durch Laranjal: dort haben Sie alle Platz und reisen bequem. Laranjal liegt auf der anderen Seite des Flusses, aber das ist kein Problem, wir setzen immer mit den Bötchen über. Alles in allem ist das der schnellste Weg, Sie in die Stadt zu bringen, Sie brauchen weniger lang und reisen bequemer, als die ganze Strecke mit dem Auto zu fahren.“

„Oh, ich danke Ihnen, das ist eine ausgezeichnete Idee! Gewiss werden wir für die Nacht hierbleiben müssen, aber wir werden Ihnen nicht zur Last fallen: wir legen uns außerhalb des Dorfes hin, unter die Bäume…“

„Aber nein, aber nein, was für Bäume. Sie sind hier nicht im Wald. Sie schlafen hier, im Gastraum, ich hole Hängematten für alle herunter. Und den Jungen legen wir in ein richtiges Bett: er ist schon mehr als genug durchgeschüttelt worden, er muss zur Ruhe kommen.“

„Ich danke Ihnen, Sie sind wirklich sehr freundlich. Ich habe kein Geld bei mir, aber in der Stadt angekommen kann ich zur Bank gehen und…“

Gesita zuckte die Schultern: „Daran denken wir später. Mir fehlt es nicht am Nötigen, und an Blutegeln reicht in der Familie schon mein Bruder Gambone. Machen Sie sich keine Sorgen. Aber Sie wollen sicher essen, nicht wahr?“

„Tatsächlich, ja, also. Wissen Sie, es sind Jungen, sie haben immer Appetit: wir hatten Vorräte dabei, aber die sind inzwischen aufgebraucht… ja, vielen Dank, tatsächlich ist das Erste, Yamandé zur Ruhe zu bringen, und dann etwas zu essen.“

„Nein“, sagte Gesita und musterte ihn von Kopf bis Fuß, „das Erste ist, Ihnen etwas anzuziehen.“

Zum ersten Mal seit vielen Jahren war Antônio sich bewusst, ohne Kleider zu sein: der belustigte Blick Dona Gesitas ließ ihn sich, wie seltsam, ziemlich… wie hieß dieses Wort, es fiel ihm nicht ein, es gab kein entsprechendes Wort in der Sprache des Stammes: da, nackt, das Wort war nackt.

Im Gastraum starrte der Alte, das Bier vergessen, die Jungen an. Die Jungen, eng in einer braunen Gruppe beieinander, starrten mit weit aufgerissenen Augen wie gebannt auf den Fernseher.

3.5 Gesita

Dona Gesita musste einen großen mütterlichen Trieb haben, der keine Möglichkeit gefunden hatte, sich auszudrücken, denn nach dem kurzen anfänglichen Misstrauen umsorgte sie sie wie eine Glucke. Sie ist alles andere als eine hässliche Frau, dachte Antônio, vielleicht ein bisschen geschwätzig, aber sie scheint sehr herzlich, wer weiß, warum sie es nicht geschafft hat, eine Familie zu gründen. Wahrscheinlich gab es in diesem Kaff nicht viele verfügbare Bewerber, oder vielleicht war ihr, der Besitzerin einer *Pousada* mit eigener Leuchtreklame, keiner gut genug gewesen.

Tatsache ist, dass sie sie unter ihre Fittiche nahm, als wären sie alle – Antônio eingeschlossen – Kinder, um die man sich kümmern muss. Was alles in allem nicht weit von der Wahrheit entfernt war: kampferprobte und vollkommen angepasste Jäger im Wald, waren sie in dieser gänzlich neuen Umgebung so unbeholfen wie Säuglinge.

Zuallererst brachte Gesita Yamandé in einem richtigen Bett im oberen Stock unter, nicht ohne ihn zuvor mit etlichen Tabletten aus einem Medikamentenschränkchen von der Größe einer Apotheke vollgestopft zu haben. Und obwohl Matratze und Kissen für den Verletzten eine gänzlich neue Erfahrung waren, ließ nach einem anfänglichen Gefühl von Unbehagen und Staunen über diese Weichheit, dieses glatte und duftende Weiß, das Lächeln der Seligkeit, das sich ihm trotz des Fiebers ins Gesicht malte, ohne den geringsten Zweifel erkennen, dass er sie alles andere als unangenehm fand.

Um die Aufmerksamkeit der Gruppe zu bekommen, war es nötig, den Fernseher auszuschalten – dessen Zauber sie nicht einmal die Große Anakonda hätte entreißen können –, zu einigem Verdruss von Senhor Armando, den Dona Gesita freundlich, aber ohne viel Federlesens hinauskomplimentierte: „Für heute Abend haben wir geschlossen, Armandinho. Ich habe Gäste.“

Der Alte ging kopfschüttelnd davon, wenig überzeugt. Wenn einer nicht einmal sein Bierchen trinken kann, ohne dass ein ganzer Stamm nackter Indios kommt und sich vor den Fernseher setzt, was für eine Welt. Wie weit ist es mit uns gekommen.

Nachdem das Feld geräumt war, nahm die Frau die Sache in die Hand: die Jungen schienen ihre Fürsorge bereitwillig anzunehmen – vor allem Moacir, der ihr fortwährend strahlende Lächeln schenkte –, und zu Antônios einigem Erstaunen zeigten sie sich von jener Flut von Neuheiten eher neugierig gemacht als eingeschüchtert. Nachdem sie die jungen Leute eine ganze Weile hatte einander mit dem Wasserschlauch abspritzen lassen und Antônio ein Bad mit Wanne angeboten hatte, stellte Gesita der Gruppe eine geräumige Kommode zur Verfügung, die von Kleidungsstücken aller Art überquoll.

„Sie haben ja keine Ahnung, wie viele Sachen die Leute in den Zimmern vergessen“, hatte sie gebrummt, aber so wahr das auch sein mochte, Antônio schien es, dass jene Kleider wirklich ein wenig zu viele waren, vor allem die Männersachen, gemessen an der Menge zerstreuter Gäste, die ein solches Gasthaus je gehabt haben konnte. Vielleicht hatte es doch einen Mann gegeben, aber anscheinend redete Gesita nicht gern darüber.

Die Jungen verliebten sich nach einem Augenblick misstrauischer Scheu – im Übrigen war das beste Spiegelbild ihrer selbst, das sie je gesehen hatten, das in einer trüben Pfütze – in den großen Standspiegel, der mit seinem gefälligen Rokokorahmen in Dona Gesitas Zimmer thronte: sie verbrachten eine ganze Stunde damit, mit Socken und T-Shirts herumzustolzieren, einander wegzuschieben, um sich betrachten zu können, und eitel und ausgelassen zu lachen.

Während sie das Abendessen zubereitete – und dabei Piraí, der ihr fortwährend zwischen den Füßen war, von einer Seite zur anderen schob, fasziniert von der Küche, von den Herdplatten, vom Geschirr, von den Zutaten, in die er die Finger steckte, um sie naschend zu kosten –, dachte Gesita daran, die Abreise zu organisieren: „Nach dem Essen gehe ich João und Vicente bitten, euch morgen früh mit dem Boot auf die andere Seite des Flusses zu bringen. Im Übrigen wird es ohnehin nötig sein, dass ich etwas über euch sage, sie werden euch haben ankommen sehen. Und selbst wenn nicht, Senhor Armando ist geschwätziger als meine Cousine Gilberta."

Als einfachste Lösung erwies es sich, der Gruppe das Abendessen im Innenhof zu servieren: die Stühle des Gastraums hatten sie sehr geschätzt und einen nach dem anderen alle ausprobiert, dabei zufrieden kichernd, aber die Tische fanden sie anscheinend eine eher unbequeme Erfindung. So aßen sie im Hof zwischen den Töpfen mit Geranien, Koriander und Oregano, auf dem Boden sitzend, wie es sich gehört, gut gekleidet in die T-Shirts, die sie sich ausgesucht hatten. Morgen bei der Abfahrt muss man es hinbekommen, ihnen auch noch ein Paar kurze Hosen anzuziehen, verflixt; an Schuhe zu denken ist zwecklos, wir werden weitersehen, vielleicht gefallen ihnen Flipflops, aber die kurzen Hosen sind unbedingt unerlässlich. Und man wird Cauê um jeden Preis überzeugen müssen, diesen fliederfarbenen Spitzenunterrock auszuziehen, der ihm überaus zu gefallen scheint.

Der Eintopf, den die Wirtin ihnen in einem großen Topf hinstellte, reich an Bohnen und verstärkt durch gebratene Kochbananenscheiben, fand begeisterten Anklang: sie hatten nie Huhn gekostet, fanden es aber ausgezeichnet, ein wenig weniger schmackhaft als Schlange, aber gewiss mehr als *Jacaré*.

Dagegen gab es keine Möglichkeit, sie das Wasser aus den Gläsern trinken zu lassen: das Glas, so durchsichtig, beunruhigte sie, es wirkte wie festes Wasser, es war unbegreiflich und entschieden verstörend. Sie entschlossen sich erst zu trinken, als Gesita einige in der Küche aufgetriebene Tonschalen brachte, aber sie fanden es sehr interessant und ein wenig komisch, dass dieses Wasser keinen Geschmack hatte. Sie waren mitten in einer hitzigen Erörterung darüber, dass es doch recht seltsam sei, dass das Wasser weder nach Schlamm noch nach Blättern noch nach Erde noch nach verfaultem Schilf schmeckte, als Antônio von einer Erinnerung getroffen wurde, die er vollständig verdrängt hatte: das Bier. Mein Jesus, es gibt Bier!

Gesita öffnete ihm gern eine Flasche, und als der erste kalte Schluck ihm die Kehle hinunterlief, dachte Antônio, dass sich dafür, ja, dafür nicht drei Tage, sondern auch drei Monate lohnten, Wasserfälle hinauf und hinunter an Bord eines durchnässten und schiefen Floßes. Beim zweiten Schluck schloss er die Augen, verloren in der Wonne. Aber beim dritten riss er sie plötzlich wieder auf, getroffen von einem jähen Gedanken: „Meine Dame, welches Jahr haben wir eigentlich?"

3.6 Vierzehn Jahre

1. Mein Gott, der zehnte März 2014. Antônio dachte über diese erschütternde Entdeckung nach, versunken in der Badewanne, deren Gebrauch Dona Gesita ihm freundlicherweise angeboten hatte. Badewanne. Spülkasten. Fliesen. Seifenstück mit Rosenduft: wie viele Dinge mag es geben, deren Existenz man in vierzehn Jahren vergisst? Vierzehn Jahre waren viel, viel mehr, als er gedacht hatte. Gewiss, er hatte die Kinder zu jungen Männern werden sehen, er hatte die kleinen Mädchen gesehen, die inzwischen Mütter waren, aber aus irgendeinem seltsamen Grund – vielleicht wegen jenes Verrinnens der Tage ohne Jahreszeiten – hatte er nie einen genauen Gedanken an die Jahre gefasst. Hätte man ihn ohne Vorwarnung gefragt, ohne Nachdenken, hätte er fünf oder sechs gesagt, höchstens sieben.

Er sah sich im Spiegel über dem Waschbecken an und fand sich so verändert, dass er nicht sicher war, ob er sich erkannt hätte, wäre er sich selbst begegnet.

Mager und braun gebrannt, inzwischen so dunkel wie sie, und ein großes feuchtes Knäuel aus Bart und Haaren. Er nahm einen Rasierer in die Hand, roch am Duft des Rasierschaums, ließ ein Flöckchen davon durch die Finger gleiten. Dann beschloss er, dass es besser war, sich nicht ganz zu rasieren, teils weil er mit einem halb gebräunten Gesicht lächerlich ausgesehen hätte, teils weil er inzwischen daran gewöhnt war, sich bärtig zu fühlen; und so begann er, Bart und Haare mit der Schere zu stutzen – immer noch besser, als sie hin und wieder aufs Geratewohl mit einer Knochenklinge zu kürzen –, und in diesem Augenblick traf ihn, unerwartet und heftig, das Bewusstsein, dass er bald seine Familie wiedersehen würde, wie ein Faustschlag.

Er hatte, ohne es auch nur zu merken, tief im Magen, im Herzen, im Kopf den Kummer verborgen, sie nie mehr wiederzusehen, und erst jetzt, da er wusste, dass er sie wiedersehen würde, wurde ihm klar, wie tief er ihn begraben hatte.

Und dort, nach Rosen duftend vor dem Waschbecken, mit der Schere in der Hand und Unterhosen zwei Nummern zu groß, gönnte er sich nach all dieser Zeit die Freude, an sie zu denken.

Wer weiß, ob Janita noch dicker geworden war und ob sie dann doch Nonne geworden war, wie sie es hin und wieder sagte, wer weiß, Amanda, wer weiß, ob sie diesen Geck von Verlobtem geheiratet hatte – dieser Junge ist mir nie in den Kram gepasst, mit dieser Arbeitsscheu-Miene –, wer weiß, vielleicht hatte sie schon zwei oder drei Kinder, oder war vielleicht schon geschieden, und Gabriela, Gabrielita, die kaum laufen konnte und inzwischen ein Fräulein war, was aus ihr wohl geworden ist, wer weiß, ob sie in der Schule gut ist. Ein Stich der Angst ließ ihn einen Augenblick erstarren: und Papa, und Mama? Wenn sie gestorben wären? Aber nein, was denkst du dir da, sie waren gerade erst im mittleren Alter, als du weggegangen bist, Papa war rüstig und Mama strotzte vor Gesundheit und Fülle: sie wird immer noch die ganze Zeit mit Onkel Ernesto und Tante Norminha zanken, wer weiß, ob sie noch diesen scheußlichen Hund haben, der aussieht wie ein gerupfter Tapir. Wer weiß, die Freunde auch, wer weiß, ob Paco das Radio wieder aufgemacht hat, ob Jaquinho eine Frau gefunden hat, wer weiß, seine Schüler, dieser so besserwisserische George und all die anderen Jugendlichen, die jetzt Männer waren. Wer weiß, dieses Mädchen, das vom Radio, wie hieß sie, Isabella, Isadora, wer weiß, was aus ihr geworden ist.

Sie werden mich nicht erkennen, dachte er und lächelte in den Spiegel. Sie werden mich nicht erkennen, aber ich werde sie erkennen, ich werde sie alle erkennen.

3.7 Wecker

Alles ist verhältnismäßig. Es kommt darauf an, dachte Antônio im halbdunklen Gastraum, während er mit halb geschlossenen Augen den Jungen zuhörte, wie sie miteinander plauderten, kurz bevor sie in den von Gesita gestellten Hängematten einschliefen. Dann fiel ihm mit Staunen ein, dass die Wendung „es kommt darauf an“ eine alte Marotte von ihm gewesen war, dass er sie aber in der im Wald verbrachten Zeit nicht mehr benutzt hatte. Und jetzt, da er darüber nachdachte, schien ihm, dass es in der Sprache nicht einmal ein Wort gab, um diesen Begriff auszudrücken. Wer weiß, vielleicht ist das ein Zeichen dafür, dass im Wald alles einfacher und klarer ist, fragte er sich und richtete dann seine Aufmerksamkeit wieder auf die Worte der Jungen und lächelte über ihre Arglosigkeit.

„Aber habt ihr euch diese Hütten so groß vorgestellt?“, Jaci hatte gesprochen.

„Ich schon“, antwortete jemand.

„Ich nicht. Und ich hatte nicht einmal begriffen, dass ein Dorf so groß sein kann. Also, Antônio hat es immer wiederholt, groß, groß, aber so groß habe ich es mir nicht gedacht.“

„Wenn ich richtig verstanden habe, ist dieses Dorf nicht einmal das größte, das sie haben. Das, aus dem Antônio kommt, ist noch größer.“

„Unmöglich.“

„Doch, sag ich dir.“

„Fragen wir Antônio.“

„Ich glaube, er schläft. Er ist alt, er wird eher müde als wir.“

„Hahaha.“

„Ich dagegen bin erstaunt, weil es hier ganz wenig Leute gibt“, Ubiratan hatte gesprochen. „Seht euch um: diese Hütte ist riesig, aber als wir angekommen sind, war nur dieser Mann da, der das gelbe Getränk trank…“

„Er hat Pisse getrunken!“, unterbrach ihn Cauê und löste große Heiterkeit aus.

„…und die Frau, Gesita. Und sonst nichts. Diese Dörfer müssen überaus langweilige Orte sein.“

„Ich hatte verstanden, dass es viel mehr Leute gibt.“

„Vielleicht ist etwas Schlimmes passiert und sie sind alle gestorben!“, schlug Cauê im Scherz vor, löste damit aber einige Schauer zu viel bei seinen Freunden und auch bei sich selbst aus.

„Antônio!“, rief Jaci. „Schläfst du?“

„Nein, aber ich sollte. Und ihr solltet auch.“

„Warum sind so wenige Leute im Dorf? Ist etwas Schlimmes passiert?“

„Nein, Jaci, mach dir keine Sorgen. Dieses Dorf ist so. Und außerdem war es fast Abend, als wir angekommen sind, sie waren schon fast alle in ihren Hütten. Morgen nehmen wir das Boot mit den Rädern und fahren in mein altes Dorf, du wirst sehen, dass da viel mehr Leute sind. Jetzt schlaft, wir müssen morgen früh aufwachen.“

„Was heißt früh aufwachen? Wir wachen auf, wenn wir aufwachen.“

„Nein, denn der Bus, das heißt das Boot mit den Rädern, wartet nicht auf uns. Wir müssen aufwachen, bevor er wegfährt.“

„Und wie machen wir das?“

Antônio zeigte ihnen den Wecker, den Gesita ihm kurz zuvor gegeben hatte: „Dieser Gegenstand zählt genau die Zeit, die vergeht, und wenn es so weit ist, macht er ein Geräusch und weckt uns.“

„Ihr habt einen Gegenstand, um euch zu wecken, während ihr schlaft?“, fragte Jaci ungläubig.

„Ja.“

„Ihr seid verrückt.“

„Vielleicht hast du recht.“

3.8 Neue Wörter

Bei Tagesanbruch waren schon alle wach, noch bevor der Wecker klingelte, überaus aufgeregt wegen des Busses, in den sie steigen würden. Am Abend zuvor hatten sie ehrfürchtig die wenigen im Dorf geparkten Autos beäugt, so blank und farbig und anders als alles, was sie je zuvor gesehen hatten. Antônio hatte ihnen erklärt, dass der Bus wie eines von jenen war, nur viel größer; sie würden hineinsteigen, und er würde sie tragen wie ein Boot, aber auf der Straße. Wahrscheinlich hatten sie es nicht ganz verstanden, aber sie konnten es kaum erwarten, dieses Wunder aus Bewegung und Metall zu erproben.

Metall wie die Dinge, die Dona Gesita zum Kochen benutzt, wie der Topf, aber wir gehen hinein, und er bewegt sich und bringt uns in Antônios Dorf, hast du Angst? Angst vor einem Topf, der sich bewegt? Ich habe vor gar nichts Angst; wenn ich so alt bin wie Antônio, habe ich auch einen Bus, ganz aus Metall und bunt wie ein Papagei.

Sie kosteten alle den Kaffee – den Antônio fast verzückt schlürfte – und fanden, dass er nach verbranntem Holz schmeckte und dass der Zucker allein gegessen viel, viel besser war, als ihn zu vergeuden, indem man ihn in dieser Brühe auflöste; dann, nachdem sie Gesitas Prüfung bestanden hatten, die kontrolliert hatte, dass alle kurze Hosen und T-Shirts trugen, machten sie sich auf den Weg zum Steg, Yamandé leidend, aber schon mit etwas gesunkenem Fieber, in einem weiten gestreiften Schlafanzug in der Hängematte gebettet.

João und Vicente waren schon da: als Gesita ihnen am Abend zuvor die Lage erklärt hatte, hatten sie keine Einwände erhoben, ein verletzter Junge, Donnerwetter, aber sicher doch, keine Frage. In so abgelegenen Dörfern ist man es gewohnt, füreinander einzustehen, es kommt selten vor, dass man jemandem Hilfe verweigert.

Aber in so abgelegenen Dörfern ist man auch sehr neugierig, und so hatte sich an jenem Morgen um den Steg herum ganz Monte Dourado versammelt, um sie abfahren zu sehen: die Kinder ein wenig enttäuscht, weil sie von nackten Indios hatten reden hören – denen, die dort im Wald leben – und nur Jungen in T-Shirts sahen; die Erwachsenen sehr beeindruckt von Antônio, der vierzehn Jahre außerhalb der Welt geblieben war, aber wie hat er das gemacht, ich wäre ja gestorben, natürlich wärst du gestorben, dich hätte der erste Jaguar gefressen, der vorbeikommt, du wärst schon gestorben, weil du die Nachmittagstelenovela nicht sehen konntest, was weißt du schon vom Wald, ah, und du etwa, du lebst dein Leben lang drei Meter davon entfernt und hast nie einen Fuß hineingesetzt, sieh dir diese Jungen an, die sind mit Jaguarjagen groß geworden, und du stehst da, dicker und träger als ein Wasserschwein.

Die Bötchen legten vom Anleger ab, das Dorf grüßte sie mit winkenden Händen, Gesita – in diesem Kaff war Unvorhergesehenes so selten wie ein Tag ohne Regen – hatte schon Sehnsucht.

„Was für eine schöne Frau, wunderschön."

„Wie? Aber wer? Wunderschön, wer?"

„Diese Frau, Gesita, die, die uns in ihrem Haus zu essen gegeben hat."

„Sie ist sehr alt für dich, Moacir."

„Ja, sie ist sehr alt. Aber schön, mit all diesen gelben Haaren, schöne gelbe Haare", seufzte er.

„Ja, na ja, die waren gefärbt, Moacir, gefärbt.“

„Was ist gefärbt.“

„Gefärbt ist bunt gemacht, angemalt, bemalt, es ist nicht ihre wirkliche Farbe.“

„Das macht nichts, sag nicht so etwas, du bist neidisch, weil deine Haare nicht so schön sind. Sie ist eine wunderschöne Frau, sie riecht nach Blumen, sie hat Bemalungen auf den Augen, sie hat ein wunderschönes Kleid voller Farben, sie hat Haare gelb wie die Sonne. Ich denke, sie ist wie die Göttin des Flusses, die Große Gelbe Anakonda, sie ist wunderschön, du verstehst gar nichts.“

Moacir seufzte noch einmal, die Augen in der Ferne, während er das Ufer sich entfernen sah.

Cauê drückte in der Faust den fliederfarbenen Unterrock, den sie ihm mitzunehmen erlaubt hatten, sofern er ihn nicht anzöge; er dachte an den Bus und hatte große Angst, aber er wäre gestorben, bevor er es zugegeben hätte.

3.9 Tränen

Der Fahrer hieß Fernando, und als er auf dem Kies von Laranjal knirschend wieder losfuhr, war er ein wenig misstrauisch: das waren Indios, er erkannte sie schon von Weitem, sie konnten nicht einmal die Sprache außer dem Bärtigen, der wer weiß woher aufgetaucht war, und dann dieser verletzte Junge… Er wollte keine Schwierigkeiten, schon diesen Kasten über diese Straßen zu fahren, mehr Schlamm als Asphalt, war eine Plage, und für das, was sie zahlten, hatte seine Frau vielleicht recht, vielleicht war es besser, in die Fabrik zu gehen und in Belém Fisch in Dosen zu füllen. Aber dann besann er sich eines Besseren: alles in allem machten sie keine Schwierigkeiten, sie waren still und ruhig – sie sahen aus den Fenstern, fasziniert davon, die Straße laufen, laufen zu sehen.

Als sie in die Stadt einfuhren, nahm Antônio kaum wahr, was ihn umgab; er war benommen, aber vor allem war er besorgt – wie sollte man alle miteinander bis zum Krankenhaus bringen, mit einem Bus, einem Taxi, mit welchem Geld –, als der Fahrer, nachdem er an der Haltestelle die letzte eilige Hausfrau abgesetzt hatte, sagte: „Aber wo wollen Sie denn hin, diesen verletzten Jungen müssen Sie doch ins Senhora dos Anjos bringen, nicht wahr?“

„Ja, aber ich weiß nicht, es wird vielleicht einen Bus geben…“

„Meiner Meinung nach ist das nicht so bequem, Sie müssten in der Rua Paraná umsteigen und vielleicht warten, mit dem, der nicht einmal stehen kann… Na ja, ich habe ohnehin meine Runde beendet, wenn wir schon mal dabei sind, bringe ich Sie hin, los.“

„Aber sind Sie sicher? Wir haben nur Geld für die Fahrkarte bis in die Stadt (irgendwie muss ich es Gesita zurückgeben, unbedingt), es liegt außerhalb Ihrer Strecke, bis zum Krankenhaus zu fahren.“

„Ach, aber das Krankenhaus liegt praktisch auf dem Weg zum Depot… Das sind brave Jungen, wohlerzogen, und der da, der Arme, ich habe auch einen Sohn von zwanzig Jahren, schlimme Sache mit dem Bein, ich bringe Sie hin, dann sehen Sie weiter.“

Es gab einige Verwirrung in der Notaufnahme, als sechs Indios hereinkamen und eine Hängematte trugen, eingeschüchtert von all dem Weiß und Grün, von jenem unbekannten und verdächtigen Geruch, geführt von einem bärtigen Kerl, der lautstark nach einem Arzt verlangte, einem, wie sagt man, der die Beine richtet, die Knochen, da ist ein verletzter Junge, wir brauchen einen, einen… einen Orthopäden. Schnell.

„Sie sagen mir also, dass Sie vierzehn Jahre im Wald gewesen sind, das ist eine sehr… absonderliche Sache, wirklich etwas ganz Besonderes, wissen Sie.“

„Ja, Herr Doktor, ich weiß. Es ist eine etwas lange Geschichte, aber mir liegt daran, dass es dem Jungen, dem Bein, gut geht.“

„Ja, ja, gut. Ihm geht es gut, aber Sie haben recht daran getan, ihn herzubringen: es war wirklich ein böser Bruch, und er war sehr schlecht dran, er wäre gestorben, wenn man ihn nicht rechtzeitig behandelt hätte. Das Bein wird in Ordnung kommen, er wird nicht einmal merken, dass er sich verletzt hat, aber es wird eine lange Sache, es wird eine ordentliche Zeit der Rehabilitation brauchen. Aber Sie, erzählen Sie mir von sich: wie ist es gekommen, dass, kurzum, diese vierzehn Jahre…“

„Hören Sie, ja, ich werde es Ihnen erzählen, aber jetzt seien Sie so freundlich, könnte ich telefonieren?“

Am Telefon hatte Janita geantwortet – sie war doch keine Nonne geworden, alles in allem –, und das war ein Glück gewesen, denn die Art, wie es sie umgeworfen hatte, ließ vermuten, dass sie sich, hätte Mama abgenommen, einem Herzinfarkt gegenübergesehen hätten: sie schnappte nach Luft, keuchte, stammelte, fragte sicherheitshalber – man weiß ja nie, es laufen eine Menge seltsamer Leute herum – nach dem Namen der Urgroßmutter väterlicherseits, dann löste sie sich schluchzend in Tränen auf: „Antoninho, oh, Antoninho! Wir kommen, wir kommen sofort, eine halbe Stunde und wir sind da."

Sie hatten Yamandé eben ins Zimmer verlegt, operiert und ruhiggestellt, und Antônio versuchte herauszufinden, was er mit diesen Jungen anfangen sollte, die inzwischen seit einer ganzen Weile in der Notaufnahme standen, auch wenn sie noch ruhig wirkten, an die großen Fenster geklebt, um mit unerschöpflicher Neugier unten auf die Straße zu sehen, die Autos, die Lieferwagen, die Schilder, die Läden, die Fahrräder und Motorräder, die Ampeln und die Bettler, die Frauen auf Absätzen, den Asphalt, den Müll und die Gullys, die Hosen und die Röcke und die Brillen, die Hunde an der Leine, die Rollläden, die Zigaretten, die Regenschirme.

Genau da kamen sie an, alle zusammen, Mama, die sich Bahn brach, um ihn als Erste zu umarmen und ihm dabei den Atem zu nehmen, weinend wie ein Brunnen und das Päckchen mit den vierzig *Beijinhos* schwingend, das sie, von der Aufregung überwältigt, vor dem Aufbrechen zubereitet hatte, und dann Janita und Amanda, die ihn beide zugleich streichelten und auch weinten, und Amandas Mann, der zum Glück nicht der Geck war und ihn nie zuvor gesehen hatte, ihn aber mannhaft drückte und die beiden Kleinen antrieb, die er an der Hand hielt: „Los, los, gebt dem Onkel einen Kuss!", und Gabrielita im Minirock, die sich überhaupt nicht an ihn erinnerte und ein wenig abseits stand, aber, angesteckt, ebenfalls weinte. Und Tante Norminha, die ihn mit Tränen überschwemmte und ihm die Wangen zwischen den Händen drückte, und Onkel Ernesto, der nicht aufhörte, ihm auf die Schultern zu klopfen, und die Nase hochzog, und Antônio, der nicht wusste, ob er lachen oder auch ein bisschen weinen sollte.

„Wie schön du geworden bist, Mamas Antoninho, mein Kind, mit diesem Garimpeiro-Bart… Wenn Papa dich erst sieht, er mag den Trubel nicht, du weißt ja, was für ein Bär er ist, aber er wartet zu Hause auf dich: ich habe ihn nicht mehr so gerührt gesehen, seit er dich hat auf die Welt kommen sehen… Mein schönes Kind! Du wirkst größer, aber du bist dünn, lass dich ansehen, was du wohl gegessen hast, was für scheußliche Viecher und Unkraut… Und wie viel ich geweint habe bei dem Gedanken, dass du tot wärst, ich habe weiß nicht wie viele Messen lesen lassen, siehst du, dass Nossa Senhora dos Meninos mich erhört hat, du musst mir alles erzählen, alles… Aber die da, sind das deine Freunde? Aber was für schöne Jungen!"

Und außer sich vor Dankbarkeit und Freude umarmte sie die Jungen, die von jener weichen, tränennassen und nach Iris duftenden Masse ein wenig verstört waren, streichelte ihnen die Haare, füllte ihnen die Hände mit ofenfrischen *Beijinhos*, riss dann Antônio wieder aus den Armen der Schwestern, um ihn erneut zu umarmen, umarmte die Töchter, umarmte Norminha und Ernesto, als hätte sie sie seit Jahren nicht gesehen, umarmte weinend und lachend einen Pfleger mit Schnurrbart, der zufällig vorbeikam.

Onkel Ernesto entkorkte zwei Flaschen italienischen Schaumwein, nachdem er eine Krankenschwester nach Gläsern ausgeschickt hatte: „Los, seien Sie so freundlich, machen Sie schnell, wir müssen anstoßen!", die Jungen stopften sich mit Süßigkeiten voll, die Frauen durchnässten ein Taschentuch nach dem anderen, die Kinder stimmten für den Onkel ein im Kindergarten gelerntes Liedchen an, Tante Norminha klatschte in die Hände: die Notaufnahme des Senhora dos Anjos hatte so viel Aufruhr und Tränen und Freude nicht mehr gesehen, seit dort dreizehn Jahre zuvor Dona Anita Madeira de Andrade, ohne die Zeit zu haben, den Kreißsaal zu erreichen, ihre vier Zwillinge zur Welt gebracht hatte, zwei blonde und zwei dunkle.

3.10 Zuhause

Die folgenden Stunden waren ein solches Wirrsal aus Empfindungen und Gesichtern, brodelnd von Stimmen, an die er sich nicht erinnerte, und klebrig von Kokosplätzchen, dass Antônio sie nie genau rekonstruieren konnte.

Man hatte ihn und die Jungen abgefangen, bevor sie das Krankenhaus verließen, um sie praktisch gegen alles zu impfen: „Das ist das übliche Verfahren, Angehörige von Stämmen, die nie mit uns in Berührung gekommen sind, sind extrem gefährdet, eine Grippe kann Sie umbringen, ganz zu schweigen von Masern und Windpocken."

„Aber ich habe die Windpocken als Kind gehabt, und die Grippe habe ich mindestens tausendmal bekommen…"

„Kommen Sie, kommen Sie, machen Sie nicht so viel Aufhebens, wir machen alles auch bei Ihnen, sicherheitshalber."

Die Sache verdross ihn deutlich mehr als die Jungen, die vor allem von den Kitteln, den Liegen, den Spritzen neugierig gemacht wurden und die begeistert von der Vorstellung waren, dass dieser kleine Stich – weniger als eine Wespe, weniger als eine von den großen Ameisen! – sie für immer gegen alle Krankheiten der Welt schützen würde.

„So ist es nicht ganz, Jungs, ihr seid gegen einige Krankheiten geschützt, aber…"

„Du hast gesagt, dass dieses Ding eine Medizin ist, die uns vor den Krankheiten schützen wird. Du hast gesagt, sie sorgt dafür, dass wir nie mehr krank werden."

„Gut, Cauê, gut. Ich habe nicht genau das gesagt, aber es ist trotzdem gut. Jetzt sehen wir zu, dass wir es schaffen, von hier wegzukommen."

Sie mussten erst noch zu Yamandé, um sich zu verabschieden, der, eben aus der Narkose erwacht und noch benommen, nicht ganz zu begreifen schien, wo er war und warum, und gewiss überhaupt nicht begriff, wer all diese Leute waren, besonders die rundliche ältere Dame, die ihm die Kissen aufschüttelte, und jene zwei Kleinen, die ihm ein Küsschen auf die Wange gaben: „Sagt dem kranken Freund vom Onkel Hallo!"

Aber zum ersten Mal seit Tagen war sein Gesicht entspannt und nicht vom Leiden verzerrt, und in dem harten weißen Bettchen schien er sich wohlzufühlen; also genügte es, nachdem sie ihn beruhigt hatten, dass sie sehr bald zurückkämen, Cauê wieder einzusammeln, der losgezogen war, um die Gänge im dritten Stock zu erkunden, um bereit zu sein, das Krankenhaus zu verlassen.

Es brauchte drei Fahrten in Ernestos Auto, um alle zum Haus von Marcela zu bringen, Antônios Mutter, wo eine feiernde Schar von Verwandten und Nachbarn sie erwartete, um den Wiederauferstandenen zu umarmen, den Waldstamm zu sehen, der ihn begleitete, und die Gelegenheit zu nutzen, um zu essen, zu trinken, ein bisschen Musik aufzulegen, zu tanzen, zu tratschen, über Politik zu reden, über Fußball, über die Preise, die immer höher werden, und über diese Fernsehserie, die eben zu Ende gegangen war, wie schade.

„Schade, dass du nicht an einem Samstag zurückgekommen bist, Antoninho, dann hätten noch mehr Leute kommen können, um dich zu feiern!"

Samstag, sieh mal einer an. Sich daran zu erinnern, dass Samstag und Sonntag andere Tage waren als die übrigen, dass jeder Tag einen Namen und eine Eigenart hatte – donnerstags ist Markt in der Rua Mendes, dienstags kommt das Fernsehquiz, montags erscheinen die Wochenzeitschriften, oder vielleicht mittwochs? –, belustigte Antônio sehr; es war etwas, das er vollständig vergessen hatte und das ihm jetzt ziemlich lächerlich vorkam.

Inmitten jenes Gedränges von Unbekannten kamen die Jungen bestens zurecht, sie lächelten alle an, trillerten artig in ihrer unbekannten Sprache und ließen sich mit Süßem, Kartoffelchips und heißen *Empanadas* vollstopfen und tranken eine Schale Coca-Cola nach der anderen: in das Getränk hatten sie sich auf den ersten Blick verliebt, während sie dem Glas der Trinkgläser gegenüber all ihre Vorbehalte behielten.

Ubiratan war von der Veranda nicht mehr weggegangen; von dort betrachtete er, auf der knarrenden Hollywoodschaukel sitzend, die Dona Marcela jedes Jahr mit neuen Kissen auffrischte – derzeit bonbonrosa Acrylhortensien –, unermüdlich das Panorama der Stadt, die Dächer, die Straßen, das unentwirrbare Gewirr von Stromleitungen und Antennen, eine nahe Baustelle, gespickt mit sehr hohen Kränen.

Gabrielita, in einer Ecke des Sofas sitzend, zeigte Itaúna, der kein Wort verstand, aber bewundernd zur Entfaltung jeder neuen Funktion nickte, ein fuchsiafarbenes Dingelchen, das aussah wie ein Fernseher in Kleinformat – sie redet von Telefon, von Internet, von Spielen und Musik und Filmen, aber was sagt sie da, sie nimmt ihn auf den Arm, solche Telefone kann es noch nicht geben, es wird ein Spielzeug sein, eines von diesen Kinderdingern, für die sie in den Heftchen werben, gleich sagt sie ihm noch, dass man damit durch die Kleider sehen kann –, während Piraí in der Küche mit einer Gruppe Matronen lachte, die es sich, als sie ihn an Tunken und Töpfen interessiert sahen, in den Kopf gesetzt hatten, ihm beizubringen, wie man eine Krabben-Moqueca kocht.

Janita blieb nur so lange im Haus, wie nötig war, um eine Tasche für Yamandé zu packen und sie ihm ins Krankenhaus zurückzubringen: „Armer Junge, er hat nicht einmal einen Schlafanzug bei sich, ein Paar Pantoffeln, einen Morgenmantel… Ich bringe ihm auch eine Packung Kekse und ein paar Bonbons, im Krankenhaus kochen sie gewiss nicht wie wir hier zu Hause, es wird ihm guttun, sich den Mund zu versüßen. Vielleicht nehme ich auch ein paar Zeitschriften mit, so ein großer Bursche den ganzen Tag im Bett, der langweilt sich doch bestimmt.“

Antônio wollte ihr eben sagen, dass portugiesische Zeitungen zu lesen nicht der richtige Zeitvertreib für Yamandé war, aber dann dachte er, dass ihm die Bilder der Zeitschriften im Gegenteil überaus gefallen würden, und im Grunde war es eine ausgezeichnete Idee. So gut, dass er mit seiner Schwester nicht einmal über die Zweckmäßigkeit von Pantoffeln und Morgenmantel diskutierte.

Es war festgelegt worden, dass die Jungen auf der Veranda schlafen sollten – vor dem unaufhörlichen Regen geschützt, aber nicht in einem Zimmer eingeschlossen, sie zogen es so vor –, und tüchtig hatten Janita, Amanda und Marcela, ohne es einander zu sagen, gedacht, dass es besser wäre, bei Freunden ein paar Hängematten zu leihen, was dazu führte, dass mindestens dreißig davon auf den Sesseln des Wohnzimmers aufgehäuft lagen.

Antônio wurde langsam todmüde, die Gefühle, die Verwirrung und nicht zuletzt die zwei oder drei Biere, an die er nicht mehr gewöhnt war, hielten ihn in einer lächelnden Benommenheit in der Schwebe, aus der er jedes Mal auffuhr, wenn eine Tür schlug, ein Motorrad auf der Straße dröhnte, ein Krankenwagen vorbeifuhr: Geräusche, die er einst nicht einmal bemerkt hatte und für die er jetzt ein paar Augenblicke brauchte, um sie überhaupt zu bestimmen.

Aber er erkannte sofort den Klang, der aus dem Fernseher kam, den jemand eingeschaltet hatte: die Reportage von einem Spiel, offenkundig, unmöglich zu vergessen. Als er ins Wohnzimmer trat und der klebrigen Umarmung einer verspätet eingetroffenen entfernten Cousine entkam, deren Namen er nicht mehr wusste, war Moacir eben losgelaufen, um alle zu rufen, und die Jungen waren überaus aufgeregt: „Antônio, schau, schau dieses Ding mit den Menschen drin, schau! Sie spielen wie wir mit dem Ball, sie spielen Fußball!“

3.11 Fernsehen

„Das ist ein Bildschirm, nicht wahr?“, fragte Cauê und erinnerte sich an das portugiesische Wort, das Antônio in seinen Erzählungen so oft ausgesprochen hatte. „Die Menschen, die da spielen, sind nicht wirklich da drin, sie sind an einem fernen Ort, sehr weit weg. Ah, ja, sie sind auf dem Mond!“

Antônio lächelte und nickte und ließ seine Augen auf jenen Jungen ruhen, die er in gewisser Hinsicht zum ersten Mal zu sehen meinte.

Sie hatten keinerlei Vorstellung von der Funktion der Einrichtungsgegenstände; für sie war ein Sessel nur ein sperriger Haufen und in keiner Weise mit dem Begriff „sich setzen“ verbunden. Moacir legte sich, als er das Sofa sah, darauf, weil er dachte, ein Gegenstand, der einem Krankenhausbett vage ähnelte, könne auch vage dieselbe Funktion haben. Auch Piraí kam auf denselben Einfall, allerdings mit dem Tisch, was Murren und Kichern von der Verwandtschaft hervorrief. Die anderen hockten auf verschiedene Weise auf den Möbeln, der eine auf einer Truhe, der andere auf der Sessellehne. Nur Jaci blieb in einer Ecke stehen, fasziniert von den Glasgehängen des Lüsters, die er, wie Antônio ihm mehr als einmal gesagt hatte, nicht zu pflücken versuchen sollte, weil Antônio fürchtete, er könne sie für Früchte halten.

Die Bilder des Spiels liefen zu schnell, um die Aufmerksamkeit der Jungen zu fesseln, die beständig von den zu vielen Neuheiten um sie herum abgelenkt wurden; auch Antônio selbst hatte die Gewohnheit vollständig verloren, seine Aufmerksamkeit auf einen solchen Gegenstand zu richten. Außerdem war er von der Technik fasziniert: dieser Fernseher war riesig, verglichen mit denen, an die er sich erinnerte, der Bildschirm war ganz flach und ganz dünn, und die Bildqualität war atemberaubend.

Piraí, vom Tisch verjagt, war der Erste, der anfing, die Bewegungen der Spieler nachzuahmen, die er auf dem Bildschirm sah, und bald folgten ihm alle anderen. Eine Finte, ein Zuspiel, ein Antritt auf der Stelle. Jeder von ihnen suchte sich einen ins Bild genommenen Spieler aus und kopierte dessen Bewegungen. Antônio war verzückt. Von außen sah es aus, als tanzten sie einen Tanz ohne Rhythmus, in Wahrheit aber begriff Antônio, dass sie eine Spielübersicht zeigten, die er nicht erwartet hatte. Sie ahmten nicht den Ballführenden nach, sondern die anderen Spieler, die, die an der Abwehr- oder Angriffsaktion beteiligt waren; das war ihre Art, die Spielstrategien wahrzunehmen und zu kommentieren.

Irgendwann bekam die Nummer 10 der Mannschaft in Gelb, Antônio hatte gut eine Viertelstunde gebraucht, um zu begreifen, dass es sich tatsächlich um ein Spiel der brasilianischen Nationalmannschaft handelte, den Ball kurz außerhalb des gegnerischen Strafraums und schob sich ohne Furcht in das Wespennest der gegnerischen Abwehr, wobei er sich mit erschreckender Behändigkeit und Kraft bewegte, trotz seiner winzigen Statur. Kurz darauf hatte er drei oder vier Gegner überspielt, war aber zu weit nach rechts abgedrängt worden, um einen harten Schuss abgeben zu können. Während er stürzte und sich dabei um sich selbst drehte, um dem x-ten gegnerischen Verteidiger auszuweichen, kam aus seinem linken Fuß eine zauberhafte Flugbahn, ein langsamer Ball von überaus gebogener Parabel, der den gegnerischen Torwart überwand und in den Winkel rechts von ihm einschlug.

„TOR!“, brüllten die Jungen im Chor, „TOR!“

Zum ersten Mal in ihrem Leben sahen sie die Gesten angewandt, die Antônio ihnen beigebracht hatte: die Arme hoch, die Umarmungen, die geballten Fäuste zum Zeichen des Sieges. Die Regie blieb mit einer Großaufnahme auf dem Gesicht jenes kleinen Genies im gelben Trikot, das eben dieses

technische Wunder vollbracht hatte. Die Jungen hörten auf, sich zu umarmen, verstummten und drehten sich ruckartig zu Antônio um. Der Erste, der sprach, war Cauê: „Der, der das Tor gemacht hat…“ Er wusste nicht recht, wie er es sagen sollte (es war nicht nötig, denn alle hatten es schon bemerkt). „Hast du gesehen, Antônio? Hast du gesehen, wie er Yamandé ähnelt?“

Antônio war ungläubig: Yamandé und die geniale Nummer 10 Brasiliens, auf deren Trikot der Name „Foguete“ in Grün prangte, ähnelten sich tatsächlich wie Brüder.

3.12 Zerão

„Wohin gehen wir, Antônio?“

Wecker hin oder her, Antônio war bei Sonnenaufgang schon auf den Beinen, wie im Übrigen alle Jungen. Er hatte lange darüber nachgedacht, wie er die Tage einteilen sollte; vor allem lag ihm daran, dass Yamandé nicht zu viel allein war. Aber die Regeln des Krankenhauses waren sehr streng, vor zwölf ließen sie sie nicht hinein, und die Besuchszeiten waren ohnehin begrenzt: freie Zeit gab es reichlich.

Er hatte ganze Stunden damit verbracht, den Jungen den Gebrauch und die Bedeutung der Gegenstände des Hauses zu erklären, aber jene Welt, war ihm klar geworden, war zu wunderlich anders als die ihre, und er würde weit mehr als ein paar Vormittage brauchen, um sie daran zu gewöhnen.

Moacir war einer der Neugierigsten; er hatte gute zehn Minuten damit zugebracht, den Kühlschrank zu öffnen und zu schließen, alle kalten Dinge fasziniert zu betasten, die er enthielt, und mit Erfolg zu ergründen, wie das An- und Ausgehen des Lichts darin funktionierte: Antônio hatte beschlossen, sie machen zu lassen, wenigstens solange sie sich nicht in eine möglicherweise gefährliche Lage brachten. Während die anderen ihm zuhörten, wie er von Schlössern, Teppichen, Schaltern, Büchern und all den anderen Dingen sprach, die ihnen unter die Augen kamen, war Moacir dazu übergegangen, den Wasserhahn zu untersuchen. Er drehte warmes und kaltes Wasser auf und zu, fasste es an, stellte den Strahl auf ein Mindestmaß, kostete es, ein paarmal hätte er sich beinahe verbrüht.

An jenem Morgen, frisch und nach dem Nachtregen unerwartet in Sonne getaucht, wurde Antônio klar, dass er sechs kräftige und lebhafte junge Männer nicht länger im Haus behalten konnte, um über Lüster und Spülkästen zu reden, und machte aus der Not eine Tugend.

Es gab einen Ort, den er unbedingt aufsuchen wollte und der sich wie eine Art Holzwurm in seinen Kopf gefressen hatte, bis er sich in die Mitte jedes Gedankens setzte: er wollte zum Zerão, er wollte sehen, was nach all diesen Jahren aus ihm geworden war; in seinem Innern wusste er, dass es nicht aufgegeben worden sein konnte.

Es würde nicht leicht werden, das wusste er sehr wohl, nicht einmal für ihn selbst. Zu viele Seltsamkeiten, zu viele Unterschiede. Um die wenigen Kilometer zurückzulegen, die sie vom Stadion trennten, konnte man Stunden brauchen (oder wir brauchen Tage, oder wir verirren uns und finden den Weg nie mehr, hier gibt es tausend Gefahren.)

„Ihr habt mir alle Geheimnisse des Waldes beigebracht. Das hier ist mein Wald, und er ist voller Geheimnisse, die ihr nicht kennt. Ihr müsst sehr aufpassen, denn in meinem Wald gibt es Dinge, die viel gefährlicher sind als der Jaguar und der Kaiman.“

Das spöttische Lächeln der Jungen erlosch beim ersten Bus, der wenige Zentimeter neben ihnen durch eine Pfütze fuhr und sie bespritzte, ohne seine Fahrt zu unterbrechen, und wurde bald zu einem Ausdruck der Panik: Mopeds, Autos, selbst Fahrräder und Karren wurden zu tödlichen Bedrohungen. „Er hält nicht an!“, war der häufigste Kommentar, „der Mann auf diesem großen Metalltier sieht uns in die Augen, aber er hält nicht an!“

„Vielleicht kann das große Metalltier nicht anhalten.“

„Doch“, stellte Antônio klar, „es kann anhalten, aber der Fahrer lässt es nicht anhalten.“

„Warum? Und warum greift es dann nicht an?“

„Diese Tiere greifen gewöhnlich nicht an; ihr müsst euch denken, dass der Verstand dieser Tiere der Verstand des Fahrers ist. Wenn sie angreifen, dann weil der Fahrer sich geirrt hat.“

Antônios Antworten befriedigten sie nicht, und er brauchte eine ganze Weile, um sie zu überzeugen, ihm zu folgen; am Ende kürzte er ab: „Wenn ihr es macht wie ich, wird euch nichts passieren.“

Die Lawine widersprüchlicher Empfindungen, die er seit seiner Rückkehr so oft erlebt hatte, ließ Antônio erneut erschüttert zurück. Ihm war, als wäre er in einer jener Science-Fiction-Serien gelandet, in denen es Erdlinge mit ganz bunten Hemden gab, an den Titel erinnerte er sich nicht, die die seltsamsten Planeten erkundeten: die Modelle der Autos und der Mopeds waren ihm größtenteils unbekannt, die Läden, die Menschen, selbst der Geruch in der Luft war nicht mehr derselbe, der Gestank der Abgase erschien ihm erstickend. Ihm war, als hätte er eine unsichtbare Mauer durchbrochen und wäre in einem anderen Universum gelandet, jenem ähnlich, in dem er aufgewachsen war, und doch zutiefst anders. Trotz dieses Gefühls der Entfremdung gab es jedoch auch alte und offenkundig nie vergessene Gewohnheiten, die von selbst wieder auftauchten und ihn zutiefst erstaunten.

Auf die Rodovia Juscelino Kubitschek zu treten und nach links zu schauen, ob Alfonso da ist und raucht, an die seit jeher gelb gestrichene Veranda seiner Fischhandlung gelehnt (die Fischhandlung gibt es noch! Mit Schild und allem! Vielleicht gibt es auch Alfonso noch!); in die Rua da Bacia einzubiegen, obwohl der Weg länger ist, nur weil da die Bäume am Kanal stehen (die Bäume stehen noch! Und wie klein und schmächtig sie wirken!); die niedrigen einstöckigen Häuser wiederzuerkennen und die ewigen Baracken, die am Rand der schlammigen Straßen balancieren, die überaus langen Reihen weißlicher und grauer Gebäude, hier und dort gesprenkelt von Farbausbrüchen, mit den Palmen als Ausrufezeichen; sich an einen Wasserhahn hinter einer Hausecke zu erinnern, aber sich auch über irgendein neues Gebäude oder eine veränderte Kreuzung zu wundern.

Endlich, da war das Zerão, nicht wiederzuerkennen. Der Parkplatz davor auf einen riesigen ungepflasterten Platz zusammengeschrumpft, seine geliebte blaue Umzäunung vollständig neu gestrichen, vielmehr neu gemacht, in einem grellen Weiß, unterbrochen von grünen Pfeilern. Und die Ränge, wie er bemerkte, gänzlich neu, wieder aufgebaut: zweistöckig und mit einem abfallenden Dach, breiter als die vorherigen, frisch gestrichen, wunderschön. Sie hatten also die Umbauarbeiten gemacht, dachte Antônio. Es gelang ihm nicht, den Jungen seine Begeisterung zu vermitteln; er hatte ja schon Mühe, ihnen zu erklären, dass das der Platz war, von dem er so oft erzählt hatte, er wusste nicht, was sie erwartet hatten, aber gewiss nicht diese Umzäunung, diese Straßen und das, was sie sahen.

Trotz der Arbeiten war der Nordteil des Stadions noch von einem Zaun umgeben, unterbrochen von einem wackeligen, halb offenen Pförtchen.

Während er die Jungen hineinließ, sah er, dass auf dem Platz eine Mannschaft trainierte, und als er ein paar schwarz-weiße Trikots erblickte, hatte er keinen Zweifel: es war der Macapá Futebol Clube.

Da, einer dieser Burschen könnte ein Spieler von mir gewesen sein, aber es ist zu viel Zeit vergangen, ich erkenne sie nicht, und sie werden mich gewiss nicht erkennen.

Ein Assistent kam mit lächelnder Miene herbeigelaufen, während Antônio nicht die Worte fand, um sich zu entschuldigen: „Ich hätte nicht gedacht, dass ich um diese Morgenstunde jemanden antreffe…“

„Wir sind Profis“, antwortete der junge Mann sehr leutselig, „wir müssen laut Vertrag hier sein, oder?“

Profis, dachte Antônio, Macapá ist jetzt eine Profimannschaft!

Den Jungen war buchstäblich der Mund offen geblieben; Cauê sagte: „Er ist groß“, und Piraí fast gleichzeitig: „Was für seltsame weiße Bäume ihr benutzt…“ und schon trat er näher, um sie zu berühren. „Das sind keine Bäume! Das ist Metall!“

Der Assistent sah Antônio mit erstauntem Ausdruck an und fragte: „Aber reden die? Ist das eine Sprache?“

Antônio lächelte ihn an und sagte zu Piraí: „Natürlich sind das keine Bäume, ich bin sicher, dass ich euch das auch erzählt habe.“

„Daran habe ich mich nicht erinnert“, antwortete der Junge.

Dann wandte Antônio sich an den Assistenten: „Ja, es ist eine Sprache. Wir wollen Ihnen jedenfalls nicht auf die Nerven gehen, ich war gekommen, um diesen Jungen den Platz zu zeigen, wir dachten, es wäre niemand da, und wollten ein paar Bälle treten, aber sehen Sie, wir gehen sofort.“

„Wieso, spielen sie Fußball?“

Dem Assistenten war aufgefallen, dass an dieser Gruppe junger Leute etwas seltsam war. Es war nicht die Tatsache, dass sie Indios waren, es war keineswegs ungewöhnlich, dass Gruppen von Indios durch Macapá zogen; es war auch nicht, wie sie gekleidet waren, kurze Hosen und nackte Füße waren die Regel. Aber da war etwas, abgesehen von der Sprache, das ihm nicht einleuchtete. Vielleicht war es, wie sie beieinanderstanden, Schulter an Schulter, vielleicht war es, wie sie gestikulierten und miteinander flüsterten. Der Assistent betrachtete sie wieder und wieder und überzeugte sich, dass ja, an ihnen war etwas anders.

„Ja, sie sprechen kein Portugiesisch, aber sie spielen, und sogar ziemlich gut.“

„Wenn Sie wollen“, sagte der Assistent, ohne seine freundliche Miene zu verlieren, „wir wollten gerade ein Spielchen machen; wenn Sie sich anschließen wollen, freut uns das nur. Meinen Sie, dass sie imstande sind, mit uns zu spielen?“

„Sehen Sie, ich weiß es nicht. Versuchen wir es und sehen wir, einverstanden?“

Von allem, was die Jungen in diesen wenigen Tagen fasziniert hatte, schien nichts in ihren Augen so außerordentlich, wie es jetzt die Bälle waren. Weich, glatt, vollkommen kugelrund; sie betasteten sie, beschnupperten sie, leckten daran, um ihren Geschmack zu erfahren, legten sie zum Ausbalancieren auf die Nase oder auf die Füße und lösten damit mehr als ein Lachen in der Gruppe von Macapá aus.

„Was ist denn los?“, flüsterte der Assistent belustigt zu Antônio. „Es sieht aus, als hätten sie in ihrem Leben noch nie einen Ball gesehen.“

„Darf ich Ihnen ein Geheimnis verraten?“, flüsterte Antônio seinerseits. „Ja, es ist das erste Mal, dass sie einen Ball sehen.“

Der Assistent gab Antônio einen leichten Rippenstoß, überzeugt, es sei ein Scherz, und Antônio tat nichts, um ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Er ging stattdessen zu seinen Jungen und begann ihnen ein paar Dinge zu erklären. Die Athleten von Macapá hatten unterdessen die Mannschaften gebildet, und ein Grüppchen von fünf Spielern näherte sich schüchtern Antônio und jener Gruppe Unbekannter.

Kaum hatte Antônio den Jungen gesagt, dass jene fünf Spieler mit ihnen spielen würden, brach ein heftiger Protest los: „Wir sind wir!“, platzte Moacir heraus. „Wir können nicht mit ihnen spielen, sie verstehen uns nicht!“, legte Ubiratan nach, und so weiter.

Antônio sah sich gezwungen, zum Assistenten zurückzukehren, der inzwischen mit dem sprach, der der Trainer zu sein schien: „Entschuldigen Sie, wirklich, ich wollte Ihnen nicht all diese Umstände machen. Ich bin Trainer… nun ja, ich war es, und ich weiß sehr wohl, wie lästig solche Lagen sind. Jedenfalls möchten meine Jungen unter sich spielen, wenn es Ihnen nichts ausmacht.“

„Wie viele sind Sie? Sechs? Sieben mit Ihnen? Wenn Sie wollen, spielen wir sieben gegen sieben.“

„Ja, danke, vielen Dank, machen wir zehn Minuten und dann gehen wir, einverstanden? So sehen sie, wie es ist zu spielen.“

„Wie denn, haben sie noch nie gespielt?“, fragte der Trainer.

„Doch, sie haben gespielt. Kurzum, vergessen Sie das Letzte, was ich gesagt habe, einverstanden?“

„Noch etwas“, sagte der Trainer weiter, ein angegrauter Mann um die vierzig, „haben sie keine Fußballschuhe?“

„Nein, sie spielen barfuß.“

„Dann wir auch!“, sagte der Assistent lachend, und im Handumdrehen standen alle Spieler barfuß auf dem Platz, die belustigten Spieler von Macapá eingeschlossen.

Der Anstoß wurde den Gästen überlassen, und Antônio war eifrig darauf bedacht, allen in Erinnerung zu rufen, wie genau die Regel des ersten Zuspiels lautete: „Nach vorn, ich bitte euch.“

Ubiratan tippte den Ball nur leicht zu Cauê, der mit gesenktem Kopf geradewegs auf das Tor lossprintete, mit einem Ausdruck tierischer Entschlossenheit in den Augen, den im Zerão noch nie jemand gesehen hatte. Etwa dreißig Meter vor dem gegnerischen Tor zog er mit unerhörter Wucht ab, und der Schuss ging hoch, sehr hoch. Der Ball schien gar nicht mehr anhalten zu wollen, er flog über die Latte, über die Laufbahn, deren Erneuerung nie fertig werden sollte, über die Zäune und auch noch über die ersten Häuser des Bairro.

Die Spieler von Macapá brachen alle in Gelächter aus, auch wenn manche zumindest vor sich selbst die Bestürzung über die ganze Kraft nicht verbergen konnten, die in diesem Schuss gesteckt hatte. Antônio stürzte zu Cauê und versuchte ihm den Unterschied zwischen diesen Bällen und den Bällen aus Blättern zu erklären, die sie im Wald benutzten. Cauês Augen sprühten Funken, während er ihm mit zusammengebissenen Zähnen antwortete: „Ich habe verstanden, ich habe verstanden.“

Das Spiel ging mit einem anderen Ball weiter, und es blieb nicht das einzige Mal: die Indios hatten blitzschnelle Füße und waren immer als Erste am Ball, aber der letzte Schuss war jedes Mal ein Gewaltschuss, der weit weg landete, oft außerhalb des Stadions.

„Flacher“, sagte Antônio nur, verkniff sich ein „nicht so fest“ und versuchte, die Sache mit Lächeln und Schulterklopfen herunterzuspielen. Nach wenigen Minuten war das Lachen der Spieler von Macapá verstummt. Auch wenn keiner der Schüsse den Torwart in Verlegenheit gebracht hatte, war die körperliche und technische Überlegenheit dieser Jungen trotz ihrer schmächtigen Statur offenkundig, und die Unbeholfenheit, die sie mit diesen Bällen empfanden, nahm von Minute zu Minute ab.

Nach acht Minuten stieß der Trainer den ersten wütenden Schrei gegen einen seiner Männer aus, der zum x-ten Mal im Mittelfeld den Ball verloren hatte. Macapá war praktisch noch nicht über die Mittellinie hinausgekommen, abgesehen von ein paar langen Bällen, die im Toraus verloren gegangen waren.

Die Pässe der Indios beschrieben keine Bogenlinien, ihre Bälle flogen schnurgerade wie Projektile, sie wurden mit einer nie gesehenen Wucht getreten, und ihr Spiel war völlig schnörkellos, reine Aggressivität in der Abwehr und schnelle Abschlüsse im Angriff.

In der neunten Minute gab es einen Einwurf in der Abwehrzone von Macapá. Cauê war mindestens zehn Meter von dem Spieler entfernt, der den Ball annahm, aber seine Schnelligkeit war beeindruckend, und diese zehn Meter waren im Nu zurückgelegt. Nachdem sie den Ball abgefangen hatten, begannen sie, ihn sich schnell zuzuspielen, bis Jaci aus dem Augenwinkel Ubiratans Antritt sah und ihn millimetergenau mit einem halbhohen Pass bediente, der blitzschnell quer über den Platz schnitt. Ubiratan überlegte nicht lange und nahm den Ball volley, und diesmal gelang es ihm, den Schuss vollkommen zu kontrollieren. Der Ball schlug unhaltbar im rechten oberen Eck ein, und der Torwart, der zu spät abgesprungen war, ertappte sich beim Fluchen, kaum dass er begriff, wie nutzlos sein Flug war.

„Der vergiftete Pfeil“, lächelte Antônio in sich hinein und gab dem Schema, das sie ausgeführt hatten, seinen Namen. Er war an diese Aggressivität und an diese Geschwindigkeiten gewöhnt, aber der Vergleich mit diesen ausgebildeten Spielern war wirklich beeindruckend. Der Unterschied war so gewaltig, dass die Jungen von Macapá stillzustehen schienen.

„TOR!“, schrien die Jungen gemeinsam, „TOR!“, und sie umarmten sich und rissen die Arme zum Himmel und ahmten ungeschickt den Jubel der Fußballer nach, den sie am Vortag im Fernsehen gesehen hatten.

Der Assistent beschloss, das Ende der zehn Minuten abzupfeifen, während die Jungen noch diese Pantomimen aufführten. Antônio kam mit einem Lächeln von einem Ohr zum anderen näher und teilte ihnen mit, dass das Spiel vorbei war und dass sie gewonnen hatten, und damit ging der Jubel los, diesmal auf ihre Art, mit den Gesängen und Tänzen des Sieges, während die Athleten von Macapá sich still und leise zum Trainer trollten, der sie schon ausschimpfte: „Schämt euch! Die Meister von 2013! Schämt euch!“

Antônio, inzwischen sichtlich verlegen, wenn auch überaus zufrieden, ging hin, um die Feier seiner Spieler zu beenden, und sparte bei keinem mit Lob. Der Assistent des Trainers kam ihm verblüfft, aber immer noch leutselig entgegen und gratulierte ihm.

„So etwas habe ich noch nie gesehen“, sagte er, „noch nie.“

„Danke. Wie heißen Sie?“

„Carlos, und Sie?“

„Antônio. Danke für das Lob, Carlos, aber wissen Sie, wir hatten auch viel Glück.“

„Ach was, Glück hin, Glück her, diese Jungen sind großartig! Antônio, sagten Sie? Ich kannte einmal einen Antônio, aber das ist viele Jahre her… Jedenfalls, würden Sie mir Ihre Nummer geben? Ich würde gern in Kontakt bleiben.“

„Nummer?“, fragte Antônio, ohne gleich zu verstehen, dass es um das Telefon ging. „Ich habe keine Nummer.“

Carlos sah ihn fragend an und sah dann die Jungen an: „Sie sind schon eine seltsame Truppe, was? Sagen Sie mir die Wahrheit, Antônio, das sind Indianer, nicht wahr? Ich meine richtige Indios, sie kommen aus dem Wald, nicht wahr?“

Antônio sah sich um, bevor er antwortete: der Rasen, die Ränge, die Anzeigetafel mit einer großen Uhr, die ein Uhr zeigte. Yamandé!

„Ja, Carlos, wir sind Indianer, aber jetzt müssen wir gehen.“

Und dann in ihrer Sprache: „Jungs, schnell, wir müssen zu Yamandé, schnell, schnell!“

Wir? dachte Carlos, als er sie davonlaufen sah.

3.13 Spielübersicht

Das Gebrüll des Chefarztes war vom Ende des Ganges her zu hören. Sein Sprechzimmer verbarg sich hinter einer Tür mit einem kaum lesbaren Schildchen, die Antônio immer geschlossen gesehen hatte.

Sie hatten Yamandé aufrecht im Bett sitzend vorgefunden, wie er einen Apfel aß, und es war eine Freude gewesen, endlich sein Lächeln zu sehen. Eine tatkräftige Krankenschwester hatte gesagt, der Arzt habe ihn vor Kurzem untersucht und festgestellt, dass sie bald mit der Krankengymnastik anfangen könnten, und so war Antônio zufrieden auf den Gang geeilt, um zu versuchen, mit dem Arzt zu sprechen.

Unterdessen hatten die Jungen schon angefangen, ihrem Freund zu erzählen, vom Fußballplatz, von den Bällen und den Toren, mit jener so ungewöhnlichen Art zu sprechen und zu gestikulieren, die alle anderen Kranken und ihre Besucher belustigte: sie verstanden nichts, aber es war trotzdem ein Schauspiel.

Das Gebrüll des Chefarztes legte sich nicht; Antônio hatte schon zweimal versucht, an die Tür zu klopfen, ohne Antwort zu erhalten, und war ungeduldig vor die Tür von Yamandés Zimmer zurückgekehrt und wartete, dass der Arzt sich beruhigte, um mit ihm sprechen zu können.

Die Jungen erzählten das Spiel gegen Macapá mit überschäumender Fülle an Einzelheiten. In jenen zehn Minuten Spiel hatte jeder von ihnen eine beeindruckende Menge an Informationen gesammelt und ergoss sie jetzt lawinenartig über Yamandé. Sie hatten bemerkt, wie ihre Gegner und die Trainer gekleidet waren, sie hatten die Unterschiede zwischen den einzelnen Bällen bemerkt, die Stellen auf den Rängen, an denen die Sitze fehlten, sogar wo die aufgegebenen Erdhaufen lagen, die zur Erneuerung der Laufbahn hätten dienen sollen. Vor allem aber erinnerten sie sich Augenblick für Augenblick an die Stellung aller Gegner.

„Als ich den Ball zu Jaci gespielt habe“, sagte Cauê gerade, „war der Gegner mit den ganz kurzen Haaren und dem gelben T-Shirt drei Schritte von der Mittellinie entfernt, der Große, Dunkle stand zehn Schritte vor mir, der, der immer lachte, lief langsam auf Piraí zu, aber zwischen ihnen war viel Platz…“

„Und der Torwart stand ein bisschen nach rechts versetzt, du hättest schon schießen können!“, warf Itaúna ein.

„Ja, ich hätte schon schießen können, aber der Raum, um den Ball durchzubringen, war weniger als ein halber Schritt, und mit diesen so leichten Bällen hätte ich danebenschießen können, also habe ich zu Jaci gespielt.“

„Ängstlich sein ist nicht gut“, schloss Moacir und brachte damit Cauê zum Schweigen, der den Blick senkte, weil er nicht wusste, was er antworten sollte.

Aber Ubiratan hatte schon wieder angefangen, eine andere Spielphase zu erzählen, und auch er hatte die Stellung und die Laufrichtungen von Mitspielern und Gegnern mit einer Genauigkeit erfasst, die an Unglaubliches grenzte.

Antônio nickte; er kannte diese Fähigkeit der Jungen gut. Bis zu jenem Tag hatte er sich nie nach dem Grund für diese ihre Gabe gefragt, sie war ihm ganz normal erschienen. Aber jetzt, da er wie-

der in die Wirklichkeit von Macapá eingetaucht war, wurde ihm klar, wie besonders sie war. Vielleicht weil sie Jäger sind? Es muss der Wald gewesen sein, der sie so gemacht hat, schloss er.

Yamandés Bein steckte in einem Käfig aus Metallstreben, die ihm aus dem Fleisch ragten und schlimm anzusehen waren, aber er sagte, er habe nicht viel Schmerzen, und abgesehen von einigen Grimassen schien seine gute Laune das zu bestätigen. Er verfolgte die Erzählungen, stellte alle möglichen Fragen und beteiligte sich, so gut er konnte, an der Gestik seiner Freunde. Er erfasst auch alles, begriff Antônio, er baut das ganze Spiel in seinem Kopf nach.

Fast als bestätigte er, was Antônio gerade dachte, fragte Yamandé: „Ubiratan! Warum hast du nicht zu Cauê gespielt?“, und zwang Ubiratan damit zu einer langen, unglaublichen Erklärung aus Laufwinkeln und Richtungen der Gegner, an deren Ende sie alle übereinkamen, dass der Schuss, die von Ubiratan gewählte Lösung, die beste Möglichkeit gewesen war.

Antônio beschloss, einen weiteren Versuch beim Chefarzt zu machen, und trat wieder an die Tür, hinter der das Donnerwetter noch nicht zu Ende war. Ob er wollte oder nicht, er hörte mit, was der Arzt sagte; bei der Lautstärke seiner Stimme war es nicht anders möglich.

„Die Weltmeisterschaft! Die Weltmeisterschaft am Arsch! Wenn sich hier einer unserer Kranken eine Infektion holt, ist er praktisch tot, so viel zur Weltmeisterschaft! Sieh dir das an! Sieh dir an, wie viel Geld sie für diese Stadien ausgegeben haben! Willst du wissen, wie viele Krankenhäuser man mit diesen Dollars hätte bauen können? Du willst es nicht wissen, ich sage es dir! So viel zur Weltmeisterschaft!“

Antônios Augen weiteten sich und starrten auf einen fernen, unbestimmten Punkt, der sich irgendwo jenseits der eloxierten Aluminiumtür befand. 1998 Frankreich, dann 2002, 2006, 2010…

„Zweitausendvierzehn!“, schrie er, ehe er sich’s versah. „Zweitausendvierzehn!“

Er lief den Gang entlang, er musste es jemandem sagen, und in Reichweite waren nur die Jungen.

„Zweitausendvierzehn!“

Als er ins Zimmer trat, drehten sich alle zu ihm um, und Antônio machte eine Anstrengung, sich zu fassen. Im Bett neben Yamandé beobachteten ihn ein junger Mann mit denen, die seine Frau und seine beiden Töchter sein mussten, die ganze Zeit, während er in jener von Lauten und Gesten überquellenden Sprache den Jungen erklärte, dass genau in diesem Jahr die Fußballweltmeisterschaft stattfinden würde, in wenigen Monaten. Der junge Mann, der einen Arm im Gips und eine Gesichtshälfte voller Schürfwunden hatte, erkannte das „Poropò, poropò!“, das Moacir lachend anstimmte, und sah Antônio auf der Suche nach einer Erklärung an.

„Zweitausendvierzehn“, sagte Antônio zu ihm, noch auf der Woge der Begeisterung, „es ist Fußballweltmeisterschaft!“

Der junge Mann lächelte und sagte im gutmütigsten Ton, den er aufbringen konnte: „Sie waren vielleicht die Einzigen auf der Welt, die nicht wussten, dass diesen Sommer die Weltmeisterschaft in Brasilien ist!“

Antônio brauchte eine Weile, um die Nachricht aufzunehmen: nicht nur ist bald Weltmeisterschaft, sie findet auch in Brasilien statt. Sein Herz begann schneller zu schlagen, und die Haare im Nacken stellten sich ihm auf wie beim ersten Mal, als er einen Jaguar gesehen hatte.

Alle um ihn herum merkten, dass ihm etwas widerfahren war: der junge Mann mit dem gebrochenen Arm stieß einen kehligen Laut aus, und dasselbe tat Yamandé, aber vielleicht wegen eines Stichs im Bein. Cauê trat näher und fragte: „Antônio?“

„Jungs“, er versuchte seine Gedanken zu sammeln, „die Weltmeisterschaft…“ Ihm wurde klar, dass sich für sie nichts ändern würde. „…ist in Brasilien!“

Für sie änderte sich nichts. Für sie war „Brasilien“ ein abstrakter Begriff wie so viele andere, die sie in der letzten Zeit ohne Rückfragen hatten hinnehmen müssen. Nur Yamandé dachte ein wenig darüber nach und fragte dann: „Wir sind aus Brasilien, richtig?“

„Ja, Yamandé, wir sind Brasilianer.“

„Und das heißt…“, der Junge dachte kurz nach, „dass wir bei der Weltmeisterschaft spielen können?“

„Nein, Yamandé, es spielen die Besten.“

Antônio lächelte, während Cauê sagte: „Er meint solche wie Foguete.“

„Genau, ja“, bestätigte Antônio, „solche wie Foguete.“

3.14 Nachrichten

Janita war in Tränen. Antônios erster Gedanke war: Yamandé. Yamandé ist etwas passiert. Dann bemerkte er, dass Janita auf den Fernseher sah, und beruhigte sich sofort. Wahrscheinlich weinte sie wegen einer Seifenoper oder etwas Ähnlichem.

„Warum weinst du, Janitinha?“

„Wegen des Todes von Nelson Mandela.“

Antônio fiel ein Tag vor vielen, vielen Jahren ein, als er Janita in Tränen vorgefunden hatte über das Dahinscheiden Tschaikowskys, dessen tragische Todesumstände sie eben gelesen hatte.

Er dachte, das sei einer der vielen geschichtlichen Augenblicke, die er in diesen vierzehn Jahren übersprungen hatte und die er nachholen wollte, sobald er ein wenig freie Zeit hätte.

„Wann ist er gestorben?“, fragte er sie.

„Vor drei Monaten“, antwortete Janita zu Antônios Erstaunen und zog die Nase hoch, „jetzt kommt eine Dokumentation über seine Beisetzung.“

Antônio setzte sich wortlos in den Sessel. Zum ersten Mal seit seiner Rückkehr begriff er, begriff er wirklich, welch außerordentliche Geschichte er in diesen Jahren erlebt hatte und wie sehr die Welt unterdessen ohne ihn weitergegangen war, ohne auf ihn zu warten. Er dachte an die Neuerungen, die es im Internet gewiss gegeben hatte, wurde sich bewusst, dass er noch keine Zeit gehabt hatte, jene futuristisch aussehenden Telefone genau zu betrachten, die alle in der Hand zu haben schienen und die anscheinend zu weit wichtigeren Dingen dienten als zum Telefonieren. Und er war sich sehr wohl bewusst, keine Ahnung zu haben, wie die örtliche Politik oder die Weltpolitik sich entwickelt hatte.

Während er diese Überlegungen anstellte, zeigte der Fernseher den Aufmarsch der verschiedenen Staatsoberhäupter, die Madiba die letzte Ehre erwiesen hatten. „Hier die Präsidentin Brasiliens, Silvina Mello…“, sagte die Stimme aus dem Off.

Die Präsidentin? „Janita, wir haben eine Frau als Präsidentin?“

„Ja.“

Sieh mal einer an. Und was denn noch alles, fragte sich Antônio.

Der Fernseher, als hätte er seine Gedanken gelesen, antwortete ihm flink: „…und Aufsehen erregte der Fall dieses Mannes, der sich als Gebärdendolmetscher ausgab…“

„Hahahah, ganz groß!“, lachte Antônio.

„Hier sieht man ihn, wie er vorgibt, die Worte des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Barack Obama, in die Gebärdensprache zu übersetzen.“

„Janita, habe ich richtig verstanden? Das ist der Präsident der Vereinigten Staaten? Ein Schwarzer?“

„Ja, Toninho, das ist er.“

Wahnsinn. Aber wie lange war ich weg, vierzehn Jahre oder hundertvierzig?

Antônios Vater war immer ein zurückhaltender Mensch gewesen, und jetzt, da das Alter voranschritt, war er noch wortkarger geworden. Den größten Teil des Tages saß er im Sessel im Wohnzimmer oder auf dem Stuhl auf der Veranda und streichelte den Hund oder sah ihm beim Spielen im Hof zu. Seit Antônio zurückgekehrt war, hatten sie wenige Worte gewechselt und noch keine Gelegenheit gehabt, unter vier Augen zu reden.

Sie hatten immer selten über Sport gesprochen: Italo war ein Jahr nach der Tragödie des Maracanaço geboren, während Antônio ein Jahr vor dem Triumph im Azteca geboren war, und so albern es auch scheinen mochte, diese Sache schien ihr Verhältnis geprägt zu haben.

Antônio hatte sich vorgenommen, Geschichte und Politik als Eisbrecher zu benutzen, war sich aber klar geworden, dass er inzwischen wirklich zu wenig davon wusste, um daraus einen unverbindlichen Plausch zu machen, und beschloss, als er sich auf der Veranda neben den Vater setzte, sich auf den Sport zu stürzen.

„Also, Papa. Da ich vor Kurzem erfahren habe, dass die Weltmeisterschaft hier in Brasilien stattfindet, erzähl mir, was ich in diesen Jahren verpasst habe. Irgendein sportlicher Triumph Brasiliens? Die x-te Enttäuschung?“

„Es kommt darauf an, Toninho, es kommt darauf an“, Italo blieb einige Augenblicke nachdenklich, dann schlug er vor: „Reden wir über Kunstturnen?“

„Haha, du willst wirklich bei den Grundlagen anfangen, Papa?“

„Nein, ich will über sportliche Triumphe Brasiliens reden.“

„Ach was?“

„Doch, Toninho. Vor zwei Jahren waren die Olympischen Spiele in London, und zum ersten Mal haben wir die Goldmedaille im Turnen gewonnen, an den Ringen.“

„Unglaublich!“

„Ja, und ob. Und eine weitere haben wir im Judo gewonnen und eine dritte im… Volleyball!“

„Volleyball?! Wirklich? Fantastisch! Ich habe immer gesagt, dass früher oder später wir gewinnen würden.“

„Frauenvolleyball allerdings.“

„Ah. Gut. Und der Männervolleyball?“

„Silber.“

„Aaaah, schade! Na ja, wenigstens haben wir den Fluch des Halbfinales besiegt. Wer weiß, ob früher oder später…“

„Den Fluch des Halbfinales haben wir schon seit einer Weile besiegt.“

„Wie meinst du das? Komm schon, Papa, lass dir die Neuigkeiten nicht mit der Zange herausziehen.“

„Wir haben auch in Peking Silber geholt, 2008. Aber in Athen 2004 haben wir Gold gewonnen.“

„Gold?“

„Ja. Aber vor allem…“

„Vor allem?“

„Wir haben die letzten drei Weltmeisterschaften hintereinander gewonnen. Volleyball ist inzwischen unser Terrain, Toninho. Und weißt du, wer der Trainer ist, der uns zu diesen Triumphen geführt hat? Bernardinho, genau wie du es dir gewünscht hast“, lächelte sein Vater, zufrieden, als hätte er ihm ein Geschenk gemacht.

Als Sahnehäubchen kamen sie auf den Fußball zu sprechen. Italo erzählte vom brasilianischen Triumph 2002, vom italienischen Sieg 2006 und ging in allen Einzelheiten auf den unrühmlichen Abgang des französischen Kapitäns ein. Und dann erzählte er vom Aufstieg des Tiki-Taka und vom Triumph der Spanier 2010.

Dann, nach einigen Minuten Schweigen, während Antônio all diese Informationen noch verarbeitete, tat Italo einen tiefen Seufzer und sagte zu seinem Sohn: „Ich habe nie geglaubt, dass du tot wärst, weißt du?“

Er weinte, aber die Stimme war entschieden wie immer.

„…“

„Und weißt du, warum? Erinnerst du dich, was dein Großvater kurz vor seinem Tod gesagt hat? ‚Ich habe zusammen mit Antônio ein glückliches Ende gesehen, ich kann glücklich sterben.‘ Auch ich will ein glückliches Ende zusammen mit einem Enkelchen sehen, du konntest nicht vorher gegangen sein.“

Antônio riss die Augen auf. In der Verwirrung jener Tage, mit tausend Dingen, an die er denken, tausend, die er erzählen, und tausend weiteren, die er wiederentdecken musste, war es ihm vollständig entfallen, seiner Familie die wichtigste Nachricht mitzuteilen. Mein Gott, wie peinlich, wie konnte ich nur nicht daran denken?

3.15 Überraschungen

Sie saßen alle bei Tisch, Antônio mit den Eltern und Janita, die Jungen verstreut mit ihren Tellern Eintopf und ihren Schalen Coca-Cola. Der laue, regenschwere Wind ließ die geblümten Nylongardinen tanzen, das Radio zirpte im Hintergrund, während seine Mutter und Janita erörterten, ob sie Yamandé am nächsten Tag Cajuzinhos oder wieder Kokosplätzchen bringen sollten, als er sich räusperte und sagte: „Ähm, also, ich wollte euch sagen, dass… bisher war der Augenblick nicht da, aber… kurzum, ich habe einen Sohn."

„Mutter Gottes! Antoninho! Du hast geheiratet!" Marcela hatte das Besteck fallen lassen und beinahe das Glas umgestoßen und schlug die Hände an die vor Rührung roten Wangen.

„Nicht… also, nicht ganz, aber kurzum…"

„O Gott, o Jesus, welche Freude! Ein Enkelchen! Ich muss sofort Amanda anrufen, ihr sagen, dass sie Tante geworden ist, dass die Kinder einen Cousin haben!"

Sie stand aufgeregt auf, ließ die Serviette fliegen und stürzte zum Flur und zum Telefon, machte aber auf halbem Weg kehrt und ließ sich wieder auf den Stuhl fallen und fächelte sich das erhitzte Gesicht: „Meine Güte, mir wird fast schwarz vor Augen, du warst tot und stattdessen lebst du und hast auch noch geheiratet!!!"

„Mama, es ist nicht ganz so…"

„Aber habt ihr gehört? Ein Kind von Antônio! Man muss feiern! Janita, du bist wieder Tante! Italo, hol eine Flasche, oder auch zwei, ich muss sofort Amanda und Tante Norminha anrufen… Und wie heißt er? Und wie alt ist er?"

„Nein, nicht Jahre, er ist ganz klein, er ist erst vier Mond… vier Monate, ungefähr. Er heißt Ybyráatã."

„Aber was für ein schöner Name, er klingt wie der eines Kolibris. Und wie heißt deine Frau? Bestimmt ein bildhübsches Mädchen!"

Janita war aufgestanden, um ihn lachend zu umarmen, und drückte ihn fest: „Wie schön, Antônio, wie glücklich ich bin! Jetzt fehle nur noch ich, ich werde mich beeilen müssen!"

Sein Vater beschränkte sich darauf, ihn anzusehen, aufrecht auf seinem Stuhl, noch Messer und Gabel in der Hand, ein Lächeln von einem Ohr zum anderen, und zog die Nase hoch, die Augen ganz feucht. Die Jungen hatten nichts verstanden außer, dass etwas gefeiert wurde, und deshalb lachten auch sie und klatschten und umarmten alle, während Ubiratan und Piraí im Gleichklang mit den Händen auf dem Tisch den blitzschnellen Rhythmus des Festliedes schlugen.

Die Nachbarin erschien in der Tür, noch mit der Serviette in der Hand: „Alles in Ordnung? Ist etwas passiert?"

„Genovefa, wir sind wieder Großeltern geworden! Mein Antônio hat uns ein Enkelchen geschenkt! Komm, komm etwas trinken, man muss feiern, ruf auch Ronaldo und die Jungen, sag es auch Senhor Meñares vom Hof nebenan, der wird sich bestimmt freuen!"

Antônio ging von einem Trinkspruch zum anderen – auch die Nachbarn vom anderen Hof waren gekommen – und musste allen wiederholen, dass nein, er hatte keine Fotos, nicht einmal ein Video, nein, nichts: vielleicht das nächste Mal, das nächste Mal versprochen, versprochen.

„Und du hast sie ganz allein dort gelassen, deine Frau? Du hättest sie mitbringen müssen, damit wir sie kennenlernen, du meine Güte, was für einen Kopf du hast. Oh, aber ich muss ihr ein Geschenk schicken, Janita, wir müssen es holen gehen: etwas für das Kind und für sie Ohrringe, vielleicht eine Bettjacke. Italo, gleich morgen musst du dem Kleinen ein Postsparbuch eröffnen, oh, da ist Amandinha, gut gemacht, Janita, dass du sie angerufen hast! Kinder, ihr habt eine Tante und einen Cousin, kommt und gebt dem Onkel einen Kuss! Mamas schöner Antônio ist Papa geworden! Und wie, hast du gesagt, heißt deine Frau?“

„Es ist nicht genau… Janaína, sie heißt Janaína.“

„Auch ein schöner Name, und sag mir, wie habt ihr euch kennengelernt, seit wann seid ihr verheiratet? Mein Jesus, ich kann es kaum erwarten, das Kind zu sehen, den kleinen Kolibri seiner Großmutter.“

Tante Norminha, die mit einem großen Tablett Gebäck und einem Paar hellblauer gestrickter Babyschuhe eingetroffen war – die habe ich gemacht, als ich Gabriela erwartete, ich habe sie aufgehoben, du bist mir nicht böse, oder? Ein Geschenkchen von der Tante –, umarmte ihn zusammen mit Gabrielita, die fragte, ob sie die Patin sein würde, sehr enttäuscht, weil es nicht einmal ein Foto gab, das man auf Facebook stellen konnte.

Amanda schnäuzte sich, ganz zufrieden: „Aber bravo, Antônio, und dann noch ein Junge! Papa, hast du gesehen, freust du dich? Aber Antônio, du musst unbedingt Teresa anrufen.“

„Teresa? Welche Teresa?“

„Wie bitte, erinnerst du dich nicht, deine Hörerin, die, die immer angerufen hat: hör, hör, sie ist gerade auf Sendung!“

„Auf Sendung? Aber wo, aber wie?“

Amanda drehte die Lautstärke auf: „Aber ja, sie hat das Radio wieder auf die Beine gestellt, das ist eine lange Geschichte, die ich nicht genau kenne, aber kurzum, es ist ganz ihr Verdienst. Sie macht eine wunderschöne Sendung mit Rezepten und Nachrichten aus der Welt, wir hören sie immer: hör, wie gut sie ist, man versteht nie etwas, sie ist großartig, hör zu! Besser noch, ruf sie an, ruf sie sofort an!“

Als man ihm das Telefon schon in die Hand gedrückt hatte, lachte Antônio: fast ein Schwindel, sich auf diese Weise am anderen Ende der Leitung wiederzufinden.

„Hallo?“

„Teresa?“

„Ja, guten Abend, mein Lieber, woher rufen Si… Aber diese Stimme, diese Stimme würde ich unter tausend erkennen, unter tausend Millionen… Antônio?!“

„Ja, Teresa, ich bin es, Antônio.“

„Gott im Himmel, Antônio, welche Rührung! Totgesagte leben länger! Ich wusste, dass du nicht tot sein konntest, Antônio, das konntest du nicht, mit so einer Stimme. Meine Güte, liebe Hörerinnen und Hörer, ihr könnt euch das nicht vorstellen, da, ich lege ein schönes Lied auf, um mich von der Rührung zu erholen: meine Lieben, hier für euch, von Barbra Gaynor, ‚I Will Survive‘.“

3.16 Gazeta

Marcela kam außer Atem herbei und trocknete sich die Hände am Spültuch, während Antônio herauszufinden versuchte, wie das Handy funktionierte, das seine Schwester Amanda ihm geliehen hatte und das er mit Mühe und Not hatte einschalten können: „Antônio, Antônio, komm ans Telefon! Da ist ein Journalist! Ein Journalist für dich!“

„Was für ein Journalist, Mama? Was will er?“

„Ich weiß nicht, die Gazeta von irgendwas, los, beeil dich, lass ihn nicht warten!“

Antônio teilte die Aufregung seiner Mutter überhaupt nicht und hatte, um die Wahrheit zu sagen, keine große Lust, mit einem Journalisten zu sprechen, wozu denn? Na gut, hören wir, was er will, sonst quält Mama mich.

„Ja, hallo?“

„Liebster Antônio! Welche Freude, Sie zu hören!“

„Entschuldigung, wer spricht?“

„Ich bin José Geremia Opispo de Mervelhos, aber Sie können mich ohne Weiteres José nennen! Ich bin Journalist bei der Gazeta Esportiva do Amapá, die kennen Sie sicher.“

„Eigentlich nicht. Aber tatsächlich war ich in letzter Zeit ein wenig aus dem Verkehr gezogen…“

„HAHAHAHA! Ein wenig aus dem Verkehr gezogen! Vierzehn Jahre aus dem Verkehr gezogen, was, Antônio! Sie sind ja ein Original!“

„Hören Sie, ich hätte zu tun, also wenn…“

„Aber natürlich! Aber natürlich, Antônio, Sie sind ganz gewiss überaus beschäftigt! Ich stehle Ihnen nur fünf Minuten, ein Interviewchen im Vorbeigehen, aber wenn Sie es veröffentlicht sehen, wird es Ihnen die Sprache verschlagen! In fünf Minuten mache ich mit Ihnen das Interview des Jahres, Sie werden sehen, Antônio, Sie werden sehen!“

„Tja, ich weiß nicht, ich verstehe nicht… ein Interview, um worüber zu reden? Aber Moment, zuallererst: wer hat Ihnen meinen Namen gegeben?“

„Ach, lieber Antônio, ein Journalist verrät nie seine Quellen, wer wüsste das nicht! In diesem Fall war es Doktor Traverso, der vom Senhora dos Anjos, der zufällig mein Cousin ist! Man kann den eigenen Cousin nicht einmal als Quelle betrachten, oder? Und außerdem habe ich es Ihnen ja jetzt gesagt, hahahah!“

„Und was zum Teufel hat der Doktor Ihnen erzählt?“

„Ach, alles, liebster Antônio, alles! Dass Sie nach vierzehn Jahren im Wald verloren angekommen sind, begleitet von einem Indiostamm, von dem einer verletzt ist, alles hat er mir erzählt!“

„Ein schöner Schnüffler, dieser Traverso.“

„Ach, er hält mich immer auf dem Laufenden, er ist eine meiner interessantesten Quellen, und außerdem, kurzum, er ist mein Cousin, ich habe Ihnen schon gesagt, dass er mein Cousin ist, nicht wahr? Wenn Sie wüssten, wie viel in einer Notaufnahme passiert, das ist eine Quelle vom Feinsten, sage ich Ihnen!“

„Gut, wenn er Ihnen also schon alles erzählt hat, würde ich sagen, wir können uns auch verabschieden und…“

„Aber nein, Antônio, aber nein! Er hat mir die nackten Tatsachen erzählt, aber das sind nur die Knochen: das Fleisch, Antônio, das Fleisch des Journalismus sind die Eindrücke der Beteiligten, ihre Stimme! Also, die erste Frage.“

„Aber ich bin nicht sicher, ob ich interviewt werden will, ich weiß nicht, ich würde gern einen Augenblick darüber nachdenken, weil…“

„Hahahahah! Er will nicht interviewt werden! Sie sind wirklich köstlich, lieber Antônio: wer auf der Welt möchte nicht interviewt werden? Also, wir sagten, die erste Frage: was haben Sie empfunden, als Sie nach vierzehn Jahren in die Zivilisation zurückgekehrt sind?“

„Aber was ist das für eine Frage? Ich weiß nicht, ich wüsste es nicht, das ist nichts, was man so in zwei Worten sagen kann…“

„Fantastisch. ‚Ich weiß nicht. Ich kann nicht in Worte fassen, was ich empfinde, es ist etwas, das mich tief traumatisiert hat, vielleicht wird es mir eines Tages gelingen, die heftigen Gefühle auszudrücken, die ich empfinde.‘ Fantastisch. Zweite Frage.“

„Aber das habe ich nicht gesagt! Ich habe gesagt, dass das eine dumme Frage war, wie kann man einen fragen, was er empfunden hat, der…“

„Zweite Frage. Was haben Sie empfunden, als Sie Ihre Angehörigen wiedergesehen haben, die Sie für tot hielten?“

„Hören Sie, ich glaube nicht, dass es angebracht ist fortzufahren, die Zuneigung zu meinen Angehörigen ist eine Privatsache, deshalb…“

„Herrlich, herrlich. ‚Die Rührung jenes Augenblicks hat mich vollständig überwältigt. Die unendliche Zuneigung, die ich für meine Angehörigen empfinde, ist mir aus dem Herzen gequollen wie ein Strom in voller Flut, ich schluchzte wie ein Kind.‘ Perfekt.“

„Auf Wiederhören. Es tut mir leid, dieses Interview ist sinnlos.“

„Wir sind fertig, Antônio, wir sind fertig! Es war nicht schwer, haben Sie gesehen? Zum Abschluss, sagen Sie mir, ich habe erfahren, dass diese Jungen von Ihnen Fußball spielen, Sie sind es, der sie trainiert, nicht wahr? Sie sind gut, sagt man mir, schöne Beinchen!“

„Und wer hat Ihnen das gesagt? Ich glaube kaum, dass es der Doktor war.“

„Hahahaha, nein, nein, Antônio! Das hat mir der Platzwart gesagt, eine weitere Quelle von mir, die ich nicht verraten dürfte, aber jetzt, eine verraten, alle verraten! Er benachrichtigt mich immer, wenn es etwas Interessantes gibt, einen Streit zwischen den Spielern, eine Verletzung, einen Klatsch… Dafür gebe ich ihm einen Platz in der ersten Reihe beim Training der Sambaschule Piratas da Batucada – er hat da so ein kleines Faible für die Tänzerinnen, der Schlingel –, mich kostet es

nichts, meine Cousine leitet die Schule, wissen Sie, die Frau von Doktor Traverso, Sie erinnern sich an den Doktor, meinen Cousin, oder?“

„Hören Sie, ich weiß nicht, wovon Sie reden, auf Wiederhören.“

„Und der Platzwart hat mir gesagt, dass die Indiochen Macapá eine hübsche kleine Abreibung verpasst haben, hahahahah! Das ist ja stark! Die sind tüchtig, was! Also, Antônio, was haben Sie empfunden, als…“

Klick.

Antônio war erschöpft und benommen, mein Gott, wer ist dieser Dummkopf, ich hätte früher auflegen sollen, was für ein Idiot, wer weiß, was er zu schreiben vorhat. Zum Glück, wer soll diese verflixte Gazeta schon lesen.

Die Jungen waren tief beeindruckt gewesen, weniger vom Sieg als vom Spiel selbst, davon, mit Menschen zu spielen, die anders waren als sie, zum ersten Mal in ihrem Leben mit Unbekannten zu spielen.

Und sie waren begeistert vom Platz, von den Toren, von den Linien auf dem Boden, von den Rängen: sie flehten ihn an, dorthin zurückzukehren, sie brannten darauf, wieder unter jenen Tribünen zu spielen, unter jenen Lichtern, auf jenem Gras, weich wie das Fell eines Äffchens.

Antônio hatte andererseits nicht weniger Lust darauf, und so ging er eines Morgens beim Platzwart vorbei und fragte, ob sie kommen und ein paar Bälle treten könnten zu einer Zeit, in der niemand da wäre; sie wollten nicht stören, vielleicht in den toten Stunden. Joaquim, der Platzwart, machte keine Schwierigkeiten: er breitete die Arme und ein breites, zahnloses Lächeln aus und verkündete: „Aber sicher! Was heißt hier stören! Von drei bis fünf ist nie jemand da, kommt, wann ihr wollt.“

Es war Punkt vier, und schon seit einer guten halben Stunde tollten die Jungen und Antônio unbekümmert um den Regen, klatschnass, verschwitzt und glücklich über den Platz, jonglierten und liefen und legten sich immer wieder auf jenes wunderschöne Gras, Antônio, so schönes Gras habe ich noch nie gesehen, ich will es rings um den Shabono legen, wenn ich nach Hause komme, alles weiches grünes Gras, so.

In diesem Augenblick sah Antônio aus dem Augenwinkel eine Bewegung auf den Tribünen und drehte sich um und sah einen kleinen krausköpfigen Kerl in gelben kurzen Hosen in Sprüngen herunterkommen und zum Gruß mit den Armen winken: „Liebster Antônio! Ich bin José, erinnern Sie sich, José Opispo von der Gazeta!“

„Erinnern tue ich mich schon, aber was machen Sie hier?“

„Aber der Platzwart, liebster Antônio! Er hat mich sofort benachrichtigt – ich hatte ihm gesagt, er solle mich benachrichtigen: investigativer Journalismus, Antônio, investigativer Journalismus! – und er hat sich den Platz für die Sonderprobe verdient, alle Tänzerinnen im Kostüm, da kriegt man Gänsehaut, Antônio. Aber wir sagten, wirklich gut, diese Jungen, was für Beine!“

„Ich verstehe nicht, das Interview haben wir schon gemacht, was wollen Sie von mir?“

„Die Fotos, Antônio, die Fotos! Wir sind die Zivilisation des Bildes, ein Artikel ist nichts wert, wenn keine Fotos dabei sind! Ich habe fantastische Aufnahmen gemacht, es wird eine spektakulöse Reportage, da, auch eine Großaufnahme, so.“

„Aber was machen Sie da, aber wer hat Ihnen die Erlaubnis gegeben, mich zu fotografieren, aber gehen Sie weg!“

„Da, auch die Jungen, ja, ja, so, sieh nur, wie fotogen diese Indiochen sind, sehr gut, so, du auch, fantastisch, fantastisch.“

„Jungs, was macht ihr, hört nicht auf ihn! Und Sie, verschwinden Sie, weg, raus hier!“

„Fertig, wir sind fertig, alles klar, ein fantastischer Artikel, lieber Antônio, Sie werden sehen!“

Und im Handumdrehen hatte er ihm den Rücken gekehrt und stieg schon hüpfend die Tribünen wieder hinauf, den Fotoapparat in der Hand, mit dem er winkend Tschüss, Tschüss machte.

3.17 Lektionen

Er hätte daran denken und sie ihnen früher halten sollen, die kleine Lektion, die er stattdessen auf dem Markt zu halten gezwungen war, vor dem Obst- und Gemüsestand, von dem Jaci eine Melone genommen und dem empörten Verkäufer dafür zwei Coca-Cola-Verschlüsse angeboten hatte. Sie hatten nicht einmal unrecht: als sie losgezogen waren, um kurze Hosen und T-Shirts zu kaufen, hatten sie gesehen, wie Antônio dem schnurrbärtigen Araber vom Stand ein paar Scheine gab und dann dem Fischverkäufer eine Handvoll Münzen für eine Tüte gemischten Fangs für Mama Marcelas Suppe. Es war folgerichtig, dass sie verstanden hatten, man müsse im Tausch für diese Dinge etwas anderes anbieten, und dass ihnen glänzende Verschlüsse ein angemessener Tausch schienen.

„Man kann nicht irgendetwas im Tausch geben, man muss unbedingt diese hier geben, seht ihr? Sie heißen Geld. Ihr gebt sie im Tausch, wenn ihr etwas wollt."

„Aber warum wollen sie diese? Die kleinen runden da sind schön, glänzend, aber diese hier sind hässlich, ganz schmutzig, mit der Zeichnung eines unsympathischen Mannes darauf."

„Weil es hier so funktioniert, Jaci. Wenn du eine Melone willst, musst du diesem Mann eines von diesen geben, nicht irgendetwas, sonst wird er wütend."

„Also gut. Wenn sie ihm gefallen, also gut. Und wo bekommt man diese?"

„Man bekommt sie nicht, man muss sie sich erarbeiten. Auf Portugiesisch sagt man, man verdient sie. Zum Beispiel hast du viele Bananen, dann kommst du hierher, und wer sie will, gibt dir dafür ein paar von diesen. Das heißt verkaufen, und dann gehört dieses Geld, das sie dir gegeben haben, dir, und du kannst es benutzen, um andere Dinge von einem anderen Menschen zu bekommen; das heißt kaufen."

„Aber ich habe nicht verstanden, wenn ich eine Banane will, muss ich eines von denen diesem Mann geben?"

„Ja."

„Aber um eines von denen zu haben, muss ich einem anderen Mann eine Banane geben?"

„Ja, na ja, mehr oder weniger."

„Aber warum behalte ich sie dann nicht, die Banane, statt sie herzugeben, um dann eine andere zu bekommen?"

O Jesus, wer hätte gedacht, dass es so schwer ist, den Handel zu erklären, die Wirtschaft. Antônio erinnerte sich überhaupt nicht daran, wie es gewesen war, als er es als Kind gelernt hatte: obwohl er wusste, dass es nicht möglich war, kam es ihm vor, als hätte er es immer gewusst. Er versuchte es anders.

„Also, sagen wir, du musst ein sehr großes Loch graben oder eine große Hütte bauen, und allein schaffst du es nicht. Dann lässt du dir helfen, richtig?" Die Jungen nickten im Gleichklang. „Gut, dann gibst du den Menschen, die dir geholfen haben, ein bisschen von diesem Geld, um ihnen zu danken, im Tausch für ihre Arbeit, verstanden?"

„Und sie gehen zu diesem Mann, um die Bananen zu holen?"

„Ja, wenn sie die Bananen wollen, ja.“

„Und geben ihm dafür diese, die ich ihnen gegeben habe?“

„Genau, ja, bravo!!!“ Na also, wir haben es geschafft, sie haben es verstanden.

„Und warum gebe ich ihnen nicht gleich die Bananen, wenn sie das im Tausch wollen? Und warum holen sie sich die Bananen nicht selbst?“

Antônio nahm den Kopf in die Hände. Heiliger Gott.

So verdrießlich es manchmal war, im Übrigen wusste er sehr wohl, dass er sich über die Schwierigkeiten, auf die die Jungen bisweilen stießen, nicht wundern durfte, denn auch für ihn war es, obwohl er darin geboren war, alles andere als leicht, jene Welt wirklich zu verstehen. Auch viele Dinge, in denen er sich immer für sattelfest gehalten hatte, entglitten ihm jetzt, und er selbst war es, der eine Führung brauchte.

Um ihn in die neuen technischen Wunder der modernen Welt einzuführen, war selbstverständlich das frische Blut der Familie bestimmt worden. Gabrielita setzte sich mit ihm neben den Computer des Hauses, einen schönen Computer mit einem dünnen und viel größeren Bildschirm als die, an die er sich erinnerte.

„Was willst du sehen, Onkel?“

„Nun, werfen wir einen Blick ins Internet. Es gibt doch noch Internet, oder?“, sagte Antônio scherzend, aber mit einem Anflug von Furcht in der Stimme, den er nicht ganz verbergen konnte.

„Haha, Onkel. Natürlich gibt es das.“ Gabrielita klickte auf ein Symbol, das Antônio nicht erkannte, aber dann erschien ein vertrautes Logo, das ihn sehr enttäuschte.

„Google?! Ihr benutzt immer noch Google?“

„Klar. Alle benutzen Google. Warum fragst du?“

„Tja, ich habe es vor vierzehn Jahren auch benutzt, ich hätte erwartet, dass sich inzwischen etwas geändert hätte. Na gut. Hör mal, gibt es das Programm noch, um die Lieder aus der ganzen Welt gratis herunterzuladen?“

„BitTorrent? Ja, ja, wir benutzen es ständig.“

„Nein, ich meinte ein anderes, aber ich weiß nicht mehr, wie es heißt. Napper, glaube ich, oder so ähnlich.“

„Nie gehört.“

„Tja. Aber dieses Bittorren, funktioniert das so, dass man ein Lied sucht und es herunterlädt?“

„Ähm, ja und nein. Lieder sind schwer zu finden, wir laden meistens ganze Diskografien herunter.“

„Das heißt, du willst ein Stück von… ähm… von… Santana hören, und um es zu hören, lädst du seine ganze Diskografie herunter?“

„Nein, um nur ein Stück zu hören, benutze ich meistens YouTube.“

„Du benutzt was?“

Die Lehrstunde lief nicht besonders gut. Außer Google schien sich alles verändert zu haben. Im Grunde war es das, was Antônio erwartet und gehofft hatte, aber es zu erwarten war eine Sache, es dann vor sich zu haben eine ganz andere. Antônio fühlte sich fast verlorener als die Jungen: für sie war wenigstens alles von Grund auf zu lernen, für ihn kam die zusätzliche Last hinzu, alles verlernen zu müssen, woran er sich erinnerte.

Gabrielita versuchte ihm etwas zu erklären, das einem Erwachsenen gefallen könnte, wie Facebook und Twitter: Antônio nickte, aber man sah, dass er nicht wirklich verstand. Während sie sprachen, kam im Gespräch heraus, dass er nie von Wikipedia gehört hatte.

„Du kennst nicht einmal Wikipedia?“

„Nein. Sollte ich, was?“

„Heiligster Jesus, Onkel, aber wo hast du gele…“ Gabrielita brach lachend ab, bevor sie den Faux-pas vollendete, aber Antônio nahm es ihr nicht übel und verlegte das Gespräch auf einfacheres Gelände.

„Zeig mir noch mal die Seite für die Musik, komm. Und lass mich etwas hören, was heute beliebt ist.“

Gabrielita ließ ihn Na Linha do Tempo und Livre hören.

„Lässt du mich Musik hören, die dir gefällt, oder Musik, von der du denkst, dass sie mir gefallen könnte?“

„Ähm… beides“, antwortete Gabrielita diplomatisch.

„Und wer sind heute die Weltstars? Sei ehrlich.“

Antônio wagte keine genaueren Fragen; vor allem wollte er nicht fragen, was aus seinen Lieblingsgruppen geworden war, er fürchtete, es würde sich in eine lange Liste von „nie gehört“ verwandeln, durchsetzt von einer Liste von Toten, und er hatte keinerlei Lust, sie zu hören.

„Hmm… ich wüsste nicht, mir gefallen Katy Perry und Lady Gaga sehr.“

„Komm, lass mich was hören.“

Antônio konnte, ganz ehrlich, nicht sagen, dass er den Geschmack seiner Nichte teilte, aber dafür lernte er schnell den Gebrauch der Spalte mit den verwandten Videos und stürzte sich in eine Erkundung der meistgesehenen Videos des Netzes. Einige schätzte er, einige brachten ihn sehr zum Lachen, andere verstand er nicht. Dann zog ihn das spektakuläre Bild einer Explosion an. Während er klickte, meinte er zu spüren, wie Gabrielita neben ihm sich versteifte.

Einige Dutzend Sekunden lang sah er den Film, ohne etwas zu sagen.

„Was ist das für Zeug? Ist das wirklich passiert?“, fragte er sie mit brüchiger Stimme.

„Ja“, flüsterte sie und verzog den Mund.

Antônio dachte ein paar Sekunden darüber nach und sagte dann: „Ich bitte dich, die Jungen dürfen nie etwas davon erfahren. Hast du verstanden, Gabrielita? Auf keinen Fall.“

Aber Gabrielita sah ihn mit betrübter Miene an. Antônio drehte sich um und sah ein paar Meter hinter sich Itaúna, der auf den Bildschirm sah. Sie starrten einander ein paar Sekunden lang an, dann drehte sich der Junge, ohne ein Wort zu sagen, um und ging zurück in den Hof.

3.18 Redaktion

Der kleine Redaktionsraum von Rete Norte war voller Menschen, voller Papierblätter, Tablets und Handys, voller zerknüllter Bonbonpapiere, näher rückender Abgabefristen, Langeweile und Verdruss.

„Los, Leute. Los. Diese Folge ist so schlaff wie der Hintern einer Alten. Los. Wir brauchen neue Ideen, ein bisschen Leben, ein bisschen Farbe. Etwas Lebhaftes, Frisches. Alfonso, Vorschläge?“

„Man könnte an etwas zur Weltmeisterschaft denken, vielleicht ein etwas abseitiger Aspekt…“

„Die Weltmeisterschaft. Meine Güte. Ich rede von etwas Frischem, und er kommt mir mit der Weltmeisterschaft. Seit einem ganzen Jahr reden wir über die Weltmeisterschaft, und wir werden mindestens noch ein Jahr darüber reden. Ist Ihnen aufgefallen, sage ich, ist Ihnen aufgefallen, dass im Programm schon zwei Beiträge über die Weltmeisterschaft stehen? Einer über die Trikots der Mannschaften – meine Güte – und einer darüber, was unsere Sportler – doppelte Güte – zwischen zwei Spielen essen werden. Aber selbst wenn uns eine geniale Idee käme – und wenn ich eure Gesichter ansehe, bezweifle ich das –, können wir nicht IMMER UND NUR ÜBER DIE WELTMEISTERSCHAFT REDEN: HABE ICH MICH KLAR AUSGEDRÜCKT?“

„Ja, ja, sicher.“

„Vollkommen klar, Chef.“

„Ja, sehr klar.“

„Ausgezeichnet. Sie, Amélia, Ideen?“

„Nun, da ist diese Seitensprunggeschichte, die…“

„Ich lasse euch heute alle rauswerfen. Alle. Ihr seid einbalsamierter und nutzloser als eine ägyptische Mumie. Oder vielleicht bin ich es, der kein Portugiesisch spricht. Ich spreche KEIN PORTUGIESISCH? Ich habe um etwas NEUES gebeten, um Himmels willen: Seitensprunggeschichten waren schon zu Homers Zeiten alt. Alle, ich lasse euch rauswerfen.“

„Ähm… es gäbe da… in der Presseschau…“

„Los, Esmeralda, nur zu, seien Sie nicht schüchtern. Es gäbe was?“

Esmeralda räusperte sich, und ihre Stimme ging von ganz schwach auf schwach: „Ähm, also, in der Presseschau ist dieses kleine Lokalblatt, das… also, da wäre die Geschichte von diesem Kerl, der nach vierzehn Jahren aus dem Wald zurückgekommen ist, zusammen mit einer Mannschaft Indios, die Fußball spielen. Und er galt als tot. Und sie sind gut, es heißt, sie hätten in einem Freundschaftsspiel Macapá geschlagen und… also.“

„Mh. Gefällt mir. Neu, anders. Der Kerl, der Robinson Crusoe des Waldes, die Blasrohre und die Fußbälle, die Indios alle nackt und bemalt: sympathisch, farbig, gefällt mir. Bravo, Esmeraldinha, ich sollte Sie zur Chefredakteurin machen und Alfonso an Ihrer Stelle Redaktionssekretärin spielen lassen. Oder besser noch Treppen wischen. Bedankt euch bei Esmeralda, dass ihr heute nicht rausgeworfen werdet, ihr alle. Und gehen wir sofort den Kerl interviewen, den da, den Wiederauferstandenen, wie heißt er noch?“

„Antônio Carlos Rocha de Almeida, Chef“, sagte Esmeralda.

George, bis dahin fast vollständig abgelenkt – er verzierte gerade mit überaus verwickelten Ornamenten eine kleine Zeichnung, die einem korinthischen Kapitell sehr entfernt ähnelte –, ließ mit einem Schlag den Stift fallen.

„Antônio Rocha de Almeida?“, rief er verblüfft. „O Gott, aber ich kenne ihn!“

„Ach ja? Und wieso?“

„Er war mein Sportlehrer, Chef… Jesus, ich war sicher, dass er tot ist!“

Er sagte nicht, dass er, als er erfahren hatte, dass Antônio verschollen und inzwischen aufgegeben war, ein bisschen darüber geweint hatte: es stimmt, er war ein Bengel von fünfzehn Jahren gewesen, aber er hatte nicht gemerkt, dass er so sehr an einem Lehrer hing, so verrückt der auch war. „Kann ich ihn interviewen, Chef? Kann ich?“

„Aber sicher, wenigstens machen Sie sich einmal nützlich. Wenn Sie ihn kennen, umso besser: mehr Leidenschaft, mehr Farbe. Rufen Sie ihn sofort an. Und nehmen Sie Manuel mit der Videokamera mit, wir bereiten einen Beitrag vor, und unterdessen stellen wir ein kurzes Filmchen auf die Seite. Etwas Sympathisches, Kurzes, ein paar Minuten, aber frisch, spritzig, ich bitte Sie. Und ich bitte Sie: Farbe, viel Farbe.“

3.19 Straßen

Zu viele Farben, dachte Antônio gerade, im Bus eingequetscht zwischen einer molligen Halbwüchsigen in Rosa und einem Männchen, das mit sich selbst sprach und sich an eine gewisse Ernesta wandte, die es enttäuscht zu haben schien.

Die Orchideen, die Helikonien, die Beeren, die Früchte, die Vögel waren blendend bunte Pinselstriche, aber der Hintergrund, die wahre und grundlegende Farbe des Waldes war das Grün, waren die Millionen Schattierungen von Grün, die die Luft, das Licht zu färben schienen. Dort war es, als säße man auf dem smaragdgrünen Grund eines Teichs oder eines Schwimmbeckens, während hier das Durcheinander all dieser Rot- und Gelbtöne, der Türkistöne der abgeblätterten Mauern und der Acrylfuchsias der T-Shirts, das Rot und Blau der Autos, die Orange-, die Violett-, die elektrischen Hellblautöne der Schilder ihn verwirrten; alles war zu farbig und schien aufs Geratewohl aufgehäuft, Farben, die wie Geräusche waren.

Er musste sich noch einige Mühe geben, um allein in dieser Stadt herumzugehen, die die seine gewesen war; ihm schien noch immer, er könne sich nicht orientieren, alles sei zu verwickelt und wirr, eine fast unlesbare Kakofonie.

Drei Mädchen zwitscherten ein Stück weiter vorn; ihr Lachen war sympathisch, aber Antônio war sich schon klar geworden, dass er nicht mehr imstande war festzustellen, ob ein Mädchen hübsch war oder nicht: er tat sich schwer, ihre Kleider zu entziffern, die ihm immer entweder zu dreist oder zu elegant erschienen und oft beides zugleich. Und außerdem waren sie immer zu, zu angezogen. Wie soll man verstehen, ob eine Frau schön ist, wenn sie so ganz in Stoff verpackt ist, frage ich mich, wer weiß.

Er rutschte auf dem Sitz herum; die Hose, das Hemd, die Schuhe machten ihm Unbehagen: er fühlte sich gefesselt, eng, gezwungen, und ihm schien, er sei immer ein wenig schmutzig und verschwitzt. So schmutzig und erhitzt kam ihm immer mehr die Stadt vor, von einem Schmutz, an den er sich nicht erinnerte, gemacht aus schmierigem Wasser und alten Anstrichen, aus vernachlässigtem Abfall, aus Ungefährem, aus müden Würden, die zu Trostlosigkeit wurden, aus dem allgegenwärtigen Geruch nach Abgasen und Essen, nach Menschen.

Im Übrigen konnte er gewiss nicht den ganzen Tag nackt und ruhig zu Hause eingeschlossen bleiben, nicht einmal die Jungen taten das inzwischen: sie gingen jeden Morgen hinaus, in der Gruppe, um vorsichtige, aber immer längere Runden im Viertel zu drehen und dabei jede Sache mit dem gesammelten Interesse des Erkunders auf einem fremden Planeten zu betrachten. Das Schaufenster der Friseurin enthielt eine ganze Welt aus Düften und Verblüffungen, aus toupierten Strähnen und Löckchen, aus lackierten Nägeln. Und gleich danach kam die Waschanlage, und wie sollte man nicht auch eine ganze Stunde stehen bleiben und die blauen Bürsten genießen, die sich heben und senken und drehen, das Wasser, den Schaum, den Glanz der Autos, die strahlend wie Juwelen daraus hervorkamen, das raue Lachen des Mannes mit dem dicken Bauch, der dieses Karussell aus Spritzern in Gang hielt. Dann der Gemüsehändler, mit Bergen nie gesehener Früchte und Gemüse, die wer weiß wer von wer weiß welcher Pflanze gepflückt hatte und die langsam in der Sonne welkten, die Musik, die aus der Bar kam, wo der Schatten mit seinem seltsamen, leicht ranzigen Geruch von Gläsern und Flaschen funkelte, dann eine Frau mit roten Absätzen, zwei Hunde, die einander jagten, ein finsterer Polizist, der an einem Jungen zerrte, und ein Krankenwagen, der blitzschnell heulend vorbeifuhr. Und die Regenschirme, eine erstaunliche Neuheit für den, der Jahrtausende Regen erlebt hat: Cauê und Ubiratan hatten jeder einen haben wollen und trennten sich nicht einmal davon, wenn es überhaupt nicht regnete.

Moacir dagegen hatte alle Regenschirme der Welt augenblicklich vergessen, als er einen jungen Mann auf einem Fahrrad vorbeisausen sah. Er hatte fast vor Begeisterung geweint, als sich herausstellte, dass Antônios altes Fahrrad noch im Hausflur stand und ihm die Erlaubnis gegeben wurde, den Umgang damit zu lernen, für die ersten Versuche auf den Pedalen im staubigen sonnigen Hof Janita anvertraut.

Ihn mit dem Rad in Macapá unterwegs zu denken ließ Antônio alles andere als ruhig, und er hegte die Hoffnung, dass Yamandé genesen und sie alle in den Frieden des Waldes zurückkehren würden, bevor die Radleidenschaft ein Problem würde. Gewiss, die Jungen waren im Durchschnitt sehr vorsichtig und richteten es vorerst so ein, dass sie die Straße so wenig wie möglich überquerten: selbst Antônio schienen die Autos zu viele und immer zu schnell; eine Anakonda oder einen Jaguar zu meistern war eine Sache, aber sich zu erdreisten, vom Bürgersteig zu steigen und sich zwischen jene lauten und unvorhersehbaren Geschosse zu werfen, war eine ganz andere. Das Fahrrad hatte gerade noch gefehlt.

Er sah ein wenig angespannt aus dem Fenster, er hatte immer den Zweifel, die Haltestellen nicht zu erkennen, den Weg zu verfehlen und sich zwischen einem Supermarkt, einer Gasse und einer Spielhalle zu verirren, und während er dem Gemurmel über Ernestas viele Sünden zuhörte, versuchte er sich Georges Aussehen nach all dieser Zeit vorzustellen. Er freute sich, dass er ihn angerufen hatte, dass er ihn sehen wollte, dass er sich so froh gezeigt hatte, ihn lebendig und wohlauf und in die Stadt zurückgekehrt zu wissen. Ich kann als Lehrer letztlich doch nicht so schlecht gewesen sein, wenn ein Schüler von mir sich nach so langer Zeit noch und mit so viel Zuneigung an mich erinnert. Die Geschichte, dass er ein Interview will, dass er die Jungen beim Spielen filmen will, dass er einen großartigen Vorschlag hat, ich weiß nicht, klingt ein bisschen seltsam, wer weiß, was er vorhat, wir werden sehen. Aber sich beim Radio zu treffen war eine gute Idee, ich sterbe vor Neugier zu sehen, was Teresa da angestellt hat; wer hätte gedacht, dass ausgerechnet sie es wieder aufbauen würde, sie, die Königin des wirren Anrufs.

3.20 Radio

Er hatte erwartet, die alte, etwas heruntergekommene Mauer wiederzusehen, aber das Viertel war offenkundig gehobener geworden, und das Häuschen, das das Radio beherbergte, war in einem schönen Türkis gestrichen, das an den Fenstern des ersten Stocks moderne vierfarbige Fensterfolien mit einem nicht zu erkennenden Logo und dem Schriftzug Radio Nova Amizade in Gelb und Schwarz hervortreten ließ.

Am Eingang, hinter der gelb gestrichenen Tür, war ein kleiner Empfang eingerichtet worden, mit Korbsesselchen und Chintzkissen. Ein krausköpfiges Mädchen, das vor einem Computer und dem ziemlich hochtrabenden Schild „Redaktionssekretärin“ saß, empfing Antônio begeistert: „Oh, sicher, Teresa hat mir gesagt, dass Sie kommen würden! Teresa! Teresa!“, kreischte sie zu einer Glastür hin. „Der Herr ist da!“

Teresa kam augenblicklich, noch mit den Kopfhörern um den Hals: erdbeerrosa Plastikohrringe, kirschroter Lippenstift und ein bananenfarbener Bubikopf, sie sah aus wie ein Obstkorb. Beim Radio zu arbeiten musste ihr gutgetan haben, wie sie selbst bestätigte, während sie Antônio in eine veilchenduftende Umarmung hüllte: „Antônio, wie glücklich ich bin! Ich habe so viel für dich gebetet, ich habe eine Menge Kerzen für Nossa Senhora da Conceição angezündet und auch meiner Nachbarin, die Candomblé macht, ein Huhn als Opfergabe gegeben, man weiß ja nie, je mehr Götter im Spiel sind, desto besser, und siehst du, es hat geholfen! Du bist gerettet! Und wie schön, dich endlich kennenzulernen, und dann noch hier beim Radio. Wenn du wüsstest, wie sehr diese Sache mit dem Radio mich verändert hat, wie sie mich wachgerüttelt hat; weißt du, man muss sich auch Bildung aneignen, auf dem Laufenden sein. Und alles dank dir, deiner Stimme, aber sieh dich an, was für ein schöner Kerl, ich wusste es, mit dieser Stimme. Ich hatte dich mir etwas stämmiger vorgestellt, ja, aber du bist wirklich nicht übel, wäre ich zehn Jahre jünger, schau an.“

„Danke für die Komplimente, aber…“

„Haha, keine Sorge, ich will dir nicht den Hof machen, ich weiß, dass du sogar verheiratet bist, stell dir vor.“

„Und woher zum Teufel weißt du das?“

„Aber das hat mir deine Mama gesagt, oder? Gestern, als ich angerufen habe, um die Uhrzeit zu bestätigen, haben wir ein bisschen geplaudert, was für eine sympathische Frau. Sie hat mir gesagt, dass du ein schönes Mädchen geheiratet hast, dass du ein wunderschönes Kind hast und dass es bald Zeit sein wird, das zweite in Angriff zu nehmen; Glückwunsch, deine Mutter war so glücklich!“

„Ja, na ja, es ist nicht genau… wie dem auch sei, lassen wir das. Erzähl mir von dir, vom Radio, wie hast du es geschafft, es wieder aufzubauen?“

„Oh, das ist eine lange Geschichte, schau, dieser Senhor Inácio war großzügig, das kann man nicht anders sagen. Und dann hat er nicht einmal Zeit gehabt, den Erfolg zu sehen, den wir hatten; er hatte Ärger mit der Polizei, heißt es, ich weiß es nicht genau: er ist nach Bogotá gezogen, wo er eine Niederlassung seiner Firma hat, die seine Anwesenheit brauchte. Gustavo dagegen, du weißt ja, wie es ist, unrecht Gut gedeihet nicht: er sitzt im Gefängnis, der Arme, ein braver Junge, aber schlecht aufgewachsen, die schlechte Gesellschaft, du weißt, wie das ist. Und so haben wir also das Radio wieder aufgebaut, verstehst du?“

Antônio hatte nicht das Geringste verstanden, hielt es aber für zwecklos, Teresa zu unterbrechen zu versuchen, die ihn unterdessen auf den Chintzkissen hatte Platz nehmen lassen und ununterbrochen redete und dabei aprikosenfarbene Nägel schwenkte: „Und wir hatten einen schönen Erfolg, weißt du? Meine Sendung macht eine Menge Quote, Rezepte und Politik, funktioniert bestens, wenn du wüsstest. Klar arbeite ich noch bei Madame Samuela – Schuster, bleib bei deinen Leisten, das weiß man –, aber ich wasche keine Köpfe mehr, jetzt mache ich Färbungen und Wasserwellen, aber den ganzen Tag denke ich nur an meine Sendung, ich habe eine Leidenschaft, schau an. Und die Quoten laufen bestens, Luiza ist sogar ein bisschen neidisch."

„Luiza?"

„Aber ja, meine Freundin Luiza, du erinnerst dich doch, oder? Sie macht die Klatschrubrik, es heißt jetzt Gossip, nicht mehr Klatsch, weißt du doch, oder? Also, sie weiß alles über die Sänger und die VIPs und wie sie sich anziehen und verloben und trennen, sie macht ein schönes Sendungchen, sie ist wirklich begabt. Klar hat sie nicht die Quoten von meiner, der Einzige, der nahe herankommt, ist João."

„Aber welcher João, der Hausmeister?" Antônio war immer verwirrter.

„Ja, ja, er, er! Er macht natürlich weiter den Hausmeister, aber um neun hat er die Astrologiesendung und um zehn die Kummerkastenpost. Wenn du wüsstest, wie gut er ist, er gibt Ratschläge, dass einem die Tränen kommen, fast möchte ich Liebeskummer haben, um mich von ihm beraten zu lassen. Du musst dir unbedingt dein Horoskop machen lassen, schau, wer weiß, was diese Amazonassache für astrale Einflüsse hat."

„Aber sicher, ich kann es kaum erwarten. Wie dem auch sei, Glückwunsch, ihr habt es wirklich gut gemacht. Aber die Sache mit den Rezepten und der Politik habe ich nicht ganz verstanden, verstehst du jetzt etwas von Politik? Seinerzeit schien es mir nicht, dass…"

„Ich von Politik? Aber nein, stell dir vor! Es ist so, dass ich gut kochen kann und immer Leidenschaft dafür hatte – und Kochsendungen laufen immer gut, schau an –, aber ich habe gedacht, man müsse die Ausrichtung ein bisschen erweitern, nicht nur Großmütter und Hausfrauen, und da habe ich die Politik hineingetan. Aber es ist einfach, weißt du? Ich schaue mir ein paar Nachrichtenseiten an, Internetseiten, du weißt schon, aber natürlich weißt du das: du hast mir das Internet beigebracht, mit deiner Sendung, Gott, es scheint so lange her! Also, ich lese die Überschriften, dann gehe ich auf Gugel und gebe die Schlüsselwörter ein, nicht wahr? Ich gebe die Schlüsselwörter zusammen mit dem Wort ‚Rezepte' ein, zum Beispiel, was weiß ich: ‚Irak, Rezepte' oder ‚Ukraine, Putin, Rezepte'. Oder wenn ich schon das Rezept eines Gerichts im Kopf habe, gebe ich das ein und dann die Schlüsselwörter: ‚Garnelen-Moqueca, Obama, Chemtrails'. Es kommt immer etwas Interessantes heraus, wenn du wüsstest. Paco hat mir gezeigt, wie man Gugel benutzt, erinnerst du dich an Paco, den Tontechniker? Er hat eine Deutsche geheiratet und ist nach Europa gezogen, nach Berlin oder Amsterdam oder in eine andere Stadt in Deutschland, jetzt weiß ich es nicht mehr. Vielleicht Sydney."

Antônio zwang sich, noch einen Schluck des zu süßen Fruchtsafts zu trinken, den Teresa ihm in die Hand gedrückt hatte: „Nun, ich freue mich: er hat sich immer Europa gewünscht."

„Ja, ja, schau an, ich freue mich auch, auch wenn wir am Anfang nicht wussten, wie wir ihn ersetzen sollten; dann haben wir zum Glück Saverio gefunden, er unterrichtet Klavier an der Blindenschule, er ist großartig, nachher stelle ich ihn dir vor, er hat mir die Idee für das neue Logo gegeben, gefällt es dir? Ich habe es gezeichnet."

„Mh. Sehr hübsch, ja. Ein… ein Papagei. Mit einem… Rechen im Schnabel?“

„Haha, aber nein, was für ein Papagei: es ist ein Schwan, ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln über einer Weltkugel, mit dem Ölzweig des Friedens zwischen den Völkern im Schnabel. Ich habe mich von diesem schönen Lied inspirieren lassen, das mir so gefällt, weißt du, ‚Imagine All the People‘, das von Paul Lennon, kennst du es?“

„Aber ja, aber ja. Und das Logo ist wirklich reizend.“

„Nicht wahr? Ich war immer begabt für das Zeichnen. Das hat auch Saverio gesagt, er sieht natürlich nichts, aber ich habe es ihm gut beschrieben, und er hat mir gesagt, dass es wirklich hübsch ist. Oh, aber sieh mal, dein Freund ist da! Ich lasse euch in Ruhe, wer weiß, wie viel ihr euch zu sagen habt; vielleicht hättet ihr gern einen *cafezinho*?“

3.21 Einzelne

Antônio nannte sie weiterhin „die Jungen“. Die Jungen haben dies gemacht, die Jungen brauchen jenes, als wären sie ein einziger, unterschiedsloser Körper. Und in der ersten Zeit waren sie es tatsächlich beinahe gewesen: eingeschüchtert von der Menge des Neuen, hatten sie sich, um nicht davon überrollt zu werden, aneinandergedrängt und einander Mut gemacht. Das hatte auch Antônios Aufgabe erleichtert, sie im Auge zu behalten und vor den vielen Gefahren des Lebens außerhalb des Waldes zu schützen.

Aber je mehr Wochen vergingen und sie sich der neuen Welt anpassten, und heiliger Jesus, wie schnell sie das taten, desto mehr traten die einzelnen Wesensarten wieder hervor, und sie in jedem Augenblick alle beisammenzuhalten war nicht mehr möglich: die Unbeholfenheiten, das Misstrauen, die Ängste lösten sich von Tag zu Tag in eine immer größere Ungezwungenheit und Lust auf, diese neue Welt zu erproben. Antônio hatte die Tatsache hinnehmen müssen, dass er sie nicht mehr beaufsichtigen konnte oder jedenfalls die Hilfe seiner Angehörigen dafür brauchte.

Moacir und Cauê waren wieder zum Flughafen gegangen, um die Flugzeuge aus der Nähe landen und starten zu sehen, ein Zeitvertreib, den sie seit ein paar Tagen zu pflegen begonnen hatten. Antônio hatte keine Lust, zum vierten Mal hintereinander mitzugehen, aber Gabrielita hatte sich angeboten, mit ihnen zu gehen: die Jungen hatten ohnehin gesagt, sie kennten den Weg, und außerdem war es nicht weit, und so hatte er sich nach vielen Ermahnungen damit abgefunden, sie gehen zu lassen. Es war für ihn jedenfalls immer ein Vergnügen zu sehen, dass die Leidenschaft, mit der sie im Wald seinen Erzählungen über die moderne Welt gelauscht hatten, der Probe des Vergleichs mit der Wirklichkeit standgehalten hatte.

Jaci und Itaúna dagegen waren, in Janitas Begleitung, ins Kino gegangen, um jenen Zeichentrickfilm zu sehen, der in einem eisigen Königreich spielt. Wer weiß, was sie verstehen würden, wenn man bedachte, dass außer der Sprache auch noch die Kleinigkeit hinzukam, dass ihre einzigen Erfahrungen mit dem Begriff der Kälte Antônios Kühlschrank zu Hause und die Eis am Stiel waren – ziemlich viele, um die Wahrheit zu sagen –, die sie gegessen hatten.

Antônio erinnerte sich, wie sehr er sich an dem Tag erschrocken hatte, an dem Itaúna ihn dabei überrascht hatte, wie er die Aufnahmen vom elften September ansah: er glaubte nicht, dass Itaúna hätte verstehen können, was geschehen war, aber um sicherzugehen, hatte er den Jungen eine Lektion über den Begriff „Film“ gehalten und erzählt, dass die Menschen gern schauspielerten und auf dem Bildschirm Geschichten und seltsame Ereignisse aller Art nachstellten, manchmal auch traurige, die absolut nicht wahr seien, nein nein, gar nichts davon wahr, seht, in diesem Film stirbt dieser Schauspieler, aber im nächsten Film ist er wieder schön munter. Nicht alle hatten sich sehr interessiert gezeigt, auch wegen der Sprachbarriere, aber Jaci und Itaúna hatten sich als begeisterte Kinogänger erwiesen und angefangen, einen Zeichentrickfilm nach dem anderen zu verschlingen. Antônio hatte nichts dagegen, im Gegenteil: schließlich sind das schöne Geschichten, lehrreich, leicht zu verstehen und nicht blutig, und was soll’s, wenn es ihm vorkam, als behandelte er sie wie Fünfjährige.

Andererseits wusste er sehr wohl, dass sie keineswegs Kinder waren, Filmgeschmack hin oder her: sie waren junge Männer von zwanzig Jahren oder so, und im Übrigen galten sie im Wald nach der Einweihung in jeder Hinsicht als Männer. Hier waren die Dinge ein wenig anders, in dieser anderen Welt hält man sich bis vierzig für einen Jungen, wie die Tatsache bewies, dass Mama Marcela ihn selbst in diesem Alter so nannte (wenn nicht gar „Kind“, ein wenig unpassend, aber Mütter sind eben so).

Und apropos Marcela: wer weiß, was sie in diesem Augenblick mit Piraí anstellte, der sie zum Markt begleitet hatte, um die Geheimnisse des Einkaufens zu lernen.

Antônio ertappte sich bei dem Gedanken: meine Jungen werden erwachsen. Und ihn überkam ein Anflug von Schwermut, was ihn dazu brachte, über sich selbst und die seltsamen Gedanken zu lachen, die er sich machte. In diesem Augenblick hob er die Augen und sah Ubiratan mit zwei Bieren in der Hand auf die Veranda treten und sich neben ihn setzen. Eine Weile blieben sie schweigend sitzen, nippten am Bier und sahen auf die Straße jenseits des Gitters. Ubiratan war es, der das Schweigen als Erster brach.

„Weißt du, als wir aus dem Dorf aufgebrochen sind, war ich nicht sicher, dass Yamandé überleben würde. Es ist seltsam. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, ich habe deinen Worten geglaubt, und trotzdem kam es mir seltsam vor. Zu seltsam. Und doch hast du es geschafft. Ich habe dir noch nicht gedankt."

„Du musst nicht mir danken. Ich habe ihn nicht allein gerettet. Wir haben ihn alle zusammen gerettet. Und was für ein verrücktes Unterfangen das war. Erinnerst du dich, wie wir den Wasserfall um Haaresbreite vermieden haben?"

„Ja." Ubiratan lachte zwei Sekunden lang, aber die offenkundige Schwermut verdüsterte ihn gleich wieder. „Es ist schön hier, und alle sind sehr freundlich. Sie helfen uns so viel. Und sie waren nicht verpflichtet, es zu tun."

„Ihr wart auch nicht verpflichtet, mich zu retten und mir zu helfen, als ihr mich gefunden habt. Das ganze Dorf hat mich aufgenommen, als gehörte ich seit jeher dazu. Meiner Familie erscheint es als das Mindeste, dasselbe mit euch zu tun."

„Deine Familie, ja. Weißt du, Antônio, als wir im Dorf waren, hatte ich nie daran gedacht; du bist gekommen, als wir Kinder waren, ich erinnere mich fast nicht an die Zeit, in der es dich nicht gab. Für mich warst du immer einer vom Stamm. Aber jetzt, wo ich deine Familie sehe, frage ich mich, wie du es ausgehalten hast, all diese Zeit im Dorf zu bleiben, wo du wusstest, dass deine Familie hier war."

„Tja. Es war nicht leicht. Vor allem in der ersten Zeit, als ich nicht einmal eure Sprache sprechen konnte. Aber gerade ihr Kinder habt mir geholfen, und ich werde euch nie genug danken können. Und außerdem, weißt du: das Schicksal des Sohnes ist es fortzugehen. Ich hatte Heimweh, aber dank euch habe ich weiter gut gelebt. Mehr als um mich tat es mir um meine Mama und meinen Papa leid, das sind die, die zurückbleiben und am meisten leiden."

Antônio merkte, dass er einen wunden Punkt berührt hatte. *Den* wunden Punkt. Er beeilte sich, es wiedergutzumachen: „Aber mach dir keine Sorgen, Ubiratan. Meine damalige Lage und unsere heutige sind sehr verschieden. Die, die zurückbleiben, leiden mehr, wenn sie nicht wissen. Sie wissen nicht, was ihrem Lieben geschehen ist, sie wissen nicht, ob er zurückkommen wird. Unsere Frauen wissen, was uns geschehen ist, sie wissen, warum wir fortgegangen sind, und sie wissen, dass wir zurückkommen. Und dein Sohn ist noch zu klein, um zu verstehen, was geschieht; ich bin sicher, dass er dort Ybyráatã Gesellschaft leistet."

Wie es oft geschieht, war der Flicken schlimmer als das Loch.

„Du hast alle Gründe genannt, aus denen ich traurig bin, weißt du? Kinératan fehlt mir sehr, aber er hat mich vielleicht schon vergessen. Und Amiajè weiß nur, warum ich fortgegangen bin, aber sie weiß nicht, was mir geschehen ist. Sie weiß nicht, ob wir den richtigen Weg gefunden haben, sie

weiß nicht, ob wir noch am Leben sind, sie weiß nicht einmal, dass es einen Wasserfall gab, den man überleben musste, aber ich bin sicher, dass sie sich noch schlimmere Gefahren ausgemalt hat. Und sie weiß nicht, ob es uns gelungen ist, Yamandé zu retten, und sie weiß nicht, wann wir zurückkommen oder ob wir zurückkommen. Niemand weiß es. Wann kommen wir zurück, Antônio?“

„Yamandé heilt gut, aber er braucht noch ein wenig Zeit, haben die Ärzte gesagt, mindestens einen Mond, dann kehren wir nach Hause zurück: es ist nicht mehr lange. Und für die, die auf uns gewartet haben, wird es umso schöner sein, uns alle heil und gesund zurückkommen zu sehen und mit so viel zu erzählen“, lächelte Antônio.

Sie sahen wieder dem Hin und Her der Straße zu. Das Gespräch hatte beiden gutgetan, und das zweite Bier begleitete eine fröhlichere Unterhaltung über die vielen komischen Seiten ihres Aufenthalts hier, deren Untertext lautete: ja, der Wald fehlt mir, aber im Grunde ist das ein wunderschönes Abenteuer, an das ich mich für immer erinnern werde.

Die Ersten, die zurückkamen, waren Marcela und Piraí. Mit finsteren Gesichtern, sie sprachen nicht miteinander. Es war ein seltsamer Ausdruck, um zwei Menschen zu beschreiben, die zwei verschiedene Sprachen sprechen, ohne einander zu verstehen, und doch schwieg bei ihren Kochsitzungen gewöhnlich keiner von beiden einen Augenblick, und sie wirkten wie Mutter und Sohn, während sie einander jetzt praktisch übersahen. Antônio meinte seine Mutter etwas über Raupen und Ekelzeug murmeln zu hören, aber als sie ihnen ins Gesicht sahen, beschlossen sowohl Antônio als auch Ubiratan, es zu vermeiden, nach näheren Auskünften über den Grund ihres offenkundigen Streits zu fragen.

Kurz darauf kamen auch Jaci und Itaúna, gefolgt von einer Janita, die keinen Augenblick still war. Die beiden, sichtlich erschüttert, beeilten sich, ohne zu sprechen ins Haus zu gehen. Auch die sind verstört, dachte Antônio und bemerkte, dass sie gewiss nicht die Gesichter von zwei Menschen hatten, die eben einen Zeichentrickfilm gesehen hatten. Es stimmt, dass ihnen die Begriffe Eis und Schnee fremd waren, aber es war nicht möglich, dass das eine solche Wirkung auf sie gehabt hatte: „Janita! Was ist passiert? Seid ihr nicht Frozen ansehen gegangen?“

„Doch, und sie haben sich großartig amüsiert. Du hättest sehen sollen, wie sie jedes Mal gelacht haben, wenn dieser überaus komische Schneemann auf der Leinwand erschien. Es war wirklich lustig.“

„…Mir kommen sie nicht wie zwei Jungen vor, die einen lustigen Nachmittag hatten. Was ist danach passiert?“

„Ah, das, ja. Tja, ich wollte mit ihnen ein Eis essen gehen, aber kaum waren wir draußen, haben sie die Plakate von diesem anderen Film gesehen, dem mit diesen schönen breitbrüstigen griechischen Kriegern, den 300 Spartanern. Sie waren sehr neugierig, sie haben mir zu verstehen gegeben, dass sie ihn sehen wollten.“

„Janita, aber ich hatte dir doch gesagt…“

„Ich habe gedacht, na gut, es ist ein Kriegsfilm, der wird nicht schwer zu verfolgen sein, auch wenn sie die Sprache nicht verstehen. Schluss mit all diesen Zeichentrickfilmen, sie sind doch keine Kinder.“

„Janita…“

„Nur war der Film ein bisschen zu gewalttätig, ich habe ihnen immer wieder ‚Film, Film' gesagt, aber sie waren ein wenig verstört und wollten nach einer halben Stunde gehen. Entschuldige, Antônio."

Von wegen ein wenig verstört, dachte Antônio, so habe ich sie nicht einmal gesehen, als wir dem Wasserfall entgegengefahren sind. Aber er begriff, dass Janita von sich aus schon betrübt war und dass es nicht angebracht war, das Messer in der Wunde zu drehen: „Aber nein, schon gut. Es macht nichts, du wirst sehen, das geht vorbei. Es war freundlich von dir, sie zu begleiten, jetzt gehe ich nachsehen, ob ich sie ein bisschen beruhigen kann."

Antônio stand auf, gab Ubiratan ein Zeichen, ihm zu folgen, und sah in diesem Augenblick jenseits des Gitters Moacir, Cauê und Gabrielita aus einer völlig anderen Richtung kommen als der gewohnten vom Flughafen her.

Cauê hatte einen wilden Ausdruck im Gesicht, auch das eine Neuheit. Moacir war sichtlich von ähnlichen Gefühlen ergriffen, aber geschickter darin, sie zu verbergen. Gabrielita folgte ihnen mit gesenktem Kopf und hob hin und wieder die Augen zu einem raschen Blick, bald auf den einen, bald auf den anderen. Ein Blick, in dem Antônio Dankbarkeit gemischt mit Betrübnis zu sehen meinte. Als sie näher kamen, bemerkte Antônio, dass Cauês T-Shirt zerrissen war und beide Jungen ziemlich verschlammt waren. Und war das auf Cauês Wange vielleicht ein blauer Fleck? Und waren Moacirs Knöchel schon immer so aufgeschürft gewesen?

Antônio war gezwungen, erneut seine nicht eben glänzenden Fähigkeiten zum Schlussfolgern zu üben, denn anscheinend hatte auch dieses Grüppchen keine große Lust zu reden. War es möglich, dass Cauê und Moacir sich geprügelt hatten? Cauê und Gabrielita gingen geradewegs ins Haus, ohne auch nur zu grüßen. Moacir blieb einen Augenblick stehen, legte Antônio eine Hand auf die Schulter und sagte zu ihm: „Ihr geht es gut, mach dir keine Sorgen. Und uns auch. Den anderen geht es ein bisschen weniger gut", und ging seinen Freunden nach.

Antônio und Ubiratan blieben verdutzt zurück und sahen einander an, und Antônio dachte: ja, wann gehen wir eigentlich?

3.22 Vorschlag

„Los, Jungs, holt die Bälle und legt euch ins Zeug, gleich kommt ein Freund von mir und macht Aufnahmen von euch fürs Fernsehen."

„Was sind Aufnahmen?"

„Welches Fernsehen, das im Bildschirm?"

„Also, Aufnahmen sind… nun ja, so wie Fotos, ihr erinnert euch doch, als man Fotos von euch gemacht hat, oder? Aufnahmen sind so etwas, aber es sind Fotos, die sich bewegen, und sie sind dazu da, dass man sie in den Bildschirm tut, ja, damit alle sie sehen."

„Und dann sehen alle unsere Fotos im Bildschirm, so wie wenn wir Fernsehen schauen?"

„Ja, genau so."

„Mir wird es sehr gefallen, mich klitzeklein im Bildschirm zu sehen."

„Dich schaut sowieso keiner an im Bildschirm, sie werden mich anschauen, weil ich schöner bin."

„Aber ich bin besser."

„Aber ich laufe schneller."

„Jungs, ab zum Spielen, los. Um den Bildschirm kümmern wir uns später."

Ja, um den Bildschirm kümmern wir uns später. Doch um den Bildschirm musste man sich sofort kümmern: George war wirklich herzlich und nett gewesen, und das Interview war angenehm und intelligent gewesen – nicht wie das von jenem idiotischen Lockenkopf –, aber dem Publikum war die Sache offenbar sehr interessant vorgekommen, und George hatte ihn wieder angerufen und ihm ein Special vorgeschlagen, das ganz auf die Jungen zugeschnitten war, mit vielen Bildern der spielenden Jungen, die sie eben an jenem Tag drehen sollten, sobald George mit dem Kameramann eingetroffen war. Und das war natürlich vollkommen in Ordnung.

Was er allerdings danach gesagt hatte, war eine Sache, über die er gut nachdenken musste. Und zwar jetzt, mein Lieber, denn es ist mehr als wahrscheinlich, dass George heute eine Antwort will, und ich weiß immer noch nicht, ich kann mich nicht entscheiden. Zerstreut ließ Antônio sich den Ball von einem Fuß zum anderen laufen und überlegte, während die Jungen kreischend das Feld auf und ab liefen und sich um nicht weniger als sechs oder sieben Bälle stritten.

Es war der Vorschlag, den George ihm gemacht hatte, der ihn unschlüssig ließ. Offenbar war der Sender, für den George arbeitete, sehr an ihnen interessiert: die Quoten waren ein wenig im Sinken, und man brauchte etwas Neues – etwas Frisches, hatte er gesagt –, und so hatte man sich erboten, ihnen eine Reihe von Spielen in der Region zu organisieren, sechs oder sieben Städte, Mannschaften auf regionalem Niveau, alle Fahrten und Spesen bezahlt und ein Honorar für die Verpflichtung, im Tausch gegen die Fernsehrechte. Und obendrein Sportausrüstung für alle Jungen – mit dem Logo des Senders, versteht sich – Schuhe inbegriffen. Da, schon die Schuhe zeichneten sich als heikle Angelegenheit ab, die Jungen spielten seit jeher barfuß, und Antônio war sicher, dass es ihnen keineswegs gefallen würde, das zu ändern. Aber es war natürlich undenkbar, sie barfuß gegen beschuhte Gegner spielen zu lassen, eine Frage, von der er nicht die geringste Ahnung hatte, wie er sie lösen

sollte. Und sie war bei weitem nicht die einzige, die ihn beunruhigte: all diese Busse, diese Auswärtsfahrten, verschiedene Städte, Hotels, ein Haufen Fremder, die Tatsache, nicht zum Spaß zu spielen, sondern weil es an diesem Punkt so etwas wie eine Pflicht geworden wäre, das alles waren Dinge, von denen er nicht wusste, wie die Jungen sie aufnehmen würden.

Andererseits war ihm klar, dass es für sie eine einmalige Gelegenheit sein konnte, neue und mit Sicherheit interessante Erfahrungen zu machen, andere Orte und andere Menschen kennenzulernen, sich mit Spielern zu messen, die sie nicht kannten und die anders spielten als sie, und sich fast mit Gewissheit sehr zu amüsieren. Und er konnte nicht leugnen, dass er selbst große Lust darauf hatte: ein wenig herumzukommen, auf fremde Kosten, andere Städte zu sehen, zusammen mit seiner kleinen Mannschaft zu spielen und ein paar richtige Partien zu genießen, das reizte ihn beträchtlich.

Außerdem musste man berücksichtigen, was sie von den Ärzten erfahren hatten: Yamandé würde noch mindestens einen weiteren Monat für die Rehabilitation brauchen, und noch einmal diese ganze Zeit in Macapá zu verbringen drohte problematisch zu werden. Die Jungen waren an ein tätiges Leben gewöhnt, und noch einen Monat stillzusitzen, ohne etwas anderes, womit sie die Tage füllen konnten, als herumzulungern und ein paar Stunden täglich auf dem Trainingsplatz herumzuspielen – vorläufig gutmütig überlassen, aber wer weiß, wie lange noch –, war gewiss nicht das Ideale.

Da war schon die Sache mit Cauê gewesen, der gesagt hatte, er wolle seine Hängematte neben die von Gabrielita hängen. Was heißt hier Hängematte, sie ist noch nicht einmal fünfzehn, mein Gott.

„Kommt gar nicht in Frage, sie ist zu jung."

„Meine Schwester ist genauso jung wie sie und hat gerade ein Kind bekommen."

„Deine Schwester hat damit nichts zu tun. Hier sind die Dinge anders."

„Warum?"

„Darum. Weil ich es dir sage. Hör zu, Cauê, ich verstehe, dass du Lust auf ein Mädchen hast: du könntest – lassen wir die Hängematte einen Augenblick beiseite – du könntest dich mit der Tochter der Nachbarn anfreunden, Fernanda ist nett und sehr hübsch."

„Aber sie ist alt!"

„Was heißt alt, sie ist achtzehn!"

„Ich weiß nicht, was Jahre sind. Aber sie ist alt. Und hässlich außerdem, sie ist dürr wie ein Heuschreckenbein. Ich will sie nicht."

„Na, dein Pech."

„Und Gabrielita schaut mich immer an, ich glaube, sie will sehr gern ihre Hängematte neben meine hängen."

„Und jetzt Schluss mit diesen Hängematten! Du lässt meine Nichte in Ruhe, das Gespräch ist beendet."

Aber Antônio wusste, dass es keineswegs beendet war: sie waren jung, es war klar, dass die Mädchen für sie ein vorrangiger Gedanke waren – zumal sie praktisch nichts zu tun hatten –, und er fürchtete, es sei nur eine Frage der Zeit, bis irgendein Schlamassel herauskäme.

Von Moacir und seinem Fahrrad ganz zu schweigen, inzwischen war er beim „Freihändig“ angelangt und würde es bald satt haben, im Kreis um den Hof zu fahren: in dem Moment, in dem er auf die Straße hinausfährt, bringt er sich in irgendeine Schwierigkeit, ich weiß es, ich habe keine Zweifel. Dann Ubiratan, der gelernt hat, die Fernbedienung tadellos zu handhaben, und den ganzen Tag vor dem Fernseher festgenagelt sitzt und sich mit Werbung und Telenovelas den Kopf vernebelt, mir verblödet er (und Gott sei Dank hat er die Pornos noch nicht entdeckt). Und Piraí, der immer in der Küche ist und, weil er unentwegt mit Mama und Tante Norma Gerichte und Süßigkeiten ausprobiert, zunimmt: noch einen Monat Soßen und Kekse, und er kriegt einen Hintern wie ein Tapir, von wegen Ballspielen. Nein, nein, man muss sie zerstreuen, sie hier losreißen, sie beschäftigen: ja, vor allem sie beschäftigen. Und sie laufen lassen.

Vom Ende des Feldes her sah er George kommen, begleitet vom Kameramann: lächelnd winkte Antônio ihm zu. Er hatte sich entschieden.

3.23 Finanzen

Tatsächlich gab es noch einen anderen Gesichtspunkt, der ihn überzeugt hatte, dachte Antônio, während er im nieselgrauen Licht des Morgens seinen Kaffee trank und den Jungen zusah, wie sie mit Maiskuchen, Wassermelone und Papaya frühstückten und Piraí beglückwünschten, weil seine *beijinhos* fast so gut waren wie die von Mama Marcela. Das Geld, an das er fast fünfzehn Jahre lang nicht einen einzigen Gedanken verschwendet hatte, war dagegen, sieh einer an, eine Sache, die man berücksichtigen musste. Sechs junge Burschen mit gutem Appetit zu ernähren, und dazu ihn selbst, war keine geringe Ausgabe, und irgendwie mussten sie auch gekleidet werden, ob es ihnen gefiel oder nicht.

Als man ihn für tot erklärt hatte – und sein Bankkonto aufgelöst –, waren die paar Ersparnisse, die er hatte, auf das Konto seiner Eltern gegangen, die sie ihm dann natürlich wieder zur Verfügung gestellt hatten: sie gehören dir, Antoninho, keine Frage. Er hatte sie bis dahin verwendet, um sich an den Kosten zu beteiligen, seine Eltern waren schon mehr als großzügig, dass sie eine Bande wunderlicher Fremder ins Haus nahmen, die als Zugabe zusammen mit dem auferstandenen Sohn angekommen war.

Aber die Ersparnisse wurden dünner, der Aufenthalt in Macapá zog sich hin, die Rehabilitation und die Physiotherapie Yamandés würden nicht unerhebliche Kosten mit sich bringen: die Tournee mit dem entsprechenden Honorar, die Rete Norte anbot und die George ihm vorgeschlagen hatte – ein großzügiger Vorschlag, sie auf Tournee zu nehmen, wo sie doch niemand waren –, konnte dazu beitragen, das Problem zu lösen.

Sie schuf allerdings ein anderes: selbst wenn man einrechnete, dass die medizinischen Kosten für Yamandé abgezogen würden und ebenso der Preis für die Mindestausstattung, die man den Jungen – und ihm selbst – für einen Monat Tournee würde beschaffen müssen, und wenn man bedachte, dass sie für die kommenden Wochen alle Spesen bezahlt bekämen, so ergab sich daraus ein Sümmchen, das Antônio, obwohl noch unbeziffert und in den Augen vieler gewiss lächerlich, beunruhigte.

Die Sache war die, dass dieses Geld in jeder Hinsicht Eigentum der Jungen sein würde: sie waren es, die spielten, ihnen gehörte das Honorar.

Nach der anfänglichen Verwirrung hatten sie nicht allzu lange gebraucht, um die Funktionsweise des Geldes einigermaßen zu beherrschen, auch dank dessen, dass Antônio, um es ihnen begreiflich zu machen, jedes Mal, wenn sie ausgingen, einem von ihnen reihum ein paar Münzen anvertraute, um ein Eis oder Bonbons zu kaufen, deren portugiesische Namen sie mit überraschender Schnelligkeit gelernt hatten.

Antônio war besorgt, weil er wusste, dass dies, auch wenn es keine gewaltige Summe sein würde, keine Summe war, die man für Süßigkeiten und Lakritzschnüre ausgab. Und doch fiel ihm nicht ein, was er damit anfangen sollte.

Es stand außer Zweifel, dass dieses Geld, wenn sie erst wieder im Urwald wären, zu nichts nütze sein würde, aber ebenso wahr war, dass es ihr Eigentum war und dass man es irgendwo würde hintun müssen.

Teresa war es, die ihn auf die Idee brachte.

Sie hatte um jeden Preis gewollt, dass er zusammen mit den Jungen ins Radio zurückkam, und hatte sie mit warmer Begeisterung empfangen, sie war überaus herzlich gewesen, hatte Kaffee, Limonade

und Pfefferminzbonbons angeboten, hatte sie Luiza, João und Saverio vorgestellt und sogar gewollt, dass sie die Sendung eröffneten, obwohl Antônio nicht überzeugt war: „Sie sprechen kein Portugiesisch, Teresa."

„Ach, das macht nichts. Auch wenn ich rede, versteht man wenig, obwohl ich Portugiesisch kann. Dann werden eben ihre Freunde sie verstehen, ihre Mütter dort im Urwald."

„Ich glaube wirklich nicht, dass sie sie im Urwald hören können, nicht…"

Aber niemand hörte ihm schon mehr zu, die Jungen rissen einander bereits das Mikrofon aus der Hand, alle glücklich, ihre Stimme aus Trillern und Pfiffen von den Verstärkern zurückspringen zu hören.

„Wie niedlich! Sie klingen wie singende Vögel! Fast hätte ich Lust, das als Erkennungsmelodie zu behalten, was meinst du?"

Als er einige Tage später mit einer Begonie im Topf zurückgekommen war, um sich für die Freundlichkeit und die Gastfreundschaft zu bedanken, hatte er sie in Gesellschaft einer kleinen runden Frau angetroffen, schwarz und glänzend wie eine *açaí*, die sich mit einem sehr breiten weißen Lächeln vorstellte: „Guten Tag, welche Freude, Sie kennenzulernen. Ich bin Mariana."

„Sie arbeitet mit den Walen", präzisierte Teresa.

„Ich arbeite für Greenpeace, um genau zu sein. Wir kümmern uns nicht nur um Wale, wie Sie wissen werden."

„Nun, wie Teresa Ihnen gesagt haben wird, bin ich nicht mehr sehr auf dem Laufenden, aber gewiss, Greenpeace, ich weiß sehr wohl, was das ist."

Mariana lächelte: „Mir lag sehr daran, Sie kennenzulernen, wissen Sie? Wir haben mehrere Projekte laufen, die die Indios und die Frage der Abholzung Amazoniens betreffen. Soweit ich verstanden habe, kommen Ihre Freunde aus einem unkontaktierten Stamm, nicht wahr? Dann hat das Problem der Abholzung sie zum Glück noch nicht getroffen. Es ist ein wahres Drama, leider."

„Ja, ich erinnere mich, dass man schon davon zu reden begann, bevor ich aufbrach. Ich nehme an, die Dinge haben sich verschlimmert…"

„Allerdings. Einiges ist getan worden, aber es ist immer zu wenig, ein Tropfen auf den heißen Stein. Es bleibt noch sehr viel zu tun."

„Ach ja, die Ärmsten, Antônio, aber stell dir vor: sie schlagen ihnen ringsum alle Bäume ab, reißen alles heraus, und sie wissen nicht mehr, wohin. Sie sollten ihn ganz kaufen, den Urwald, ich möchte sehen, wer dann hingeht und ihnen die Bäume im Hausgarten ausreißt."

„Teresa begeistert sich sehr für unsere Anliegen, sie ist eine große Unterstützerin von uns, vor allem wenn es um die Wale geht. Aber ich würde Sie gern wiedersehen, Antônio, in aller Ruhe. Vielleicht mit Ihren Freunden sprechen, die Stimme der beteiligten indigenen Völker ist sehr wichtig für uns."

„Aber gewiss, Mariana, sehr gern: die Jungen sprechen kein Portugiesisch, aber ich kann den Dolmetscher machen, das ist kein Problem. Im Augenblick brechen wir zu einer Tournee von ein paar Wochen auf, aber wir werden es sicher einrichten, uns nach unserer Rückkehr zu sehen."

„Siehst du, Mariana, wie freundlich und sympathisch er ist? Und außerdem mag er Pflanzen sehr gern, er will nicht, dass sie abgeholzt werden, nicht wahr, Antônio? Er hat einen grünen Daumen, genau wie ich. Schau, was für eine schöne Begonie er mir mitgebracht hat, ist das nicht ein Wunder? Weißt du was, zu Ehren der Pflanzen eröffne ich die Sendung mit dem Lied ‚Where are all the flowers gone' in der Fassung, gesungen von… Baez, bist du zufrieden, Mariana?"

„Joan. Joan Baez."

„Ja, genau, Johnny Baez, ich konnte mich nicht an den Namen erinnern, wer weiß, warum."

Erst als er auf der Straße war, noch benommen von Teresas Veilchenduft, begriff er, was die richtige Art war, dieses Geld zu verwenden. Sobald wir von der Tournee zurückkommen, werde ich mit Mariana darüber reden, sie wird wissen, wie man es macht. Teresa hat recht: wir werden den Urwald kaufen, den ganzen Urwald rings um das Dorf.

3.24 Vertrag

Antônio überquerte die Straße und lächelte in sich hinein, als er an die eben zu Ende gegangene Begegnung mit dem Generaldirektor von Rete Norte dachte, den er aufgesucht hatte, um die Abmachungen für die Tournee festzulegen, insbesondere den finanziellen Teil.

Der Direktor hatte ihn mit endlosen Reden unterhalten und ihm erklärt, die Idee sei, sieben Spiele zu senden, jedem davon ein Mini-Special von einer Viertelstunde über jeden Einzelnen von ihnen voranzustellen. Am Ende würde man aus dem Ganzen auch eine Dokumentation machen und sie mit ein paar weiteren Filmschnipseln ergänzen, die während der Tournee gedreht würden.

„Wir haben bereits Kontakt zu einigen örtlichen Mannschaften in Belém und in Altamira aufgenommen. Leider ist es schwierig, ernst genommen zu werden, weil niemand Sie kennt. Vorläufig bietet man uns nur untere Mannschaften oder Jugendteams an. Aber ich habe schon mit dem Trainer von Macapá gesprochen, der eine Revanche für das Spielchen vom letzten Monat will. Damit fangen wir an: wenn Sie sich gut schlagen, womöglich ein Unentschieden herausholen, wird es leichter sein, für die folgenden Spiele interessante Gegner zu bekommen."

„Wenn sie spielen, wie ich es das letzte Mal gesehen habe, wird Macapá derjenige sein, der versucht, ein Unentschieden herauszuholen", hatte Antônio gesagt und sich über seine eigene Dreistigkeit gewundert. Der Direktor hatte dem keine Bedeutung beigemessen und weitergeredet: „Es wird eine Geschichte über Fußball, aber nicht nur. Uns interessiert auch der menschliche Aspekt der einzelnen Mitglieder der Mannschaft. Wie der Aufprall unserer fortgeschrittenen Gesellschaft auf euch… auf Sie gewesen ist."

Fortgeschritten? hatte Antônio mit einer Grimasse gedacht, ohne ihn jedoch zu unterbrechen.

„Was Sie machen, wie Sie essen, wo Sie schlafen. Sagen wir, es wird eine Geschichte aus Amazonien, vom Fußball und von Hängematten."

Na ja, hatte Antônio zweifelnd gedacht und sich wohl gehütet, seine Bedenken zu äußern. Den Sender leitete schließlich er.

„Sie werden sich daran gewöhnen müssen, den größten Teil des Tages eine Kamera um sich zu haben, aber Sie werden sehen, das wird Sie nicht stören, im Gegenteil, Ihre Jungen werden vielleicht sogar Spaß daran haben. Und, wie ich sagte, für die Specials werden Interviews nötig sein. Selbstverständlich ist ein kleines Extra für Ihre zusätzliche Rolle als Dolmetscher vorgesehen."

Selbstverständlich. Antônio hatte sich darauf beschränkt, ihn anzusehen, und abgewartet, dass jener fortfuhr.

Der Direktor hatte die Gegensprechanlage gedrückt und die Sekretärin gerufen und sie gebeten, ihm den Vertrag zu bringen, den er sofort an Antônio weitergereicht hatte, wobei er ihm zeigte, wo er unterschreiben solle.

„Verzeihen Sie", hatte Antônio schließlich gesagt, gereizt durch die kurz angebundene Art des Direktors, „ich möchte nicht geldgierig erscheinen, aber wir haben die finanzielle Frage noch gar nicht angesprochen. Sie haben eben ein Extra erwähnt, aber ich weiß nicht, wie hoch dieses Extra ist. Und ich weiß nicht einmal, das Extra wovon. Wie hoch ist das Grundhonorar? Ich nehme an, es steht alles hier im Vertrag?"

Der Direktor hatte ein Gesicht gemacht, als wollte er sagen: na, klar.

„Stört es Sie, wenn ich ihn rasch durchlese?“

„Gewiss nicht“, hatte der Direktor geantwortet, mit einer Körpersprache, die sagen wollte: gewiss ja.

Wahnsinn, wie alles relativ ist, wie es immer darauf ankommt, von welcher Seite man es nimmt, dachte Antônio, während er die Stufen hinabstieg und den Sitz von Rete Norte verließ, zufrieden mit sich, beinahe stolz. Nein, ohne das beinahe: stolz darauf, wie er dem Direktor die Stirn geboten und ihm seine Bedingungen auferlegt hatte. Sicherlich war es wichtig gewesen, dass er alles in allem nichts zu verlieren hatte.

Der Vertrag, den man ihm vorgelegt hatte, sah für Antônio ein Honorar von 2.000 Reais vor, ungefähr das Vierfache seines alten Lehrergehalts. Gewiss, inzwischen waren vierzehn Jahre vergangen, 2.000 Reais waren weniger wert als damals, aber wenn man bedachte, dass Verpflegung, Unterkunft und Transport zu Lasten von Rete Norte gingen, hieß das, das Sümmchen fast vollständig einzustecken. Nicht schlecht. Er hatte beinahe unterschrieben, als ihm ein Zweifel kam und er alles noch einmal von vorn zu lesen begann. Der Direktor hatte geschnauft, ohne eine gewisse Gereiztheit zu verbergen, aber Antônio hatte ihn nicht beachtet. Er hatte die betreffende Stelle noch einmal gelesen, die Augen aufgerissen, dann den Vertrag rasch durchgeblättert auf der Suche nach etwas, das er nicht gefunden hatte.

„Entschuldigen Sie, aber hier ist nur von meinem Honorar die Rede. Das der Jungen sehe ich nicht.“

„Sie sehen es nicht, weil es nicht vorgesehen ist. Selbstverständlich haben wir darüber nachgedacht, wissen Sie, denken Sie nichts Falsches. Nur ist der Personenstand Ihrer Jungen, soweit mir bekannt ist, in keiner Weise geklärt. Auf wen sollten wir dieses Geld ausstellen? Wir wissen nicht einmal, wie sie heißen, noch wo sie wohnen. Stellen wir die Zahlung auf Herrn Indio, Amazonaswald Nr. 2 aus?“

Der Direktor hatte ein kleines Husten von sich gegeben, das vielleicht ein Lachen war, aber Antônio hatte darin keinerlei Humor entdeckt.

„Selbstverständlich habe ich mich mit unserer Buchhaltung und mit unserer Rechtsabteilung beraten, und beide sagen, die Sache wäre zu kompliziert, das Finanzamt würde uns überfallen.“

„Und weil die Sache also kompliziert ist, haben Sie beschlossen, sie nicht zu bezahlen. Sind ja Indios, in einem Monatchen kehren sie in den Urwald zurück, was sollen sie mit dem Geld?“

„Genau“, hatte der Direktor genickt und mit einer fatalen Sekunde Verspätung begriffen, dass das, was Antônio da sagte, Sarkasmus war und dass er alles hätte tun müssen, nur nicht zustimmen.

Antônio hatte den nicht unterschriebenen Vertrag auf den Schreibtisch gelegt, war aufgestanden und hatte dem Direktor die Hand hingestreckt: „Sehen Sie, ich will Ihrer Rechtsabteilung entgegenkommen, und der Buchhaltung und allen anderen. Da die Sache für Ihre Mittel ein bisschen zu kompliziert ist, machen wir es so, dass gar nichts daraus wird. Jeder geht seiner Wege, und schöne Grüße.“

Der Direktor hatte vielleicht seine Fehler, aber Jahre geschäftlicher Verhandlungen hatten ihn gelehrt, einen Bluff zu erkennen, wenn er einen vor sich hatte, und der von Antônio war keiner. Er hatte es mit einem Gegenangebot versucht und ein Honorar von 4.000 Reais vorgeschlagen, zweitau-

send für Antônio und zweitausend für die Jungen, aber eine andere Sache, die er konnte, war, den Augenblick zu erkennen, in dem man den Bogen nicht überspannen durfte. Antônio war ruhig geblieben, fest in seiner Absicht, das zu bekommen, was er schlicht für gerecht hielt. Der Direktor, dritte Gabe, verstand es auch aus dem Stand, sich die Rechnung zu machen, und war sich bewusst, dass der Sender selbst mit einem Honorar von zweitausend Reais pro Kopf plus Spesen immer noch eine schöne Gewinnspanne hätte, und hatte eine Assistentin gerufen, um die Vertragsbedingungen im Lauf zu ändern.

Zweitausend Reais an Herrn Antônio Carlos Rocha de Almeida und weitere zwölftausend, ebenfalls an Herrn Rocha de Almeida, in seiner Eigenschaft als Treuhänder der Mannschaft… „Ja, wir haben den Namen der Mannschaft noch gar nicht festgelegt. Wir hier hatten an Amazonia Futebol Clube gedacht, was sagen Sie dazu?“

„Das ist ein schöner Name für eine Mannschaft aus Manaus“, hatte Antônio erwidert, den eine nie zuvor erlebte Sicherheit durchdrang: „Aber wir kommen aus dem Urwald und haben eine eigene Sprache. Wir heißen Asu Ka’a Futebol.“

„Ah. Gut. Schön. Was bedeutet das, wenn ich fragen darf?“

„Es bedeutet Großer Urwald. Und im Übrigen sind es vierzehntausend zusätzliche Reais.“

„Wie bitte?“

„Vierzehntausend. Auch Yamandé gehört in jeder Hinsicht zur Mannschaft, auch wenn er nicht spielt. Gehen Sie hin und interviewen Sie auch ihn, Sie werden sehen, es wird Sie nicht reuen. Das Extra für mein Dolmetscherhonorar schenke ich Ihnen, so freundlich, wie Sie gewesen sind.“

3.25 Schaufensterpuppe

Gestärkt durch die Sicherheit, die ihm der ausgezeichnete Verlauf der Verhandlungen mit Rete Norte gab, beschloss Antônio kurzerhand, sich zur Behörde für den Schutz des Amazonas-Urwaldes zu begeben, um seine Idee, den Urwald rings um das Dorf zu schützen, in die Tat umzusetzen.

Als Begleiter kam Cauê mit, in seiner Eigenschaft als Sprecher der Jungen, denen Antônio knapp erklärt hatte, es gebe böse Leute, die die Bäume des Urwaldes fällen wollten. Oder zumindest wäre es seine Absicht gewesen, eine knappe Erklärung zu geben, aber natürlich hatten die „Warums“ eingesetzt. Warum wollen sie die Bäume fällen? Weil sie das Holz benutzen wollen. Na, der Urwald ist riesig, sie können ein paar Bäume fällen, da passiert nichts. Aber die Bäume, die sie fällen, sind viele, sehr viele, zu viele, eines Tages könnten es alle sein. Warum alle? Weil sie böse sind. Warum dürfen sie es dann? Weil sie denken, der Urwald gehöre ihnen. Diese Auskunft hatte das Gespräch beendet, denn die absurde, unfassbare Vorstellung, dass jemand den Urwald für „seinen“ halten könnte, hatte bei den Jungen eine solche Heiterkeit ausgelöst, dass Antônio aus dem Zimmer gegangen war und sie zurückgelassen hatte, wie sie sich immer noch schier totlachten über diesen Blödsinn.

Nachdem sie die Schwelle aus falschem Marmor des Gebäudes überschritten hatten, fanden Antônio und Cauê sich einem gedrungenen kahlen Herrn mit Pförtnermütze gegenüber, der, an einem zu kleinen Schreibtisch sitzend, sich der systematischen Vernichtung der Fliegen mittels einer zusammengerollten Zeitschrift widmete. Auf Antônios Frage, an welches Referat er sich mit seinem Anliegen wenden müsse, schüttelte der Mann den Kopf, ohne die Schläge zu unterbrechen, und verkündete: „Sie sind hier nicht am richtigen Ort, glaube ich.“

„Aber ist das nicht die Behörde für den Schutz des Amazonas-Urwaldes?“

„Gewiss doch.“ KLATSCH!

„Na, dann wird es doch ein zuständiges Referat geben, oder, das sich mit den Schutzverfahren befasst…“

„Tja. Meines Wissens nicht. Aber wenn Ihnen wirklich daran liegt, können Sie es beim Referat Öffentlichkeitsarbeit versuchen. Zweiter Stock.“ KLATSCH! KLATSCH!

Das Referat Öffentlichkeitsarbeit erschien Antônio nicht als das geeignetste, aber da aus dem Pförtner nichts weiter herauszuholen schien, machte er sich auf den Weg zum Aufzug, gefolgt von einem ziemlich ratlosen Cauê. Das fragliche Referat erwies sich als bewohnt von einem nervösen jungen Mann mit Krawatte, der eine Schar von Jungen und Mädchen beaufsichtigte, die vor Computern saßen, welche sogar Antônio antiquiert vorkamen. Der junge Mann schob sie praktisch aus dem Zimmer hinaus und sagte, sie hätten keine Zeit, und überhaupt, was für eine Idee, sich hierher zu wenden. Sie sollten, wenn ihnen wirklich daran liege, in den ersten Stock gehen, zum Referat Karten und Kataster.

Von dort wurden sie, von einem kahlen und sanften Männchen, das nach Lavendel und Staub roch, in den dritten Stock verwiesen, zum Referat Rechnungslegung, und dann wieder in den zweiten, zum Referat Privatkundenbetreuung. Sie kamen anschließend durchs Erdgeschoss, wo ein sympathischer Bediensteter der Abteilung Instandhaltung ihnen einen *cafezinho* anbot, und durch den vierten Stock, wo ein vollblütiger Beamter sie zu überzeugen versuchte, statt des Urwaldes, der wirklich sehr feucht sei, ein gut durchlüftetes Grundstück in der Gegend von Santa Mariana zu erwerben, eine Zone mit großen Entwicklungsaussichten, eine sichere Investition. Der Beamte drückte ih-

nen die Visitenkarte des Immobilienbüros seines Schwagers in die Hand und bekräftigte, es sei immer besser, sich von einem Fachmann beraten zu lassen, wenn es um den Kauf von Grundstücken gehe.

Antônio war müde und entnervt, und er begann es zermürbend zu finden, Cauê ununterbrochen antworten zu müssen, der jeden Gesprächspartner mit finsterem Blick ansah und kampfeslustig fragte, ob er es sei, der den Urwald fällen wolle, als sie sich, ohne einen genauen Grund, vor dem Referat Mittelzuweisung wiederfanden, das zumindest dem Namen nach hoffen ließ, es sei das richtige Ziel.

Die Tür stand offen, und darin sah man an einem Schreibtisch einen Mann im kurzärmeligen Hemd sitzen, den ein Schildchen als Dr. Thomas S. Mello Aluguer auswies. Außer ihm und einer Schaufensterpuppe in Forscherkluft, die auf einem Stuhl in einer Ecke lehnte, war niemand da. Antônio klopfte, und der Mann bedeutete ihm, im Wartezimmer Platz zu nehmen, das heißt auf den Stühlen gleich vor der Tür, wo Antônio sich die Zeit vertrieb, indem er mit Cauê einige altersschwache Zeitschriften über Vogelkunde durchblätterte und durch die Tür den Mann beobachtete, der reglos einige Blätter auf seinem Schreibtisch anstarrte, ohne den Eindruck zu erwecken, sie zu lesen oder sonst etwas zu tun.

Nach einer halben Stunde Wartezeit schien Herr Aluguer aus seinem Winterschlaf zu erwachen und bedeutete ihnen einzutreten und Platz zu nehmen. Im Büro gab es nur einen freien Stuhl, auf den sich rasch Cauê setzte, und Antônio musste sich also entscheiden, ob er stehen bleiben oder die Schaufensterpuppe von ihrem Platz nehmen wollte. Eine erneute Geste von Herrn Aluguer drängte ihn zur zweiten Möglichkeit.

Kaum saßen sie ihm gegenüber, deutete Aluguer ihnen an, ein wenig abzurücken, und mimte die Geste der Hitze. Abgesehen davon, dass es Antônio nicht schien, als sei es im Büro besonders heiß, war das Beunruhigendste aus seiner Sicht die Offenkundigkeit, es mit einem Stummen zu tun zu haben. Wie soll er mir erklären, was zu tun ist? Wie dem auch sei, nun waren sie einmal da, da konnte man es ebenso gut versuchen. Antônio räusperte sich und begann zu sprechen, wobei er die Wörter gut betonte.

„Also, wir hätten die Absicht, ein Stück Land im Amazonas-Urwald zu erwerben, und…“

Herr Aluguer sprang auf und ging rasch einen Ordner aus dem Schrank holen, aus dem er ein paar Broschüren und eine Karte zog, die er vor Antônio und Cauê ausrollte, wobei er auf eine Stelle des Urwaldes an der Grenze zu Peru zeigte.

„Ausgezeichnet!“, sagte Herr Aluguer mit einer schönen tiefen Stimme, sodass Antônio vor Überraschung zusammenfuhr, „es freut mich sehr, von dieser Absicht Ihrerseits zu hören. Wir haben vor kurzem ein Programm dieser Art aufgelegt, das PPFACP, aber wenn Sie hier sind, dann zweifellos, weil Sie es kennen. Mit 50 Reais können Sie 50 Quadratmeter Urwald an den Quellen des Rio Uapés unter Schutz stellen – nicht erwerben, hahaha, von Erwerb ist gewiss nicht die Rede –, wo verschiedene Stämme von Unkontaktierten oder Ex-Unkontaktierten leben. Ihr Freund kommt von dort, nehme ich an? Wie viel Urwald wollen Sie unter Schutz stellen, fünfzig Quadratmeter? Hundert?“

„Ähm, nein, wir kommen von viel näher, unser Dorf liegt in der Gegend des Rio Jari, glaube ich, innerhalb des Nationalparks Tumucumaque.“

„Ihr Dorf? Sie, Herr…?“

„Antônio Rocha de Almeida, sehr erfreut. Und das ist Cauê.“

„Erfreut. Verzeihen Sie, Herr Almeida, ich möchte Sie nicht beleidigen, aber Sie sehen nicht wie ein Eingeborener aus.“

„Nein, ja, also, es ist kompliziert. Ich vertrete ein indigenes Volk.“

„Welches Volk genau? Wie heißt es?“

Antônio wurde überrumpelt. Unter den vielen Wörtern, die ein Volk, das abgeschieden im Urwald lebte, nicht brauchte, war eines gewiss das Wort, um sich selbst zu bezeichnen. Cauê, der vor Neugier brannte zu verstehen, was vor sich ging, nutzte die Pause, um Antônio um Aufklärung zu bitten, der ihm die Frage übersetzte.

„Er will wissen, wie wir heißen? Alle Bewohner des Dorfes, einer nach dem anderen?“

„Nein, er will wissen, wie der Stamm heißt.“

„Was ist das für eine dumme Frage? Wir sind wir, wir sind die Leute.“

Antônio war nicht sicher, ob dem Beamten der Name eines Volkes recht sein konnte, das sich „die Leute“ nannte, aber der aufmerksame Doktor Aluguer hatte das Wort bereits aufgeschnappt und war auf eigene Faust losgezogen: „Manguarì? Nie gehört. Wie dem auch sei, es laufen verschiedene Programme zum Schutz des Urwaldes, aber gegenwärtig sieht nur eines die Übernahme des Schutzes durch Dritte vor, und es betrifft das Gebiet, von dem ich Ihnen gesagt habe.“

„Aber wenn wir stattdessen den Urwald rings um das Dorf tatsächlich kaufen wollten?“

„Hahaha. Von Kaufen kann gar keine Rede sein. Der Urwald ist Staatsgut, er gehört dem Staat, er ist Eigentum aller. Faktisch gehört er Ihnen als Brasilianer bereits, mein lieber Herr. Was dagegen den Schutz betrifft, wir sprachen von diesem überaus interessanten Gebiet an der Grenze zu Peru, das…“

„Aber uns interessiert dieses Gebiet nicht, uns interessiert ein ganz anderes! Wenn es dort noch kein Schutzprogramm gibt, könnte man vielleicht eines auflegen, oder? Was wäre nötig, um es aufzulegen?“

„Tja. Das sind komplizierte Dinge. Komplexe Dinge. Sie haben keine Vorstellung. Aber wenn Ihnen daran liegt, können Sie beim Ministerium einen Vorschlag einreichen, versehen mit der gesamten kartografischen und hydrogeologischen Dokumentation und selbstverständlich mit den floristisch-faunistischen Erhebungen. Der beizufügende Businessplan, natürlich beglaubigt bei einem befugten Urkundsbeamten, wird sämtliche Messungen und Erhebungsdaten in geeigneter Tabellenform ausweisen müssen, einschließlich der Personenstandsbögen der ethnografischen Zählung aller dort gegebenenfalls anwesenden Bevölkerungen, sowie einen Plan, samt Annahmen zur Rechnungslegung auf ein, drei und fünf Jahre, der, ratsamerweise mit der Validierung des Instituts für…“

Antônio legte beide Hände auf den Tisch, räusperte sich und unterbrach den Beamten, der während des Redens aus Schubladen und Ordnern Bündel von Formularen hervorzog, atmete ein und sagte mit gezwungen ruhiger Stimme: „Gut, vergessen Sie es, ich habe verstanden. Wer weiß, was mir in den Kopf gefahren ist.“

Er stand auf und ging aus dem Büro, wobei er die Tür mit etwas mehr Kraft als nötig schloss.

Cauê und Herr Aluguer blieben zurück und starrten einander einige Sekunden lang an, während dem Beamten der Blick eines Pumas, den der junge Mann auf ihn richtete, unbehaglich zu werden begann. Dann ging die Tür wieder auf, Antônio trat ein, stellte den Stuhl zurück in die Ecke, legte die Schaufensterpuppe darauf und sagte eisig zu dem Jungen: „Komm, Cauê, gehen wir. Wir gehen zurück und spielen Ball, das ist es, was wir können."

Der Junge folgte ihm, nicht ohne zuvor dem Doktor Aluguer einige Worte zugezischt zu haben, der ihnen verdutzt nachsah, die Arme voller Formulare.

„Was hast du ihm gesagt? Was bedeutet ambûá eçaí até? Das ist ein Wort, an das ich mich nicht erinnere."

„Es bedeutet schleimiger-Tausendfüßler-mit-Augen-eines-Giftfrosches."

Ja, sehr treffend.

3.26 Freunde

Yamandé würde den Gebrauch des Beins vollständig wiedererlangen, der Unfall würde nicht einmal auf seine sportlichen Fähigkeiten Folgen haben. Gewiss würde noch ein wenig Zeit nötig sein, mindestens ein Monat, auch weil die Physiotherapeutin, die ihn betreute, sich die Sache zu Herzen genommen und sich nicht nur die vollständige Wiederherstellung des Muskeltonus zum Ziel gesetzt hatte, sondern auch die Rückkehr zur sportlichen Betätigung. Aber es war eine ausgezeichnete Nachricht, die Ärzte hatten sich sehr überrascht gezeigt von der Geschwindigkeit, mit der er sich erholte, und von den körperlichen Qualitäten des Jungen. Und Yamandé hatte auch nicht allzu schlecht auf die Nachricht reagiert, dass seine Freunde und Antônio in wenigen Tagen zu einer Tournee aufbrechen würden, während der sie richtige Fußballspiele gegen richtige Mannschaften spielen würden, sieben gegen sieben: anfangs hatte er sich verfinstert, dann hatte er ein paar Sekunden nachgedacht, um schließlich zu verkünden: „Aber wer ist der Siebte? Spielst du, Antônio? Hahaha, richtig, sonst sind wir zu stark! Aber wie schön! Wenn ich schnell gesund werde, kann ich vielleicht auch ein paar Spiele mitspielen!“

Von Anfang an hatte sich die Gesellschaft jeden Tag aufgeteilt, um abwechselnd in Grüppchen von zwei oder drei Personen ins Krankenhaus zu gehen, und an jenem Tag war es an Antônio und Jaci gewesen, die Worte des Chefarztes zu hören: der Rückweg war eine Folge von Gelächter und begeisterten Vorwegnahmen dieser Reise gewesen, um Fußball zu spielen, die bald beginnen würde.

Ein paar hundert Meter vom Haus entfernt hörte Antônio deutlich ein „Jaci!“, von dem unbefestigten, von Unkraut umstandenen Platz auf der anderen Straßenseite herüberkommen.

Eine Gruppe von Jungen spielte Ball, und der Kleinste von ihnen, barfuß wie alle, in einem kanariengelben Trägerhemd, das ihm zu lang war und ihm auch als Hose und vielleicht als Schlafanzug diente, und mit dem Regen, der ihm über das verschlammte Gesichtchen lief, in dem das Fehlen von drei oder vier Zähnen hervorstach, winkte grüßend mit einer Hand.

Antônio drehte sich zu Jaci um, der mit einem Ausdruck, der ihm verlegen schien, auf den Platz und auf das Kind zusteuerte und dabei die Straße überquerte, ohne in irgendeiner Weise auf möglicherweise kommende Autos zu achten, was Antônio einen halben Herzinfarkt einbrachte; er hatte nicht einmal die Zeit, den Mund aufzumachen.

Der Vorwurf erstarb ihm in der Kehle, als er sah, wie das Kind und Jaci einander mit den Gesten des Stammes begrüßten, eine kleine Zeremonie, die sich mit drei oder vier weiteren, ein wenig größeren Jungen wiederholte. Sie kennen sich?

Jaci löste sich von der Gruppe, um Antônio auf der anderen Straßenseite einzuholen, wieder ohne sich im Geringsten umzusehen, und wurde tatsächlich von einem Motorroller mit zwei Männern gestreift, die sich in einer Salve von Schimpfwörtern ergingen, die nicht einmal Antônio richtig zu erfassen vermochte.

„Ich bleibe ein bisschen und spiele Ball mit Marcos und den anderen.“

(Marcos? Den anderen?) Es war keine Frage, und Antônio verspürte ein seltsames Gefühl: er hatte sich selbst zu ihrem Beschützer ernannt, aber diese Jungen hatten eine eigene Selbständigkeit und alles Recht, so zu leben, wie es ihnen richtig schien.

„Aber natürlich, Jaci… Aber bitte, pass auf, wenn du über die Straße gehst.“

„Die Straße? Oh ja, klar, die Straße, die Straße.“

Jaci überquerte sie erneut mit derselben Sorglosigkeit, und nach wenigen Augenblicken war er schon von Jungen umringt, die laut mitzählten, wie oft er den Ball hochhielt: Kopf, Kopf, Knie, Hacke, linker Fuß (mehrere Berührungen), rechter Fuß, Schulter, wieder Hacke und so weiter. Antônio sah ihm zu und begann zu lächeln, während Jaci sich auf den Boden setzte, ohne das Jonglieren zu unterbrechen – was einen spontanen Applaus der Jungen auslöste –, um dann wieder aufzustehen.

Das Erstaunlichste für Antônio war nicht seine Technik, sondern die Tatsache, dass er mit den Lippen unmissverständlich zählte, und inzwischen war er bei mindestens fünfhundert. In der Sprache des Stammes gab es nur die Zahlen bis zwanzig und danach einige Wörter, um verschiedene, nicht genau bestimmte Größenordnungen zu bezeichnen: „viele“ wie die Tage, die die Alten gelebt hatten, „viele“ wie die Fische im Fluss, „viele“ wie alle Bäume des Urwaldes. Jaci dagegen zählte, und dieser Gedanke traf Antônio bis ins Innerste, und er tat es zwangsläufig auf Portugiesisch.

Gegen den tausendsten Ballkontakt verloren die Jungen das Interesse, und auch Jaci selbst hatte genug. Er könnte unendlich so weitermachen, dachte Antônio, während ein Spielchen begann, in dem Jaci und der Kleine gegen alle anderen spielen sollten. Die beiden verständigten sich: ein paar Gesten, viele Lächeln, gewiss der Fußball als gemeinsame Sprache und… ein paar Wörter? Antônio bemerkte, dass Jaci dem Kind die Grundzüge einiger ihrer Schemata beigebracht hatte, und es schien besonders den Doppelpfeil zu schätzen, eine Art Doppelpass im Tempo, den sie unentwegt probierten, und wenn er gelang, mit einem Zehntel der Geschwindigkeit, mit der Jaci ihn normalerweise mit seinen Gefährten ausführte, feierten sie gemeinsam, indem sie sprangen und wiederholt die Geste machten, die Sehne eines Bogens zu spannen und loszulassen.

Es ist im Grunde ein Glück, dachte Antônio, dass diese Jungen mit zwanzig eine zweite Kindheit erleben können, nicht viel anders als das, was mir im Urwald widerfahren ist.

Er hatte die Szene ungefähr eine Viertelstunde lang in derselben Haltung angestarrt, und das Bewusstsein davon dämmerte in ihm langsam herauf, als einer der Jungen erneut grüßend die Hand schwenkte.

„Moacir! Moacir! Er ist gekommen, um Elfmeter zu halten, Moacir!“

Nein, das ist zu viel.

Moacir kam entgegen der Fahrtrichtung mit irrsinniger Geschwindigkeit auf Antônios altem, knarrendem Fahrrad angefahren und legte auf dem rutschigen Boden des Platzes eine unbeholfene Bremsung im Gegenlenken hin, die ihn unter dem Gelächter der Jungen mit den Beinen in der Luft enden ließ. Wenn der sich auch noch verletzt, sind wir ruiniert. Zum Glück stand er ohne Folgen wieder auf, ja sogar mit einem Ausdruck reiner Freude im Gesicht. Obwohl er nur wenig größer war als seine Gefährten, ragten inmitten dieser Kinder sein Lächeln und seine verschmitzten Augen über alle hinaus. Nach nicht einmal einer Minute stand er im Tor und hielt Elfmeter.

Das Tor war eine alte, abgeblätterte Mauer, in deren Putz notdürftig zwei Pfosten und eine Latte eingeritzt worden waren. Die ganze Mauer war voller kleiner Löcher, das größte von der Größe einer Faust, und voller Schriftzüge mit bunter Kreide, verblasst von Staub und Regen. Moacir stellte sich vor das Tor. Er empfing jeden Schützen mit einem kleinen Knurren und mit der Geste der Krallen, die er mit den Händen machte, oft gefolgt von einem entdramatisierenden Lachen. Keiner der Jungen war imstande, den überaus wendigen Torhüter in Verlegenheit zu bringen, der tatsächlich, um manche Elfmeter zu halten, den Schuss geduckt oder sogar auf dem Boden sitzend abwartete.

Aufgerüttelt durch die Ankunft Moacirs überquerte Antônio seinerseits die Straße und stellte sich neben Jaci, der die Elfmeter ein wenig abseits verfolgte.

„Schau dir den Kleinen an“, sagte Jaci lächelnd zu ihm.

Marcos gegenüber machte sich Moacir stehend bereit, als hätte er einen echten Gegner vor sich. Zwei Anlaufschritte und ein Schuss mit der Fußspitze. Ob es am leichten Ball lag oder am tatsächlichen Können des Kindes: der Schuss wurde mit großer Genauigkeit ins obere rechte Eck Moacirs gelenkt, der einen so geschmeidigen Sprung hinlegte, dass er ihn gerade noch mit den Fingerspitzen nach außen abfälschen konnte. Wäre der Schuss auch nur ein wenig schneller gewesen, hätte er ihn nicht erreicht.

„Er ist sehr gut“, antwortete Antônio ihm, „er ähnelt dir ein bisschen, als du klein warst…“

Aber schon riefen ihn alle auf Portugiesisch: „Jaci, Jaci, komm einen Elfmeter schießen!“

Ein Satz, den Jaci vollkommen zu verstehen zeigte, zum erneuten Erstaunen Antônios.

Jaci ließ sich nicht bitten. Er nahm den Ball, zählte die elf Schritte ab, die Antônio ihm vor so langer Zeit beigebracht hatte (wer weiß, ob er auf Portugiesisch zählt, fragte sich Antônio), und legte den Ball sorgfältig auf den Boden wie ein abgebrühter Profi (aber wo hat er das nur gesehen? Ich verliere wirklich die Kontrolle). Moacir vor ihm knurrte und krallte mit größerer Überzeugung in der Luft, und seine Augen waren zu Jaguar-Augen geworden. Jaci hielt sich nicht zurück und feuerte einen überaus wuchtigen Schuss ab, der ein großes Stück Putz von etwa dreißig Zentimetern Durchmesser abschlug, genau dort, wo Pfosten und Latte zusammentreffen und wo der Kleine seinen Elfmeter hatte unterbringen wollen. Auf der einen Seite Freude und Jubel, auf der anderen die Geste der Niederlage Moacirs, dem es immerhin gelungen war, auch diesen Ball zu streifen.

Sofort lief einer der größeren Jungen unter dieses große Loch, das mit Abstand größte der ganzen Mauer, und schrieb mit roter Kreide JACI in einer unsicheren Handschrift.

Erst da begriff Antônio, dass die Schriftzüge Unterschriften waren, dass es Ballschüsse waren, die die Jungen abgefeuert und die Stücke der Mauer zum Fallen gebracht hatten (alle oder fast alle innerhalb des Tores), dass es Löcher waren, die an die kleinen Heldentaten dieser Jungen erinnerten. Und nun hatte auch Jaci sein Zeichen hinterlassen.

Als Antônio beschloss, dass es Zeit war, nach Hause zu gehen, betrachtete Jaci noch immer stolz seinen Namen, der unter dem größten Loch geschrieben stand.

3.27 Urwald

„Jetzt sind sie alle in Antônios Dorf, nicht wahr?“

Janaína versuchte, nicht in Sorge zu sein – die Sorge geht in die Milch und schadet dem Kind, das sagten die alten Frauen immer –, aber sie brachte es nicht fertig, nicht unablässig daran zu denken, wo ihr Mann war, was er gerade tat, welchen Gefahren er sich aussetzte.

„Natürlich sind sie dort. Jetzt sind sie alle in dem großen Shabono, in dem Antônio wohnt, ums Feuer herum, so wie wir es sind, und essen zartes Kaimanfleisch, das die Krieger des Dorfes in dem sehr großen Fluss gefangen haben, den es dort unten gibt. Es sind Kaimane, die viel, viel größer sind als unsere, aber sie sind nicht gefährlich, sie haben nicht einen einzigen Zahn, sie essen nur Papayas und Orchideen.“

Die Sicherheit, die Kirimà zur Schau stellte, war ziemlich weit entfernt von der, die er in Wirklichkeit empfand: sie waren seit zwei Monden fort, und man wusste nichts von ihnen, man hatte keine Ahnung, ob sie heil und gesund waren und wo. Aber er wollte nicht, dass Janaína sich sorgte, dass irgendjemand im Dorf sich sorgte. Vor allem wollte er sich um keinen Preis selbst Sorgen machen. Er hatte schon ganze schlaflose Nächte hinter sich, vor den Augen das Bild des so verwüsteten Beins seines Sohnes, dass er eine fast unerträgliche Anstrengung hatte aufbringen müssen, um sich zu überzeugen, dass eine solche Wunde nicht zwangsläufig zum Tod führen musste.

Er hatte sich einem Mann anvertrauen müssen, von dem er immer gedacht hatte, dass er ihn hasste, dem Mann, den er auch jetzt noch auf verworrene Weise irgendwie für die Ungunst der Geister verantwortlich hielt, die Yamandés Unglück verursacht hatte. Aber unglaublicherweise hatte er bemerkt, dass er ihm wirklich vertraute. Vielleicht weil er keine Wahl hatte, gewiss, aber vielleicht auch, weil er seinen Erzählungen alles in allem, so unermesslich schwer es ihm fiel, es sich einzugestehen, immer geglaubt hatte.

Ein Geschichtenerzähler war Kirimà, gewisse Dinge wusste er. Er wusste zu unterscheiden, wann jemand eine wahre Geschichte erzählte und wann eine erfundene. Wenn du eine Geschichte erzählst, die du gerade erfindest, verlieren sich deine Augen nach oben, zum Himmel, zu den Wipfeln der Bäume, um die Bilder deiner Erzählung fliegen zu sehen, sie aus dem Nichts in der Luft entstehen zu sehen wie Rauchflocken. Aber wenn du eine wahre Geschichte erzählst, hast du die Bilder schon alle in dir, du musst sie nicht suchen. Wenn du eine wahre Geschichte erzählst, schaust du denen ins Gesicht, die dir zuhören, du willst sehen, was sie denken, sicher sein, dass sie richtig verstehen. Wenn du eine Geschichte erfindest, ist es dir gleich, ob der, der dir zuhört, eine etwas andere sieht, es ist ohnehin eine erfundene Geschichte, ja sie wird dadurch sogar noch schöner. Aber wenn eine Sache wirklich da ist, willst du, dass die anderen sie richtig verstehen. Und Antônio hatte dem Dorf beim Reden immer in die Augen gesehen, deshalb hatte Kirimà wider Willen immer gewusst, dass er nicht erfand.

Er sah zu den Wolken über den Kronen hinauf: er dagegen musste jetzt ein wenig erfinden, denn Antônio hatte viele Dinge erzählt, aber von sehr vielen anderen hatte er nicht gesprochen, und wenn er erzählen wollte, wo ihre Jungen waren, würde er das, was er nicht wusste, mit der Fantasie erschaffen müssen. Er war sicher, dass der ganze Stamm es genau wusste, aber es kümmerte niemanden: sie waren trotzdem zufrieden, eine gut erfundene Geschichte beschwichtigte die Ängste ebenso gut wie eine wahre.

„Auf dem großen Feuer in ihrer Mitte garen auch andere Tiere von außerhalb des Urwaldes, Tiere, die auf unzähligen Froschbeinen laufen, Tiere, die rückwärts fliegen und die man mit einem Pfeil

genau zwischen ihre drei Augen treffen muss, sonst sind sie unsterblich. Aber sie haben köstliches Fleisch, mit dem Geschmack von Raupe und reifer Beere.“

Der ganzen um die Feuerstelle versammelten Zuhörerschaft lief das Wasser im Mund zusammen, ihr Abendessen aus Ameisenbärenfleisch konnte sich mit solch exotischer Köstlichkeit nicht einmal vergleichen.

„Nach dem Essen werden sie den Gesängen lauschen, die die unsichtbaren Fäden bringen, und alle werden tanzen, die ganze Nacht, und Säfte trinken, süß wie Honig, Yamandé wird mitten unter ihnen tanzen, sein Bein gerader und stärker als vorher.“ Kirimàs Stimme brach für einen Augenblick.

Janaína kam ihm zu Hilfe: „Antônio wird auch mit ihnen tanzen, nicht wahr?“

„Oh, er ist der, der auf der Trommel den Takt schlägt, mit Kolibrifedern ins Haar geflochten, und ringsum sind wunderschöne Frauen, Frauen von außerhalb des Urwaldes mit sehr langen gelben und grünen Haaren…“

Kirimà, vom Augenblick der Rührung erholt, hatte dem Verlangen nicht widerstehen können, Janaína ein klein wenig aufzuziehen, und fuhr fort, in sich hinein lächelnd, als er sah, dass sie die schon vor Eifersucht flammenden Augen aufriss: „…aber Antônio wird die gelben Frauen und ihre Hängematten aus geflochtenen Blumen nicht ansehen, denn er wird in die Flammen schauen und seine Janaína und seinen Ybyráatã sehen, die ihm zuwinken.“

Da, Janaína lächelte schon wieder und wiegte den Kleinen.

„Von diesen wunderschönen Frauen hat Antônio uns nie erzählt“, stellte Piata sehr interessiert fest.

„Ach, das wird er vergessen haben. Er erzählte lieber Geschichten von Ballspielen, das weißt du doch.“

„Und wer weiß, wie viele neue Geschichten er uns erzählen wird, sie uns erzählen werden, wenn sie zurückkommen.“

„Sehr viele Geschichten, ja. Erzählungen von Ballspielen, sie tun ja nichts anderes, als den ganzen Tag zu spielen, dort im großen Dorf. Aber sie werden auch davon erzählen, wie sie ganz hoch oben auf dem Rücken der großen leuchtenden Vögel geflogen sind, mit all den unsichtbaren Fäden, die ihnen wie Finger durchs Haar strichen, und…“

Die leuchtenden Vögel waren interessant, aber Piata war abgelenkt und dachte daran, dass er es kaum erwarten konnte, Moacir und Yamandé nach genaueren Einzelheiten über jene Frauen mit den vielfarbigen, fließenden Haaren zu fragen.

3.28 Mundpropaganda

Isabel fühlte sich gefangen in einem Elfenbeinturm. Nachdem sie fünf Jahre ihres Lebens in Genf verbracht hatte (ich tue mich schwer, ihm eine Seele abzugewinnen, wiederholte sie ihrer Mutter während ihrer seltenen Telefongespräche), hatte sie ihrer Rückkehr nach New York mit Begeisterung entgegengesehen, aber kaum hatte sie am JFK den Boden berührt und, wie immer, das unvermeidliche Stück von U2 vor sich hin gesummt, war sie bald der Mutlosigkeit anheimgefallen. War das wirklich ihr Leben? Würde sie wirklich für immer Dolmetscherin sein?

Beruflich konnte sie nur glücklich sein. Schon für die Vereinten Nationen zu arbeiten, mit ihrem knallharten Auswahlverfahren, war der Beweis ihrer Qualitäten; das Auswahlverfahren für einen zweiten Fünfjahreszyklus auf Anhieb bestanden zu haben, und dann noch am Sitz in New York, hätte sie äußerst zufrieden machen müssen. Und schließlich war Dolmetscherin ein wunderbarer Beruf, unentbehrliche Brücke zwischen verschiedenen Kulturen: hin und wieder, wenn sie guter Laune war, stellte sie sich vor, indem sie sagte, sie sei eine Kollegin des Steins von Rosette.

Aber jetzt spürte sie das Gewicht davon, jahrelang über die verschiedensten Problemlagen gesprochen zu haben, von den kleinsten bis zu den bedeutendsten, und keine einzige davon jemals in Wirklichkeit mit Händen berührt zu haben. Sie war mit allen Problemen der Welt in Berührung und fühlte sich ihnen dennoch so fern, als wäre sie auf einem anderen Planeten.

Und dann die *saudade*, dieses so einzig brasilianische Gefühl. Als sie in Genf lebte, hatte sie sie – wie hatte ich einen solchen Fehler begehen können! – für Heimweh nach dem letzten Ort gehalten, den sie ihr Zuhause genannt hatte, ihrer Wohnung in der 36. Avenue. Aber jetzt, da ihr Blick auf der vertrauten Silhouette der Roosevelt Bridge ruhte, hatte sich ihr Sinn geklärt: zu denken, man könne *saudade* für ein anderes Land als Brasilien empfinden, ist, als glaubte man, man könne Afrikafieber für Asien haben: so faszinierend Ulan-Bator oder Kathmandu auch sein mögen, es ist schlicht unmöglich.

Sie glaubte gelernt zu haben, sie in Schach zu halten, mit Reisen und einem beschäftigten, hektischen Leben, aber die Ferne von zu Hause machte sich immer wieder bemerkbar, wie jene Freundin-Feindin, von der wir uns nicht zu lösen wissen, dachte sie. Die Werkzeuge, die der technische Fortschritt lieferte, taten nichts, als ins Feuer zu blasen: seit sie im Glaspalast den Dienst wieder aufgenommen hatte, war ihr Tablet immer öfter mit den brasilianischen Presseagenturen verbunden, mit den Medien der Region Macapá.

Die Kleinheit der Ereignisse von zu Hause wärmte ihr das Herz und entlockte ihr oft ein Lächeln und manchmal – sie kam sich in letzter Zeit sentimentaler vor – eine Träne: sie hatte nie von einem Herrn Jaco Sainz gehört, aber zu lesen, dass eine Welle der *pororoca*, der Flussflut außerhalb der Jahreszeit, das Vieh seiner Farm versprengt hatte, hatte sie betrübt. Armer Jaco. Und seine armen Kühe. Die Sambaschule Maracatu da Favela, frischgebackene Vizemeisterin von 2014, begann schon mit den Vorbereitungen für den Karneval des folgenden Jahres. Wer weiß, ob Silvinha noch im Organisationskomitee war, was für ein schöner Mensch, so sonnig. Eine neue außerordentliche Sekretärin für Frauenpolitik war soeben vom Gouverneur des Bundesstaates Amapá ernannt worden: eine junge Frau mit sympathischen Gesichtszügen, das war eine gute Nachricht.

Jedes Mal, wenn Ana, eine serbische Dolmetscherin, die ein wunderschönes Portugiesisch sprach und mit der sie sofort Freundschaft geschlossen hatte, Isabel mit ihrem Tablet hantieren sah, kam sie neugierig näher.

Abgesehen von den Lokalnachrichten sprach die Presse von Frauen und von der Weltmeisterschaft und verband die beiden Themen auf jede erdenkliche Weise.

In wenig mehr als einer Woche waren in der Gegend von Macapá ernannt worden: „Miss WM“, „die Muse der WM“, „die Katze der WM“, „die Patin der WM“ und ein Dutzend weiterer Titel, alle versehen mit den Fotografien mehr oder weniger spärlich bekleideter und mehr oder weniger hübscher junger Frauen.

Ana fand die Sache überaus lustig: „Ihr Brasilianer seid unglaublich!“

Isabel war nicht ebenso begeistert, je mehr Zeit verging, desto unpassender fand sie diese Art von Artikeln.

„Ja, das sind wir. Aber mir ist es lieber, wenn sich unsere Einzigartigkeit auf andere Weise zeigt. Schau mal hier“, erwiderte Isabel, „ein Mann ist nach vierzehn Jahren im Amazonas-Urwald nach Macapá zurückgekehrt“, las sie laut vor.

„Und hör dir das an: ‚Von einem Stamm von Unkontaktierten aufgenommen, ist er zusammen mit einer Gruppe von Indios wieder aufgetaucht, um einem Mitglied des Stammes Hilfe zu bringen.‘ Schau dir dieses Foto an!“

Die Fotos waren fantastisch, sie zeigten die Gruppe von Indios beim Barfußfußball, zusammen mit jenem größeren, bärtigen Mann.

Als sie ihn genauer betrachtete, kam Isabel der Verdacht, ihn zu kennen. Sie verdeckte mit einem Finger den Bart, um nur die Augen richtig anzusehen: er erinnerte sie an jemanden, aber sie brachte ihn nicht unter. Erst beim Lesen des Artikels kam es ihr klar und deutlich in Erinnerung.

Antônio Carlos Rocha de Almeida.

„Antônio!“, rief Isabel aus.

„Wieso, kennst du ihn?“, fragte Ana.

„Ja, ich kenne ihn, ich kenne ihn“, antwortete Isabel fassungslos.

„Nein, wirklich? Das ist unglaublich! Schickst du mir den Link per Mail?“, fragte Ana. „Das ist eine zu schöne Geschichte, um sie nicht auf Facebook zu teilen.“

Am nächsten Tag nahm Ana an einer Sitzung des Dritten Ausschusses teil und kam wie üblich mit gutem Vorlauf, um ihre Sachen zu ordnen und, wenn möglich, ein paar Worte zu wechseln. Ihr Facebook-Beitrag hatte schon etwa hundert Likes bekommen, und sie ging die Liste durch, um zu sehen, wer ihn geteilt hatte. Neben ihr spähte eine der großen Nummern, eine Botschafterin, Mitglied des Ständigen Rates und des persönlichen Kabinetts des Präsidenten, betont unverhohlen auf die Bilder, die über den Bildschirm liefen. Ana wusste, dass sie und Isabel sich gut kannten, Isabel war eine wertvolle Mitarbeiterin der Botschafterin gewesen, bevor sie das Auswahlverfahren für die UNO gemacht hatte.

„Das ist ein Freund von Isabel“, sagte sie ihr und zeigte auf ein Bild auf dem Bildschirm, „da, dieser hier. Es scheint, sie kannten sich sogar recht gut.“

„Aber was ist passiert? Sind das Indios?“

„Ja, offenbar ist er vor vierzehn Jahren im Amazonas-Urwald verschwunden und in den vergangenen Monaten in seiner Geburtsstadt wieder aufgetaucht und hat einige Mitglieder des Stammes mitgebracht, bei dem er gelebt hat. Und die drollige Nachricht ist, dass sie ganz hervorragend Fußball spielen!“

„Fußball?“

„Ja, es scheint, dass sie sehr gut spielen.“

„Aber ist das ein Werbespot für die Weltmeisterschaft?“

„Nein, nein, es ist wirklich passiert: ich sage Ihnen, dieser hier, er heißt Antônio, ist ein Freund von Isabel.“

„Schicken Sie mir den Link zum Artikel?“

„An Ihre private Mailadresse?“

„Ja, bitte, es ist eine wunderschöne Geschichte.“

Die Botschafterin traf Isabel einige Tage später, anlässlich eines Empfangs in der brasilianischen Botschaft, aber sie kamen gerade noch dazu, einen Gruß und wenige Worte zu wechseln, bevor die Menge sie trennte.

Isabel spielte mit ihrem Glas *batida* und dachte belustigt, dass es in diesem Saal genauso heiß war wie in Macapá, als jemand sie ansprach.

„Langweilen Sie sich nicht?“

Sie sah, dass ein Unbekannter von etwa fünfundvierzig sich an sie wandte, der Einzige ohne Krawatte in dem Saal, in dem der Empfang stattfand, mit einer sehr selbstsicheren Art.

„Ich langweile mich bei solchen Sachen immer“, fügte er in einem flüssigen, aber etwas groben Portugiesisch hinzu.

„Nein, ich langweile mich nicht“, antwortete Isabel in einem Englisch ohne jeden Akzent, „ich fühle mich nur ein bisschen müde, es war eine anstrengende Woche. Kennen wir uns?“

„Einander vorgestellt worden sind wir bestimmt nie, daran würde ich mich erinnern. Robert, sehr erfreut.“

„Maria Isabel Barbosa“, antwortete Isabel und wartete einige Augenblicke, bevor sie das obligatorische „ganz meinerseits“ hinzufügte.

Robert konnte nicht umhin, Isabels hochgezogene Augenbraue zu bemerken, und justierte seinen Ansatz nach, wobei auch er ins Englische wechselte.

„Der Nachname, richtig. Hubert, Robert Hubert. Arbeiten Sie für die Botschaft? Ich habe gesehen, dass Sie mit der Botschafterin sprachen.“

„Nein, ich bin Dolmetscherin und arbeite für die Vereinten Nationen, aber die Botschafterin und ich kennen uns seit vielen Jahren und sehen uns immer gern. Warten Sie einen Moment, Hubert?“

„Ja, Robert Hubert“, antwortete der Mann lächelnd.

„‚Der‘ Robert Hubert?“

„Ja, ich bin ‚der‘ Robert Hubert, der mit den Stadien für Hunderte von Millionen Dollar. Und beim letzten Internationalen Workshop habe ich die Arbeitsgruppe ‚Nachhaltigkeit‘ geleitet: falls Sie darin irgendetwas Ironisches sehen, wollte ich Ihnen bestätigen, dass es davon reichlich gibt, wenn auch vielleicht nicht dort, wo Sie es vermuten.“

Der Dialog wurde von der Botschafterin unterbrochen, die sich lächelnd genähert hatte, in der Hand das übliche Glas Sprudelwasser.

„Erzählst du von deinem Freund? Diese Geschichte ist hier in aller Munde.“

„Welcher Freund?“, fragte Hubert neugierig.

„Sind Sie bereit für ein bisschen Ironie dort, wo Sie nicht glauben, dass es welche geben könnte?“, fragte Isabel und fuhr fort: „Ein Freund von mir, der im Urwald als vermisst galt, ist nach vierzehn Jahren zurückgekommen und hat die Mitglieder des Stammes mitgebracht, bei dem er die ganze Zeit gelebt hat.“

„Und wo soll da die Ironie sein?“, sagte Hubert um eine Spur zu schroff.

„Die Ironie liegt darin, dass die Mitglieder dieses unglaublichen Stammes Fußball spielen können, ich habe nicht verstanden, ob Antônio, mein Bekannter, es ihnen beigebracht hat oder was, und jetzt sind sie mit einer Tournee durch Nordbrasilien beschäftigt.“

„Oh, ich verstehe. Wissen Sie, ob sie zufällig auch nach Manaus kommen?“, fragte Hubert zurück, der in dieser Geschichte weiterhin keinerlei Ironie sah, aber es vermied, auf dem Punkt zu beharren.

„Ich glaube ja, aber ich bin nicht sicher“, antwortete Isabel, „ich brauche jedenfalls nur einen Moment, um nachzusehen.“

Nach zwei Minuten war die Aufmerksamkeit aller drei auf Isabels Tablet gerichtet, auf dem immer bizarrere Bilder und Videos erschienen. Offenbar hatten die Indios bis zu jenem Moment alle Spiele gewonnen, manche sogar mit sehr großem Abstand (es war so unglaublich, dass man an einen Werbecoup denken konnte), und ja, tatsächlich würde in Manaus das letzte Spiel der Tournee stattfinden.

„Das ist das Eröffnungsspiel des Stadions!“, rief Robert aus, als er das Datum sah, „ich wusste nicht, dass es Indios sind, die spielen sollen, aber nun, das scheint mir mehr als richtig. Ich muss natürlich als Planer an der Zeremonie teilnehmen, warum kommen Sie beide nicht auch? Als meine Gäste, versteht sich. Mrs. Barbosa könnte mir mit meinem holprigen Portugiesisch zur Hand gehen, ich wäre ihr dankbar.“

„Es tut mir leid, ich kann nicht dabei sein“, antwortete die Botschafterin, „nächste Woche reise ich nach Genf und dann habe ich eine Reihe von Treffen im Nahen Osten, ich komme nicht vor Ende Juni nach Amerika zurück.“

„Und Sie?“, fragte Hubert an Isabel gewandt.

Isabel spürte erneut den Stich ins Herz, den ihr in dieser Zeit das Heimweh versetzte, und gleichzeitig ein anderes Aufzucken, das auch am Blick des Mannes liegen konnte, der, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sehr einnehmend war, und so kamen ihr, als sie antwortete, die Worte von selbst: „Ihr Portugiesisch ist mir gar nicht so schlecht vorgekommen, ich glaube nicht, dass Sie eine Dolmetscherin brauchen. Aber tatsächlich habe ich reichlich aufgestauten Urlaub, und Brasilien fehlt mir sehr. Ich bin versucht, ich werde darüber nachdenken. Aber ich warne Sie: sollte ich kommen, wird es für mich eine Gelegenheit sein, Ihnen zu sagen, was ich von all diesen Millionen Dollar halte, die für Fußballstadien ausgegeben worden sind.“

„Einverstanden. Aber versprechen Sie mir, dass Sie sich, bevor Sie es mir sagen, zu einem Rundgang durch das Stadion begleiten lassen.“

3.29 Tournee

Antônio hatte das Fenster geöffnet, bevor er sich mit dem Laptop auf dem Schoß aufs Bett setzte. Das trommelnde Geräusch des Regens gefiel ihm, und es gefiel ihm der warme Geruch des Flusses, jenseits dessen die Feuchtigkeit die Umrisse der am Ufer aufgehäuften Häuser verschleierte. Es schien wirklich eine schöne Stadt zu sein, Manaus, und es tat ihm ein klein wenig leid, nur einen halben Tag gehabt zu haben, um sich umzusehen, aber die Zeiten der Tournee waren von Rete Norte im Voraus festgelegt worden, und selbstverständlich musste man sich fügen.

Er war auch froh, ein Zimmer für sich allein zu haben, die Jungen kamen inzwischen mehr als gut zurecht mit Dingen wie dem Schlafen auf eigene Faust, und er, der zugeben musste, die Tournee anstrengender gefunden zu haben, als er erwartet hatte – so sehr das Leben im Urwald ihn in ausgezeichneter körperlicher Verfassung gehalten hatte, mit Zwanzigjährigen Fußball zu spielen war keine geringe Anstrengung, und dann all das Reisen, diese aufgerissenen und überschwemmten Straßen, diese schlammverschmierten Spielfelder –, genoss mit Vergnügen ein paar Augenblicke Frieden. Inzwischen hatte er begriffen, dass er sich nur ruhig fühlen konnte, wenn er die Jungen unter Kontrolle und in Sicherheit wusste, stell dir vor, wie viel Vaterinstinkt ich hatte, ohne es zu wissen.

Aber das Hotel, in dem sie sich an jenem Abend befanden, war hübsch und ruhig, frei von den gefährlichen Verlockungen zwielichtiger Diskotheken und verrauchter Spielhallen, zwischen denen er sich in einigen der vorangegangenen Etappen hatte hindurchlavieren müssen auf der Suche nach einem schwierigen Gleichgewicht zwischen der berechtigten Neugier und Vergnügungslust der jungen Leute und den Risiken, die Situationen und Milieus mit sich bringen konnten, auf die sie in keiner Weise vorbereitet waren. Eine alte Tante mehr als ein Trainer, dachte er: dieser Schnaps ist zu stark, sei vorsichtig, diese Automaten sind Geldfresser, lass dich nicht von den Lämpchen verzaubern, nein, diese Mädchen sind nichts für dich, sie sind da, sie sind da, um zu arbeiten, verstehst du, lass sie in Ruhe, und du, zieh dir ein Hemd an, hier kann man nicht mit nacktem Oberkörper essen gehen. Eine alte Tante, ein Anstandswauwau, eine Äbtissin.

Jetzt aber war alles in Ordnung, wahrscheinlich waren sie, obwohl auf drei Zimmer verteilt, alle in einem zusammengedrängt und stritten sich um die Fernbedienung des Fernsehers und um das Smartphone, auf dem sie nicht müde wurden, ihre Fotos anzuschauen, die Gabrielita mit bewundernswerter Beständigkeit aus den Filmen von Rete Norte holte, um sie auf den Instagram-Account zu stellen, den sie in ihrem Namen eröffnet hatte und zu dem Moacir beitrug, indem er hin und wieder ein selbst geschossenes Foto hochlud.

Antônio richtete sich die Kissen hinter dem Kopf zurecht. Nun, auch das wäre geschafft, dachte er. Und sehr gut gelaufen, ja hervorragend. Alle Spiele zu gewinnen war inzwischen zur Regel geworden, und Antônio fragte sich hin und wieder, ob die Mannschaften, gegen die sie gespielt hatten, nicht schwächer waren, als man sie ihm dargestellt hatte. Wie dem auch sei, morgen das letzte Spiel, dann geht es zurück nach Macapá. Yamandé wird, wenn alles wie vorgesehen gelaufen ist, gleich nach unserer Ankunft entlassen: noch ein paar Tage, um uns zu organisieren und zu packen, und dann geht es endlich nach Hause, in den Urwald.

Er lächelte, als er auf dem Computer den Urwald suchen ging: jenes Google Maps, dessen Gebrauch seine Nichte ihm beigebracht hatte, kam ihm immer noch wie eine Zauberei vor, er wurde nicht müde, den Jari abzufahren, dem Verlauf der berühmten Straße 210 zu folgen, die er nie gefunden hatte, die Etappen der Tournee noch einmal anzusehen, Belém, Tucuruí, Altamira, Santarém, aus der Karte herauszuzoomen und von oben ganz Brasilien anzuschauen, ganz Südamerika. Und dann den Ausschnitt wieder enger zu ziehen, immer enger, immer enger, auf das dichte Grün des Urwaldes, als könnte er, wenn er nur gut hinschaute, Janaína sehen, wie sie mit Ybyráatã am Hals

zum Fluss ging, Piata, wie er von der Jagd zurückkam, Itátakûara, eingeschlummert in seiner Hängematte.

Er lachte in sich hinein bei dem Gedanken, dass all dieses Betrachten der Welt von oben sogar Poranga Pagé neidisch gemacht hätte.

Wer weiß, ob wir einen Weg finden, wenigstens dieses unser Stückchen Welt zu schützen; wer weiß, fragte er sich mit Blick auf dieses unermessliche Grün, wie viele andere Stämme wie den unseren es gibt. Er startete eine Suche, klickte auf einen Link, dann auf einen anderen und noch einen, immer unruhiger und ratloser: es gab Dutzende und Aberdutzende von Seiten, die von einer „Indiofrage“ sprachen, deren Ausmaß er nie geahnt hatte.

Während seines Lebens vor dem im Urwald hatte er natürlich davon reden hören, aber er hatte nicht allzu viele Gedanken daran verwendet, wie es sehr vielen Dingen ergeht, von denen man reden hört, die uns aber überhaupt nicht angehen. Er hatte keineswegs begriffen, dass so komplexe und umstrittene Problemlagen dahintersteckten.

Die Tatsache, dass er praktisch ein Indio geworden war, ließ ihn jene Seiten mit einer gewissen Bestürzung lesen: einerseits las er die Frage als der gebildete brasilianische Städter, der er den größten Teil seines Lebens gewesen war, und versuchte, sich mit Distanz und Kühle zwischen den Informationen und den Meinungen zurechtzufinden, andererseits fühlte er sich persönlich davon betroffen, er, seine Familie, seine Freunde, und es fiel ihm schwer, sich nicht von Zorn und Verstörung fortreißen zu lassen. Er schaltete den Computer aus und streckte sich aufs Bett, um dem Prasseln des Regens zu lauschen. Wenn wir nach Macapá zurück sind, muss ich diese Frau von Greenpeace aufsuchen, diese Mariana: sie hat viel an dieser Sache gearbeitet, und vielleicht kann sie mir helfen, ein bisschen besser durchzublicken, ohne dass ich mich zu sehr von den Gefühlen fortreißen lasse.

Und apropos Gefühle, dachte er, während er in den Schlaf hinüberglitt, ich war froh, aber viel weniger bewegt, als ich geglaubt hätte, Isabel nach so langer Zeit wiederzuhören. Es hatte ihn gefreut, dass sie ihn aufgespürt und angerufen hatte, und noch mehr gefreut, dass sie ausgerechnet hier war, in Manaus, und ihm vorgeschlagen hatte, nach dem Spiel des folgenden Tages zusammen zu Abend zu essen. Aber wenn er daran dachte, wie schlecht er sich wegen ihrer Zurückweisung vor so vielen Jahren gefühlt hatte, und wie dumm und ungeschickt er an jenem Abend gewesen war, kam ihm alles so fern vor, es kam ihm vor, als sähe er in der Erinnerung einen ganz anderen Antônio handeln. Und ihm wurde mit einem Mal klar, dass er bis zu diesem Augenblick gedacht hatte, er werde am nächsten Tag das grün gekleidete Mädchen jenes Abends wiedersehen, wie dumm, es ist doch klar, dass die Jahre auch für sie vergehen: inzwischen ist sie über vierzig, sie wird eine verheiratete, gesetzte Dame sein. Er schlief mit dem Gedanken ein, dass er sich überhaupt nicht mehr an ihren Nachnamen erinnerte.

3.30 Manaus

Isabel hatte in ihrem Leben noch nie in einem Flugzeug geschlafen. Sie empfand keine Angst, im Gegenteil, sie flog sehr gern und hatte immer gedacht, es sei auf irgendeine Weise erregend, sich so hoch über der Welt zu erheben, frei von allen Fesseln des Gewichts und der Schwerkraft. Sie setzte sich ruhig auf ihren Platz und blieb auch auf den längsten Strecken wach, um das Panorama zu betrachten oder, nachts, die anderen Passagiere. Selten sah sie die Filme, die man anbot, und noch seltener las sie. Das Flugzeug war für Isabel ein Ort der Beobachtung und der Innenschau.

Hubert dagegen war schon während des Starts eingeschlafen und hatte, abgesehen von zwei kurzen Pausen, um das von „lauten“ Stewardessen servierte „grässliche“ Essen zu sich zu nehmen, nichts anderes getan, als sich in seinem zurückgeklappten Sitz hin und her zu wälzen und lautstark zu schnarchen. Seit mehr als einer Stunde überflogen sie nur noch Urwald, und Isabel war zugleich entsetzt und fasziniert. Das grüne Meer ist wirklich ein Meer, sieh nur, ein Ozean vielmehr, es erstreckt sich in jede Richtung so weit das Auge reicht, so gleichförmig, dass jede Ungleichförmigkeit die Aufmerksamkeit vollständig auf sich zieht. Antônio ist ein Schiffbrüchiger gewesen, wurde ihr klar, wer weiß, was er dort unten in vierzehn Jahren empfunden haben muss, dort drinnen verloren. Isabel hatte ihre Jugend am Rand jener grünen Welt verbracht, sie hatte sie mehrmals gestreift, und jetzt jagte sie ihr Schauer über den Rücken. Was geschieht mit mir, fragte sie sich, was sind all diese plötzlichen Zerbrechlichkeiten?

Hubert drehte sich mit einem Ruck um, stieß das x-te Grunzen aus und legte die Wange auf Isabels großzügigen Arm; sie lächelte und rückte keinen Millimeter zur Seite, ja sie unterdrückte sogar die Versuchung, ihm den zerzausten Pony ein wenig zurechtzustreichen, bevor sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Baumwipfel richtete.

Die Hitze und die erstickende Feuchtigkeit von Manaus empfingen sie wie zwei alte Bekannte, zusammen mit dem trägen Geruch nach Fluss und Früchten. Nicht derselben Meinung war Robert, der zu schnauben und heftig zu schwitzen begann, sobald er den Flughafen und den Schutz der Klimaanlage verlassen hatte. Isabel fühlte sich zu Hause, sie lächelte in sich hinein bei dem Gedanken, wie süß es war, dass die ganze Wärme ihres Landes ihr durch die Füße einströmte und im Körper mitschwang. Ihre Hochstimmung wuchs von Augenblick zu Augenblick und erreichte ihren Höhepunkt im Taxi, das durch Straßen fuhr, die ihr vertraut vorkamen, obwohl sie nie in Manaus gewesen war: die Farben, die Geräusche, die Gesichter, alles trug zu dem Gefühl bei, zu Hause zu sein, und zu ihrem Glück.

Und, sie musste es zugeben, dazu trug auf leicht perverse Weise auch Roberts Unbehagen bei, das ihr ein Gefühl von Überlegenheit und Kontrolle gab.

Aber am nächsten Morgen war Hubert verwandelt. Er hatte aufgehört zu schwitzen, und ein strahlendes Lächeln erhellte sein Gesicht.

„Mir geht es immer so, seit ich zum Arbeiten nach Brasilien gekommen bin. Die ersten Stunden sind überaus anstrengend, dann passt sich mein Körper, ich weiß nicht wie, an, und ich fühle mich bestens.“

„Aber hast du diese Nacht geschlafen?“

Isabel schien es unmöglich, dass es ihm gelungen war einzuschlafen, nachdem er am Tag zuvor fast die ganzen zehn Flugstunden geschlafen hatte; sie selbst war bis sehr spät wach geblieben.

„Ja, ja. Ich bin eine Schlafmütze, es kommt nicht selten vor, dass ich auch mal zwanzig Stunden durchschlafe. Und jetzt fühle ich mich richtig gut, ich fühle mich fast brasilianisch."

„Tatsächlich ist auch dein Akzent besser geworden!", scherzte Isabel.

Das Gespräch ging im Lauf des Vormittags angenehm weiter, als sie zusammen frühstückten und sich dann in aller Ruhe zur Gegend des Stadtstadions begaben. Aber während in der ganzen Stadt ein träges und heiteres Klima herrschte, war in der Gegend des Stadions etwas im Gange. Die ersten kleinen Menschenansammlungen formierten sich mit ihren Protestschildern entlang der Alleen, die zur Anlage führten, scharf bewacht von zu vielen Polizisten in Aufruhrmontur.

„Schande", „Tor für die Weltmeisterschaft – Brasilien ausgeschieden", „Respekt!", „Für wen ist die WM?", waren nur einige der Transparente, die Isabel und Hubert, ein wenig besorgt, erkannt zu werden, gemeinsam betrachteten.

„Und jetzt sag mir, dass sie unrecht haben", sagte Isabel irgendwann.

„Sie haben unrecht, wenn sie glauben, dass diese zwei Schilder, die kaum mehr Sichtbarkeit haben werden als in der Lokalpresse, wirklich etwas ändern können."

„Ich meinte in der Sache, in dem Sinn, dass all diese Hunderte von Millionen, die für die Stadien ausgegeben wurden, sich anders hätten ausgeben lassen. Es gibt Kinder, die an Elend und Verwahrlosung sterben, hier, weißt du."

„Nun, auch darin haben sie unrecht. Das Geld war für Stadien da, es gab keine anderen Projekte. Und das haben sie bekommen: Stadien, schön und modern. Mögen die Brasilianer Fußball? Ja. Das ist das einzige Argument, das auf dem Tisch liegt. Ich sage dir nicht, dass ich froh bin, die verbreitete Armut in diesem Land zu sehen und all die Widersprüche, die du besser kennst als ich. Ich sage, dass diesmal ein großes Machtsystem Brasilien berührt hat und dass weder ich noch vielleicht irgendjemand etwas dagegen tun konnte. Was ich getan habe, was ich mir vorgenommen hatte zu tun, seit ich für diese Aufträge nach Brasilien gezogen bin, ist, Brasilien das Beste zu geben: die größtmögliche Nachhaltigkeit mit den heutigen Techniken, die Wiederverwendung der Materialien, die geringstmögliche Umweltbelastung. Das wird Brasilien haben: die schönsten Stadien der Welt."

„Die niemand nutzen wird."

„Ich weiß, das sind Dinge, die passieren können, aber in diesem Fall lag es nicht in meiner Macht, irgendetwas zu tun, um es zu verhindern."

Die eigentliche Eröffnungszeremonie verlief sehr schlicht. Der Gouverneur des Bundesstaates Amazonas enthüllte eine Tafel zur Erinnerung an jenen Tag, Rete Norte deckte das Ereignis mit einem Special ab, aber Hubert blieb im Hintergrund und erschien nur auf einigen der offiziellen Fotos von hinten. Der Protest zeitigte nicht die gewünschte Wirkung, und am Ende wurden die etwas mehr als tausend Demonstranten von den herbeigeströmten Zuschauern, etwa zwanzigtausend, zahlenmäßig deutlich übertroffen.

Da das Spiel sieben gegen sieben ausgetragen werden sollte, war das Feld um 90° gedreht in der Südhälfte des Stadions hergerichtet worden, mit den Toren auf dem, was später die Seitenlinien werden sollten. Die Nordhälfte des Platzes war noch teilweise unbespielbar, bis die Arbeiten abgeschlossen waren.

Vor dem Anstoß fand eine zweite kleine Zeremonie statt, die vorgesehenermaßen von einer Ansprache des Kapitäns der Mannschaft der Indios gekrönt werden sollte.

Als die Fußballer den Platz betraten, wurde Isabel klar, was für ein Geschäft Rete Norte in der Hand hatte. Gut ausgeschlachtet hätte es ein Medienphänomen von Weltrang werden können. Die Indios kamen mit nacktem Oberkörper und in verschiedenen Farben bemalten Körpern und Gesichtern: sie waren alle blutjung, stolz, mit einem so fließenden Gang, dass er wie ein Tanz wirkte. Antônio – da war er! Wie hatte er sich verändert! – hielt ein Mikrofon in der Hand und forderte einen der Jungen, offensichtlich den Kapitän, auf, etwas zu sagen.

Kaum begann der Junge zu sprechen, drehte Antônio sich ruckartig um und sah ihn an.

Die Sprache der Indios ähnelte keiner Sprache, die sie je gehört hatte. Sie war ein Gefüge sehr hoher Laute, durchsetzt von Schlägen mit der Zunge und langen Vokalisierungen. Das Ganze begleitet von weit ausholenden, sehr wirkungsvollen Gesten. Wer weiß, ob vor Jahrhunderten, bevor sie den Kontakt zur Natur verloren, auch unsere Vorfahren beim Sprechen so theatralisch waren, dachte Isabel. Und als Antônio auf Portugiesisch zu sprechen begann, um zu übersetzen, was der Junge gesagt hatte, konnte sie nicht anders als lächeln. Auch du ein Dolmetscher, Antônio, siehst du das Schicksal?

„Man hat uns erklärt, was Geld ist, was verkaufen und kaufen bedeutet. Und wir haben es verstanden, auch wenn es uns eine seltsame Sache scheint."

Isabel kam es vor, als sei Antônios Stimme unsicher; sie verstand nicht, ob vor Rührung oder aus einem anderen Gefühl, das sie nicht zu erkennen vermochte.

„Dann hat man uns gesagt, dass der Urwald nicht uns gehört. Dass Männer kommen können, um die Bäume zu fällen, als gehörte der Urwald ihnen. Aber dass er nicht uns gehört, uns, die wir darin leben, seit der Mond klein und jung war."

Isabel bekam eine Gänsehaut: was hat er gesagt? Jedes Mal, wenn der Junge sprach, machte Antônio immer längere Pausen, als dächte er über die Worte nach, die er gleich übersetzen würde. Der Junge sagte noch etwas; Antônio schwieg einige Sekunden lang, und erst nach einer entschiedenen auffordernden Geste des Jungen entschloss er sich, den Mund aufzumachen.

„Wir können den Urwald nicht kaufen. Aber niemand kann den Urwald kaufen. Wie könnt ihr den Himmel erwerben oder verkaufen, die Wärme der Erde? Die Idee kommt uns seltsam vor. Wenn wir die Frische der Luft nicht besitzen, das Funkeln des Wassers unter der Sonne, wie kann jemand sie für die seinen halten?"

Nach dem nächsten Satz des Jungen nahm Antônio ihm das Mikrofon vom Mund und sagte ihm etwas, worauf der junge Mann entschieden erwiderte. Die beiden fuhren eine Weile fort zu gestikulieren und miteinander zu sprechen, bis Antônio mit zwei viel schrofferen und weniger eleganten Gesten als den übrigen abschloss: der Kapitän schien zu schwanken, entschied sich aber am Ende fortzufahren und schnitt dabei eine Grimasse des Missfallens.

Isabel ertappte sich dabei, mit ihrer Berufsdeformation zu spielen: obwohl sie nichts von jener Sprache kannte, versuchte sie zu erraten, was Antônio und der Junge sagten, anhand des Tonfalls, ihrer Gesten und dessen, was sie vorher gesagt hatten. Hätte man sie jetzt gebeten, aus dem Stand eine Übersetzung zu wagen, hätte sie Antônio die Worte zugeschrieben „Jetzt reicht es, das ist weder der Ort noch der Augenblick für solche Reden", aber natürlich hätte es in Wirklichkeit auch alles Mög-

liche andere sein können: bei all den Jahren, die sie bei der UNO verbracht hatte, hatte sie nie etwas gehört, das jener Sprache ähnlich gewesen wäre.

Antônio nahm die Übersetzung wieder auf, sichtlich beruhigt: „Aber heute sind wir hier, um als Erste in diesem neuen Haus des Fußballs zu spielen, dem größten Haus des Fußballs im ganzen Urwald, und wir sind sehr glücklich. Zu diesem Anlass haben wir die Farben der großen Feste angelegt, und wir sind sehr bewegt, weil sehr viele Menschen uns spielen sehen werden; wir hoffen, dass es für sie alle so unterhaltsam sein wird, wie es für uns sein wird."

„Für sie wird es das mit Sicherheit sein", sagte Hubert Isabel ins Ohr, eine für das Verhältnis, das sie bis dahin gehabt hatten, etwas zu intime Geste, die ihr aber ganz und gar nicht missfiel.

„Was meinst du?", fragte sie.

Robert zeigte ihr eine Zeitschrift, in der er blätterte, kurz zuvor gekauft, auf deren Titelseite die Jungen von Asu Ka'a prangten („Im Innenteil das Poster von Moacir!"): „In dem Spiel, das für sie am schlechtesten gelaufen ist, dem ersten übrigens, haben sie vier zu null gewonnen. Natürlich werden sie Spaß haben, sie spielen nicht gegen Leute auf ihrem Niveau, schau her: vier zu null, fünf zu null, acht zu eins, sechs zu eins…"

„Aber warum hat man diese Tournee gegen so schwache Mannschaften organisiert?"

„Schwach? Nicht besonders. Offenbar sind es alles die besten Mannschaften der Meisterschaften Nordbrasiliens, Campeonato Amazonense, Campeonato Paraense, Campeonato Amapaense. Wenn man bedenkt, dass in der brasilianischen Serie A nur Mannschaften aus der Mitte und dem Süden des Landes spielen, würde ich sagen, es ist das Beste, was sie finden konnten."

Inzwischen war schon das erste Tor der Mannschaft der Indios gefallen, mit einer so schnellen Aktion, dass Isabel, vom Gespräch mit Robert abgelenkt, es nicht mehr rechtzeitig gesehen hatte. Das Gefühl, dass diese Jungen ständig tanzten, verstärkte sich, als sie sie spielen sah; sie wirkten überaus leicht und überaus zerbrechlich, und doch kamen aus ihren Füßen Schüsse und Pässe von ungewöhnlicher Wucht, sie hatten einen Instinkt oder vielleicht eine Schnelligkeit, die sie immer als Erste am Ball sein ließ, und mit diesen auf den Körper gemalten Farben waren sie hypnotisch, sie brachte es nicht fertig, die Augen vom Platz zu lösen.

Und sie feierten auf eine wirklich seltsame Weise, indem sie die Geste eines Bogenschützen machten, der den Bogen spannt, und sieh nur, schon ahmten einige im Publikum sie nach.

3.31 Abmachungen

„Verzeih mir, aber ich habe mich noch nicht ganz wieder daran gewöhnt, so zu essen wie ihr."

Es war nicht leicht zu erkennen, was an Antônio indianisch war: er hatte nicht ihre Gesichtszüge, seine Haare waren von einem hellen Braun, das im Urwald sehr selten war, seine Haut war weniger dunkel als die der Indios, und ein ungepflegter Bart lugte dreist an seinem Kinn hervor. Und doch war er unbestreitbar ein Indio geworden, es mochten seine Bewegungen sein oder der Klang seiner Stimme oder wer weiß was sonst, Isabel hörte nicht auf, es sich zu fragen.

„Ich meine… wie wir, das heißt wie wir, bevor ihr ihr geworden seid…"

Isabel lächelte. Sie und Antônio saßen in einem recht vornehmen Restaurant in Manaus, und sich nach so vielen Jahren wiederzusehen, um einen Abend miteinander zu verbringen, war nach dem überwältigenden Sieg von Antônios Jungen im Spiel jenes Nachmittags noch angenehmer.

Als Isabel Robert (seit wann waren sie und Hubert dazu übergegangen, sich beim Vornamen zu nennen? Seltsam, sie erinnerte sich nicht einmal daran) ihre Pläne für den Abend mitgeteilt hatte, hatte er bemerkt: „Das scheint mir ein etwas zu eleganter Ort, vielleicht wird er sich unbehaglich fühlen."

Es war nett, dass Robert sich um Antônios Gefühle sorgte, aber Isabel hatte geschmeichelt den Anflug von Eifersucht bemerkt, der in der Bemerkung steckte.

Sie war in Wirklichkeit überaus neugierig, nach Roberts Meinung zu neugierig, alle Verwicklungen des unglaublichen Abenteuers kennenzulernen, das Antônio erlebte.

„Was habt ihr im Urwald gegessen?", fragte Isabel und biss in eine ausgezeichnete, auf der Glut gegarte *costela*, „ich stelle mir alles Mögliche vor, auch Insekten!"

„Aber nicht alle Insekten", antwortete Antônio, „nur die guten."

Isabel lachte herzhaft, weil sie dachte, Antônio habe einen Witz gemacht: „Nein, komm, im Ernst."

„Ich bin durchaus im Ernst. Wir essen alles, Insekten, Larven, Fische, Vögel, Reptilien, Amphibien, Säugetiere, eine Menge Pflanzen, die ich nicht einmal aufzählen kann… Und es wird das Heimweh sein, ich weiß nicht, aber diese Geschmäcker fehlen mir, und diese Sachen, die ihr esst, scheinen mir immer ein bisschen denselben Geschmack zu haben. Und sie sind alle ein bisschen zu salzig."

Isabel sah Antônio zum ersten Mal gerade in die Augen, vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben.

„Es ist unglaublich, wie sehr du dich verändert hast. Mein Gott, es ist völlig glaubhaft, wenn man deinen Schiffbruch in jenem grünen Ozean bedenkt, aber es ist trotzdem verblüffend, es mit eigenen Augen zu sehen."

„Du hast dich auch ziemlich verändert. Du bist… du redest auf eine merkwürdige Weise, das ist es."

Es scheint immer, als schriebe sie einen Zeitungsartikel, dachte Antônio, an diese rhetorischen Anläufe von ihr erinnerte ich mich nicht. Und ich erinnerte mich nicht, dass sie einen so matronenhaften Körperbau hatte, vielleicht ist es eine Wirkung der vergangenen Zeit, wie diese kleinen Fältchen in den Augenwinkeln.

Es gab einige Augenblicke des Schweigens, dann fuhr Antônio fort: „Wie dem auch sei, die Raupen…“ wurde aber lächelnd von Isabel unterbrochen: „Schluss mit dem Reden über Ekelhaftigkeiten, einverstanden?“

„Aber es sind überhaupt keine Ekelhaftig…“

„Erzähl mir lieber etwas Merkwürdiges über diese unglaublichen Jungen von dir. Ist es ihnen schwergefallen, sich an unsere Welt zu gewöhnen?“

„Viel weniger, als ich gedacht hätte. Vielleicht hat ihnen geholfen, dass ich ihnen jahrelang davon erzählt habe. Gewiss, es gibt Dinge, die sie immer noch nicht verstehen, den Müll zum Beispiel: im Urwald sind die Abfälle eine Handvoll abgenagter Knochen und Obstkerne, sie können sich die Papiere, die Flaschen, die Zigarettenkippen, den Müll auf der Straße nicht erklären. Aber andere Dinge, die sie verstören müssten, beunruhigen sie überhaupt nicht. Ein bezeichnender Vorfall ist die Geschichte mit den Fußballschuhen. Ich war sehr besorgt, ich hatte mir eine ganze lange Rede zurechtgelegt, um zu erklären, dass barfuß zu spielen wunderschön sei, klar, aber auch sehr gefährlich, wenn die Gegner mit Stollenschuhen spielten. Stell dir vor, es gibt sogar eine Legende über die indische Nationalmannschaft, die 1950 nicht an der Weltmeisterschaft teilgenommen haben soll, weil man sie nicht barfuß spielen ließ… Entschuldige, ich bin abgeschweift. Ich sagte: ich habe tagelang darüber nachgedacht, wie ich sie am besten überzeugen könnte, und stattdessen haben sie sich, als wir in die Sportabteilung des Einkaufszentrums kamen, darauf gestürzt, sie anzuprobieren, und das Einzige, was sie mich gefragt haben, war: ‚Aber bist du sicher, dass Rete Norte sie uns kauft? Müssen wir kein Geld bezahlen?‘“

„Haha, und wie kommt das, was meinst du?“

„Nun, sie wollten den großen Fußballern, die sie im Fernsehen gesehen haben, so ähnlich wie möglich sein; seit sie hier sind, verpassen sie kein Spiel.“

„Wie niedlich. Aber hör mal, apropos ‚kaufen‘ und ‚Geld‘: haben sie dir das wirklich so gesagt? Und die Rede des Jungen, über das Kaufen des Urwaldes?“

„Das war ein Vorfall, der… mich unvorbereitet getroffen hat, das ist es: ich war auf die Übersetzung konzentriert, und aus der Sprache des Stammes ist es nicht leicht, es ist eine Sprache, die sich hervorragend für das Leben im Urwald eignet, aber überhaupt nicht für dieses Leben, du verstehst mich, nicht wahr?“

„Ich verstehe dich gut, mir geht es oft genauso, obwohl Portugiesisch, Englisch, Spanisch und Französisch einander viel ähnlicher sind.“

„Als ich gemerkt habe, was er da sagte, habe ich ihn gebeten aufzuhören.“

Isabels von der *Caipirinha* leicht geweitete Pupillen sahen ihn eindringlich an (ein bisschen zu eindringlich, hätte Robert gesagt).

„Ja, aber wenn ich richtig verstanden habe, kommen sie, kommt ihr, aus einem Stamm von Unkontaktierten. Verdienen, den Urwald kaufen scheinen mir ‚westliche‘ Begriffe, sozusagen. Hast du ihnen in diesen vierzehn Jahren Kurse in Finanzwesen gegeben?“

Antônio hatte eine Art Alarmanlage entwickelt: wenn von Indios oder vom Urwald oder von den Unterschieden zwischen der westlichen und der indigenen Zivilisation die Rede war, brachte ihn das Überlegenheitsgefühl, das regelmäßig bei seinen Gesprächspartnern durchschimmerte, leicht

auf die Palme. Er nahm sich einen Augenblick, um die geschwungenen Linien von Isabels Gesicht und ihr kaum angedeutetes Lächeln zu betrachten.

Der Alarm ging nicht los.

„Das ist etwas, woran ich selbst gedacht hatte, als Rete Norte uns den Vertrag vorschlug, etwas so Naives, dass ich mich fast dafür schäme. Am Ende werden uns ein paar tausend Reais bleiben, nicht einmal genug, um den ersten Beamten zu bezahlen, den man um Auskunft bittet."

Isabels Handy klingelte und ließ Antônio zusammenfahren, der sich immer noch nicht daran gewöhnen konnte, dass die Leute immer und in jedem Augenblick das Mobiltelefon bei sich hatten.

Isabel, leicht errötet, nahm ab und sprach Englisch. Es war eine Sprache, die Antônio nie besonders gut gekonnt hatte und die er seit vierzehn Jahren nicht mehr praktizierte, aber man brauchte die Sprache nicht zu können, um zu bemerken, dass der Ton ihrer Stimme leicht und prickelnd geworden war.

Es ist ein Mann, erriet er, und bald wird Isabel ihre Hängematte neben seine hängen.

Und ein paar Brocken Englisch waren ihm ohnehin im Kopf geblieben: *buying therainforest*, heißt das nicht etwa den Urwald kaufen? Vielleicht erzählte sie ihm davon, dass Antônio ihn sich kaufen wollte? Er verstand es nicht recht. Machten sie sich womöglich über ihn lustig?

Der Alarm ging auch diesmal nicht los.

Am Ende des Telefonats bat er um Aufklärung: „Wollt ihr euch auch ein Stück Urwald kaufen? Wozu?"

Isabel fasste sich wieder und wurde ernst, auch wenn das Licht in ihren Augen nicht wich: „Antônio. Es wird die zauberhafte Atmosphäre von Manaus sein oder vielleicht einfach die *Caipirinha*, aber jetzt mache ich dir einen gewagten Vorschlag."

Antônio verstand nicht und blieb aus Angst, etwas Dummes zu sagen, still und beschränkte sich auf ein Zeichen, sie möge fortfahren.

„Ich glaube zu wissen, wie ich dir in dieser Sache mit dem Kauf eines Stücks Urwald helfen kann. Vor einiger Zeit habe ich in einem UNO-Projekt gearbeitet, das die Suche nach Modellen des Project Financing zum Schutz des Amazonas-Urwaldes betraf. Ich war die Dolmetscherin und keine der Expertinnen, aber etwas habe ich gelernt, und ich glaube zu wissen, wie man zu diesem Zweck eine Stiftung auf die Beine stellt."

Sie überging Antônios erstaunten Gesichtsausdruck und fuhr fort: „Ich weiß nicht genau, über wie viel Geld ihr verfügt, aber zumindest, um das Projekt in Gang zu bringen, genügt wenig."

Isabel meinte, die Millionen von Gedanken zu sehen, die in Antônios Kopf darum kämpften, als Erste den Mund zu erreichen: „Aber bist du sicher? Ich habe versucht, mich zu erkundigen, aber ich hatte den Eindruck zu verstehen, dass man mit ein paar tausend Reais rein gar nichts machen kann, außer sich an schon laufende Projekte ganz woanders anzuhängen, die uns nur bedingt interessieren. Vom bürokratischen Wahnsinn ganz zu schweigen."

„Bürokratische Hindernisse überwindet man, und genau in dieser Hinsicht kann ich dir helfen. Und natürlich, je mehr Geld da ist, desto besser, ich sage nicht das Gegenteil, wenn du eine Milliarde

Reais im Lotto gewännest, wäre alles einfacher. Aber für den Anfang wird euer Geld, glaube ich, durchaus reichen. Dann wird man einen Sponsor oder irgendeinen Finanzierungsweg finden müssen, und auch da habe ich schon ein paar Ideen, vielleicht könnte sogar Rete Norte interessiert sein. Auf jeden Fall bin ich mir ganz sicher, dass das schöne Märchen von der Gruppe Indios, die aus dem Nichts auftaucht und besser Fußball spielt als alle anderen, viele Menschen ins Herz treffen wird. Meines zum Beispiel ist getroffen worden."

„Du sagst mir, dass wir mit deiner Hilfe unseren Urwald kaufen könnten. Das ist es, was du mir sagst."

„Ja. Ich werde es dir nicht verübeln, wenn du mir nicht trauen solltest, aber ich sage es dir trotzdem: vertrau mir. Euer Geld wird weder in meinen Taschen noch in den Taschen irgendeines anderen landen. Es bleibt immer unmittelbar unter deiner Kontrolle oder, wenn du bei der Verwaltung Hilfe brauchst, unter der Kontrolle von jemandem, dem du vertraust."

„Warum tust du das? Ich meine, dein Leben ist in New York, ist es nicht das, was du immer wolltest?"

„Ich weiß es nicht, weißt du, um dahin zu kommen, dieses Leben zu führen, habe ich viel studiert und mich abgemüht, ich habe auch auf viele Menschen und Dinge verzichtet. Jetzt spüre ich das Gewicht dieser Mühe. Und Brasilien fehlt mir. Mir fehlt die Poesie, die Energie dieser Leute. Und mir scheint, ich bin in einer Lage, in der ich etwas tun kann, um die Dinge zu verbessern, die nicht gut laufen. So kam mir dein plötzliches Auftauchen wie ein Zeichen vor, so wie mir das Auftauchen von Robert in meinem Leben wie ein Zeichen vorkam…"

„Der vom Telefonat?"

„Ja", sagte Isabel lächelnd, „hat man das so deutlich gemerkt?"

„Man hat gemerkt, dass du deine Hängematte neben seine gehängt hast."

„Haha, schön, diese Redensart!"

„Ja."

„Nein."

„Nein was, Entschuldigung?"

„Ich habe meine Hängematte nicht neben seine gehängt."

„Aber du würdest gern."

„Wer weiß."

Das Gespräch ging für den Rest des Abends entspannt weiter, und Isabel amüsierte sich prächtig, sich sowohl Antônios Abenteuer im Urwald erzählen zu lassen als auch die ihrer Ankunft in der Stadt, und lachte Tränen, als Antônio ihr von Teresa und dem Radio erzählte. Sie trennten sich mit dem Versprechen, sich baldmöglichst wieder zu hören, um alle Einzelheiten festzulegen: Antônio hatte den Wunsch geäußert, so bald wie möglich in den Urwald zu seiner Familie zurückzukehren. Und die Tatsache, dass diese Familie existierte und er mit so viel Zuneigung von ihr sprach, versetz-

te Isabel einen ganz kleinen Stich der Enttäuschung, den sie so schnell wie möglich zu vergessen suchte.

3.32 Rückkehr

„Tu noch ein bisschen Bohnen dazu, Janita. Seit sie von dieser Fußballreise zurück sind, kommt es mir vor, als hätten die Jungen immer mehr Hunger, das wird davon kommen, dass sie sich so viel bewegt haben."

Marcela wischte sich den Schweiß über der Lippe ab, in dieser Küche war es immer sehr heiß gewesen: „Und vielleicht noch ein paar Paprika, Gemüse ist gut."

Sie rührte sorgfältig die Soße um und versuchte sich dabei zu erinnern, ob sie Italo gesagt hatte, er solle im Laden vorbeigehen und ein paar Kisten Bier holen: „Janita, hat jemand die Wäsche aufgehängt? Man muss sofort noch eine Maschine anstellen, der Wäschekorb platzt gleich."

„Ja, die Wäsche hat Ubiratan aufgehängt. Er passt auf solche Dinge immer auf."

„Gut, braver Junge. Piraí, die Zwiebeln müssen dünner sein. Schau, so. Da, perfekt."

Der Junge wird wirklich ganz schön gut in der Küche, dachte Marcela und strich ihm mit einer Liebkosung über die Schulter, er könnte sogar einen Beruf daraus machen, ich bin sicher, es würde ihm gefallen. Antônio hatte davon nie etwas wissen wollen, Amanda war eine große Schlamperin, Janita dagegen war sehr genau und verlässlich, aber ohne jede Fantasie. Ja, er ist wirklich der begabteste für die Küche unter – Marcela brach den Gedanken auf halbem Weg ab, verblüfft und ein wenig verstört –, sie war im Begriff, sich zu sagen: unter meinen Kindern.

Sie schüttelte den Kopf, lächelte und versenkte die Kelle im Topf, es war wirklich heiß in der Küche. Und die *farofa* war auch noch zu machen, mindestens ein Kilo, damit es für alle reichte. Die Waschmaschine, daran musste man wirklich denken, sonst, wo fandest du dann sieben saubere Hosen. Sie strich sich mit einem Seufzer eine verschwitzte Strähne zurecht: tja, du bist kein junges Mädchen mehr, Marcela, es ist nicht so seltsam, dass du abends müde bist, wenn du einer Familie von zehn Personen hinterher bist. Nein, elf, elf, jetzt ist auch Yamandé da, aus dem Krankenhaus entlassen, und dem Himmel sei Dank, dass es ihm gut geht, so ein schöner Junge, es wäre wirklich schade gewesen.

Yamandé hatte ein Lächeln von einer Seite des Gesichts zur anderen, seit er entlassen worden war: endlich, nach all der Zeit, in der er nur den Erzählungen von tausend Wundern und seltsamen Dingen hatte lauschen können und wenn du das wüsstest und wenn du jenes sähest, endlich konnte er mit eigenen Augen sehen und all das ausprobieren, was die anderen schon fast ein bisschen satthatten, und er ging federnd auf dem wieder in Betrieb genommenen Bein umher, mit den glücklichen Augen eines Kindes im Rummelpark. Man hatte gesagt, jetzt, wo er geheilt sei, würden sie in den Urwald zurückkehren, aber er hatte nicht die geringste Lust dazu, nicht bevor er alles gesehen und ausprobiert hätte, was die Freunde gemacht hatten.

Er hatte sich am Abend zuvor fast mit Ubiratan und Itaúna gestritten, weil die kein Ende fanden davon zu reden, wie bald sie ins Dorf zurückkehren würden, sehr bald, und wie sehr sie es kaum erwarten konnten, die Frau, das Kind, die Mutter, den Bruder, den Alten und den Zuletztgeborenen wiederzusehen und vielleicht sogar diese Nervensäge Itátakûara und warum nicht den Ameisenbären oder die Spinne, was für langweilige Freunde.

Auf seiner Seite hatte er Moacir und Cauê, die es nicht so eilig zu haben schienen, in den Urwald zurückzukehren. Fußball zu spielen, wie sie es in dieser letzten Zeit getan hatten, gefiel ihnen sehr, und sie spielten mit der Andeutung, die Antônio ihnen gegenüber hatte fallen lassen – sie wussten

nicht, wie sehr er sich hinterher dafür auf die Zunge biss –, dass ein paar Mannschaften ihn, nachdem sie die Jungen während der Tournee hatten spielen sehen, kontaktiert hätten, um zu erfahren, ob die Jungen an einem Vertrag interessiert sein könnten.

Und falls sie ihm dann unschlüssig vorkamen, hatte Yamandé schon begriffen, dass es genügte, das Fahrrad zu erwähnen, um Moacir beim Gedanken an das Dickicht des Urwaldes die Nase rümpfen zu lassen, und von Gabrielita zu sprechen, um in Cauês Gesicht die Hoffnung auf jene berühmte Hängematte wieder aufflammen zu sehen.

Und in Wirklichkeit hatte Yamandé, wo wir gerade von Hängematten sprechen, selbst eine halbe Idee, Joana, die Physiotherapeutin, wieder besuchen zu gehen, die so groß und stattlich war und mit diesen breiten, leichten Händen vielleicht, vielleicht Lust hätte, ihm weiter Portugiesisch beizubringen.

Antônio schlug Isabel noch ein Bier vor, bevor er zum Abendessen nach Hause zurückkehrte: er hätte sich ein wenig unbehaglich gefühlt, seine Eltern allein mit den Jungen essen zu lassen, wo sie doch versuchen mussten, deren Verstimmungen und kleine Streitereien zu entwirren, ohne auch nur ihre Sprache zu verstehen. Sie taten ohnehin schon viel, sehr viel für sie alle, und auch Janita, die sich als große Schwester einer ganzen Bande von großen Jungen wiederfand, die eine anstellten und hundert ausheckten, begann, so geduldig und liebevoll sie auch war, hin und wieder Zeichen von Ungeduld zu geben.

Isabel nahm gern an, auch sie hatte andere Pläne fürs Abendessen und wollte es rechtzeitig ins Hotel zurückschaffen, in dem sie sich entschlossen hatte, zusammen mit Robert abzusteigen, um sich umzuziehen: Antônio achtete sichtlich überhaupt nicht auf die Kleidung seiner Gesprächspartner – vielleicht sieht er in seinem Kopf alle nackt und frei mit nichts als der Brise auf der Haut, dachte sie mit einem verträumten Kichern –, aber Robert schätzte eine gut gekleidete Frau, und sie schätzte es, dass er es schätzte.

Das Gespräch ging entspannt weiter; inzwischen hatte Antônio entschieden, dass Isabels Vorschlag, sich um die rechtlichen und praktischen Seiten der Unterschutzstellung ihres kleinen Teils des Urwaldes zu kümmern, nicht nur der einzige tatsächlich gangbare Weg war, sondern auch der beste, den er finden konnte. Er hatte sie schon mit Mariana in Verbindung gebracht, und da die beiden, dem Himmel sei Dank, sehr gut miteinander zurechtkamen, würden ihre vereinten Kompetenzen wirksam sein, so hoffte Antônio jedenfalls.

Gewiss würde es ein wenig Zeit brauchen, die ganze Sache zu Ende zu bringen, und man würde die Rückkehr ins Dorf aufschieben müssen, aber Antônio musste zwangsläufig erreichbar sein, zumindest um die Papiere zu unterschreiben und das Vorgehen von Isabel und Mariana zu billigen: wäre er wieder im Urwald verschwunden, hätte das Projekt nicht einmal anlaufen können.

Warten zu müssen tat ihm ein wenig leid, er hatte sich schon vorgestellt, dass sie jetzt, wo Yamandé vollständig wiederhergestellt war, binnen kürzester Zeit die Abreise würden planen können, und die Dringlichkeit, Janaína und Ybyráatã wiederzusehen, das duftende und klingende Grün des Dorfes wiederzusehen, siegreich zum Stamm zurückzukehren, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, war stark geworden; in mancher Hinsicht konnte er die Abreise wirklich kaum erwarten.

Aber als Trost, und es war ein so gültiger Trost, dass ihm allein beim Gedanken daran die Augen aufleuchteten, gab es die Tatsache, dass noch ein wenig in Macapá zu bleiben hieß, die Weltmeisterschaft sehen zu können, und nun, man kann wirklich nicht sagen, dass das eine Kleinigkeit gewesen wäre. Allein beim Gedanken daran musste er allerdings lachen: seine Mutter, seine Schwester und sein Vater mit ihm im Wohnzimmer sitzend, zusammen mit sieben Indios, gesittet im Kreis vor dem

Fernseher aufgereiht, Fenster offen und Fahnen bereit, in Unterhosen, Erdnüsse und Bier für alle, und alle feuern an.

3.33 Schreie

Die Schreie und das Lachen, die von einem Ende des Busses zum anderen hallen. Die tausend Geräusche der Straße scheinen verschwunden, überdeckt vom Lärm der Jugend und der Unbekümmertheit. Und im Kopf wissen sie schon, dass die strahlendsten und ausgelassensten Schreie die sein werden, die in einem Monat aus ihren Kehlen kommen. Sie sind noch nicht so hoch oben, dass sie über die Welt hinausragen, aber sie sind nah dran. Nur die Stärksten und Mutigsten kommen so hoch hinauf, dass sie den Blick über die unendliche Weite der Ränge schweifen lassen und begreifen können, dass du oben angekommen bist, dass es höher als das nicht geht. Sie haben dieses Gefühl noch nie erlebt, aber sie haben es sich so oft erzählen lassen. Und heute sind sie es, die starken und mutigen Männer, die die Tat vollbringen sollen. Bald werden sie es sein, die die weißen Netze durchschlagen, die sie umgeben, und sie werden es sein, die den Kindern erzählen, was man empfindet, wenn man auf das Dach der Welt steigt.

Der Klang des Lachens und der Rufe der Selbstermutigung überdeckt alles: den Klang der Musik, die aus den Kopfhörern dessen kommt, der sich nur entspannen wollte, den Klang dessen, der mit dem Nachbarn plaudert, unbekümmert um die Aufgabe, die sie erwartet. Und den Klang von etwas Metallenem, das sich unter dem gewaltigen Schub des Fahrzeugs biegt und dann bricht.

Dann gibt es einen Augenblick Stille, und dann sind die Klänge hässlich, sie werden zu Geräuschen. Geräusche, die es nicht geben dürfte: Geräusche anderer Metallteile, die brechen, Geräusche der Angst, Geräusche eines fürchterlichen Knalls. Und dann die Schreie des Schmerzes und der Verzweiflung.

Kapitel 4

4.1 Abgesehen davon

Der Bus hatte sich überschlagen und lag mit den Rädern nach oben am Rand der Fahrbahn, mit einer aufgerissenen Flanke, als wäre jemand vorbeigekommen und hätte sie zerkratzt, mit einer Motorsäge statt mit einem Schlüssel.

Die ersten Autofahrer, die an der Stelle eintrafen und ausstiegen, um zu helfen, bemerkten die brasilianischen Farben auf der Flanke. Jemand bemerkte dann, dass der Bus funkelnagelneu wirkte und dass die Bemalung anders war als die der vielen Busse, die für die bevorstehende Fußballweltmeisterschaft warben, und jemand anders las den Schriftzug „Macht euch bereit! Der Sechste kommt“, der als offizielles Motto der Nationalmannschaft gewählt worden war und der bei all denen, die sich an das Debakel von 1950 erinnerten, viel Streit ausgelöst hatte.

„Vielleicht haben sie das auf alle Busse geschrieben?“

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ich hatte doch gesagt, dass das Unglück bringt.“

Je mehr der Zweifel wuchs, desto hektischer wurden die Erste-Hilfe-Maßnahmen.

Drei kräftige Männer machten sich eifrig daran, die Tür aus den Angeln zu heben, um sich einen Weg ins Innere zu bahnen, und als es dem Ersten gelang hineinzukommen und er den Blick auf jenes Gesicht richtete, das er so viele Male im Fernsehen gesehen hatte, und dann auf ein weiteres und noch eines, kam die Bestätigung, und die verzweifelten Schreie der Helfer übertrafen an Heftigkeit die der Verletzten, die um Hilfe riefen.

Es war niemand gestorben. Abgesehen davon war es eine Tragödie ohnegleichen: an Bord des Busses reiste die gesamte brasilianische Nationalmannschaft, die zwei Wochen später bei der Weltmeisterschaft ihr Auftaktspiel bestreiten sollte, und fast alle Sportler schienen sich etwas aufgeschnitten oder gebrochen zu haben. Von den ersten Fernsehberichten und den ersten Artikeln der Online-Zeitungen an, von den ersten Gesprächen auf der Straße an, in den Bars, an den Arbeitsplätzen, schienen alle dasselbe zu denken: war zu Beginn des Gesprächs die Pflicht abgetan, sich über das Ausbleiben noch tragischerer Wendungen erleichtert zu fühlen, ging man dazu über, die schweren Folgen zu erörtern, die ein so harter Schlag für die brasilianische Nationalmannschaft haben konnte. So sehr, dass die Wendung rasch zum geflügelten Wort wurde: „Es ist niemand gestorben. Abgesehen davon…“

4.2 Like

Wie alle ihre Landsleute war auch Yaia vom Strudel aus Unglauben und Verzweiflung mitgerissen worden, der auf die *Nachricht* folgte (es war sofort die *Nachricht* geworden, man musste gar nicht erst sagen, welche). Ein paar Zeilen von Dani auf WhatsApp, voller weinender Gesichter und Ausrufezeichen, hatte sie den Fernseher einschalten lassen, und zwei Stunden lang hatte sie alle Nachrichtensendungen gesehen, alle Berichte von der Autobahn, aus dem Krankenhaus, die Reaktionen aus dem Ausland, die Aufmunterungsbotschaft der Präsidentin, das Ganze durchsetzt vom unaufhörlichen Piepen, das den Eingang neuer Mitteilungen von ihren Freunden über WhatsApp, Facebook, Twitter und jede andere App anzeigte, die sie auf dem Telefon installiert hatte. Es wurde auch im Ruzzle-Chat darüber gesprochen, und es war sogar eine alte Diskussion auf Orkut wieder zum Leben erwacht.

Dann hatte sie mit einem Schlag den Fernseher, den Computer und das Handy ausgeschaltet, auf der Suche nach Ruhe. Sie wollte schlafen, aber die Ruhe kam nicht, gestört vom Krach aus der Küche, wo ihre Eltern und ihr Bruder sich über irgendein Straßenverkehrssicherheitsgesetz stritten, das sie nicht mitbekommen hatte und das sie in diesem Augenblick nicht interessierte.

Den Kopf auf ihr geliebtes Dinkelkissen gelegt, war ihr Blick im Halbdunkel über die an der Wand hängenden Bilder gewandert, an denen sich ablesen ließ, wie sich das Zimmerchen der Sechzehnjährigen gerade wandelte. Das einzige Poster der alten Garde, das sich noch hielt, mehr aus alter Anhänglichkeit als aus irgendeinem anderen Grund, war das von Justin Bieber, das Fábio ihr drei Jahre zuvor geschenkt hatte. Die anderen waren durch Fotos und Ausschnitte ersetzt worden, die eine reifere und der Probleme der sie umgebenden Welt bewusstere Yaia zeigten. Ein Greenpeace-Plakat, die gerahmte Eintrittskarte eines Konzerts der Titãs, die Fotos von Camila Vallejo und von Kennedy. Die sportliche Seite war von Zeitschriftenausschnitten bedeckt, mit den drei heißesten Spielern der Nationalmannschaft, die, den Ball in der Hand und wenig am Leib, ihre außerfußballerischen Gaben zur Geltung brachten, und daneben ein Foto von Moacir, jenem jungen Indio, der auch nicht übel war (ganz und gar nicht, aber gar nicht übel) und der sich, soweit sie im Fernsehen gesehen hatte, auch auf dem Platz sehr gut schlug.

Ihr Blick kehrte kurz zu JFK zurück, der sie einlud, sich zu fragen, was sie für ihr Land tun könnte. Und dann wieder zu den drei Prachtkerlen der Seleção und zu Moacir, Seleção und Moacir, mit jenem Gefühl einer Idee, die sich nicht im Kopf, sondern in der Brust bildet und dann endlich aufsteigt und sich in ihrer ganzen Klarheit zeigt.

Sie schaltete den Mac wieder ein, klopfte in fieberndem Warten mit dem grün lackierten Fingernagel auf den Schreibtisch, und sobald es möglich war, ging sie auf Facebook. Eine kurze Suche brachte ihr mehrere Trauergruppen zu dem Unfall zutage, unter denen „Beten wir für die Seleção und ganz Brasilien“ schon über zwanzigtausend Mitglieder hatte. Und es waren schon unzählige Seiten geschaffen worden zur Unterstützung der Nominierung dieses oder jenes Fußballers, angefüllt mit Diskussionen, in denen vernünftige Menschen ihren Standpunkt mit der gewohnten Gelassenheit darlegten: „Oreste ist bärenstark, es war eine Ungerechtigkeit, dass sie ihn nicht früher nominiert haben, das Schicksal hat ihn für diese Gelegenheit aufgespart.“ „Wenn sie ihn nominieren, hoffe ich, dass der Bus noch einen Unfall baut.“ „Man merkt, dass du in deinem Leben noch nie ein Fußballspiel gesehen hast ;-)“ „Man merkt, dass du blind bist :-D“ und so weiter und so fort.

Yaia strich sich die mandarinenfarbene Tolle zurecht und stellte zufrieden fest, dass noch niemand ihre Idee gehabt hatte. Sie klickte auf Seite erstellen, schrieb „Schicken wir Asu Ka’a zur WM“, wählte als Titelbild ein schönes Foto von einem der Jungen bei einem spektakulären Fallrückzieher, drückte auf Enter und betrachtete zufrieden ihr Werk. Während sie über den nächsten Schritt nach-

dachte, sah sie, dass auf der Seite schon die ersten zwei „Likes“ erschienen waren: der von Fábio (na klar! Dass er ganze zwanzig Sekunden gebraucht hatte, war fast verdächtig: ob er langsam nicht mehr in sie verknallt war?) und der ihrer Cousine Patricia.

Dann waren die anderen Likes der üblichen Freunde gefolgt, mit denen sie am meisten zu tun hatte, einschließlich des Likes ihrer Großmutter, den Yaia mit einem Herzchen erwiderte und sich dabei fragte, was die um diese Uhrzeit noch wach machte (aber vielleicht fragt sich Oma dasselbe über mich, LOL). Neununddreißig Likes im Lauf einer halben Stunde, um ein Uhr nachts: das war entschieden ihr größter Erfolg, seit sie auf Facebook war. Sie zögerte ein wenig über der Schaltfläche „diese Seite allen deinen Freunden empfehlen“, gegen die sie im Allgemeinen ganz entschieden war, aber diesmal war es für einen guten Zweck. Sie klickte auf Senden, und binnen einer Viertelstunde war sie bei siebenundsechzig Likes angelangt. Die ersten beiden Zustimmungen von unbekannten Freunden von Freunden, einer Fernanda Greenpeace und einem Victor Menezes, verschafften ihr viel Genugtuung, und mit der Genugtuung kam endlich auch die Ruhe. Sie schaltete den Computer wieder aus, und kaum hatte sie den Kopf aufs Kissen gelegt, spürte sie, dass sie schon fast einschlief, aber sie hatte noch Zeit für einen letzten Gedanken: stell dir vor, wie geil, wenn ich morgen früh aufwache und es sind hundert Likes.

Als sie aufwachte, waren es fast tausend Likes, und es waren schon einige Diskussionen darüber aufgetaucht, welche der sechs Indios am geeignetsten wären, die Seleção zu verstärken, und auf welcher Position. Yaia war elektrisiert und beschloss, das Frühstück ausfallen zu lassen, um sich besser um die Seite zu kümmern. Sie fand ein Foto von jedem der sechs (Antônio ließ sie weg, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden. Hätte sie darüber nachgedacht, wäre der Gedanke jedenfalls gewesen „zu alt, und außerdem ist er nicht einmal ein echter Indio“) und legte sechs eigene Beiträge an und reicherte sie mit den wenigen Informationen an, die sie in jenen zwanzig Minuten finden konnte. Dann verließ sie das Haus und lief zur Schule.

Am Colégio Sagrado Coração de Maria in Brasília galt das strikte Verbot, im Unterricht das Handy zu benutzen. Yaia hatte es in zwei Jahren nie gebrochen, aber an jenem Morgen war es viel schwerer als sonst, der Versuchung zu widerstehen. In der ersten Pause lief sie mit den engsten Freundinnen aufs Klo und schaltete das Handy ein, wurde aber von einem enttäuschenden Ergebnis empfangen: eintausendzwölf Likes. Dani stieß einen ungläubigen Schrei aus, und ebenso tat es Leticia, die allerdings Yaias enttäuschten Gesichtsausdruck bemerkte: „Tausend Likes? Aber wie geil, das ist Wahnsinn! Was soll das für ein Gesicht?“

„Nein, es ist nur, wir waren heute Morgen, als ich aus dem Haus ging, schon bei tausend, ich hatte gehofft, dass die Sache schneller Fahrt aufnimmt. Vielleicht ist der Schwung raus. Na ja, schade.“

„Bist du verrückt? Kennst du irgendwen mit tausend Likes auf einer Seite, die nicht Ich liebe Justin Bieber oder LeoDiCaprio heirate mich heißt? Du müsstest bis nächste Woche damit angeben, und wie!“, versuchte Leticia sie noch zu bestärken und wurde sofort von den Blicken der anderen beiden niedergestreckt: wie konnte Leticia die Schmach vergessen, die ihnen von ihrer Erzfeindin Maria Eduarda zugefügt worden war, die mit über dreitausend Likes auf einer über die Maßen anbiedernden Seite mit einer Beschreibung der Schule den Schulrekord hielt.

„Ach ja, stimmt. Ich vergesse es immer. Na gut, aber von Eduardas Seite wissen doch alle, dass die Likes von ihrem Vater gekauft waren.“

„Wie dem auch sei“, fiel Dani, die Pragmatischere, ihnen ins Wort, „du darfst dich nicht geschlagen geben. Hast du den Link schon auf Twitter gesetzt? WhatsApp? Nein, oder? Los, bringen wir diese Seite in Umlauf, ich will eine andere Grimasse in Eduardas Gesicht sehen.“

Von: fernanda.silva @ greenpeace.br – Uhrzeit: 10.39

An: [Greenpeace-Mädels + Amigos da Terra]

Betreff: Schöne Idee

Hey Mädels,

gestern Abend habe ich halb verzweifelt auf Facebook herumgestöbert, als ich auf diese Seite gestoßen bin: „Schicken wir Asu Ka'a zur WM". Das ist doch eine schöne Idee, oder? Was meint ihr, versuchen wir sie zu verbreiten und schauen, wie weit wir kommen?

Küsse

F

Gegen Mittag saß Victor Menezes, seit nicht mehr als zwanzig Minuten wach, beim Frühstück vor dem Computer und suchte nach einem Aufhänger für einen Beitrag, den er an den „Jornal de Taguatinga" schicken konnte, die Seite mit Lokalnachrichten, mit der er zusammenarbeitete. Natürlich wollte er über die *Nachricht* schreiben, aber er versuchte, ihr einen anderen Blickwinkel abzugewinnen als den Tausenden anderer Beiträge, die von nichts anderem sprachen, als ihm jene Facebook-Seite einfiel, die er am Abend zuvor mit einem Like versehen hatte. Er fand sie wieder, warf einen Blick auf das Profil des Mädchens, das sie erstellt hatte, dachte: kann was werden, und schickte binnen zehn Minuten seinen Beitrag ab.

Um fünf nach eins, kaum hatte es geklingelt, schaltete Dani das Handy ein und suchte sofort die von Yaia erstellte Seite. Auf den ersten Blick schnitt sie eine enttäuschte Grimasse, aber dann begriff sie, dass sie falsch gelesen hatte und dass in der Zahl der Mitglieder gegenüber dem Morgen eine Stelle mehr stand. Ohne den Freundinnen auch nur den Bildschirm zu zeigen, rannte sie bis zur Nachbarklasse, gerade rechtzeitig, um Maria Eduarda über den Weg zu laufen und ihr die harte Wirklichkeit ins Gesicht zu schleudern: „Yaias Seite hat elftausend Mitglieder, und nicht ein einziges von Papa bezahlt!"

Um halb vier stieß Jaci, von seinem Zimmerchen im Zentrum von Manaus aus, auf Yaias Seite, die sechzehntausend Mitglieder hatte. Jaci war dreizehn. Bis vor zwei Monaten hatte ihm sein Name, von dem seine Eltern ihm gesagt hatten, es sei ein alter indigener Name, nie besonders gefallen. Aber seit die Nachricht von jenen Indios aufgekommen war, die hervorragend Fußball spielten, und einer von ihnen sogar hieß wie er, war er überaus stolz darauf geworden und hatte sich außerdem eine Reihe abstruser Geschichten von Blutsbanden mit alten Kriegern des Urwaldes ausgedacht. Er hatte alle ihre im Fernsehen übertragenen Spiele aufgenommen und stellte nun einen Zusammenschnitt ihrer spektakulärsten Aktionen her. Er lud ihn auf Yaias Seite hoch, mit dem Kommentar: „Mit solchen Stars gehört der Pokal uns."

Um sieben Uhr abends brachte Yaia es nicht fertig, den Blick vom Computer zu lösen. Die Seite, die sie vor weniger als vierundzwanzig Stunden erstellt hatte, hatte mehr als dreißigtausend Mitglieder, auch dank des wunderschönen Videos, das Jaci00 hochgeladen hatte, ein aufgeweckter Junge, mit dem sie bis vor wenigen Minuten gechattet hatte.

Am Tag darauf holten Dani und Leticia sie am Nachmittag ab, dann fuhren sie in der Nähe vorbei, um ihre Cousine Patricia mitzunehmen, und gingen feiern. Yaia fühlte sich euphorisch, aber auch ein bisschen lächerlich, weil sie das Gefühl nicht unterdrücken konnte, eine berühmte Person zu sein, inkognito. Ach, wenn ihr wüsstet, wer ich bin…

Während die Mädchen tanzten, versuchten in den Redaktionen der ganzen Welt Tausende von Sportjournalisten, Victor Menezes' Kunststück vom Morgen zu wiederholen: einen noch unverbrauchten Blickwinkel zu finden, um über die aufsehenerregende Nachricht vom Unfall des Busses der brasilianischen Nationalmannschaft zu schreiben. Elmar Stod, ein junger Redakteur von CNN, dessen Freundin Anthropologie an der Emory University in Atlanta, Georgia, studierte, dachte an einige Gespräche zurück, die er in den vorangegangenen Wochen mit Jill über jenen amazonischen Stamm geführt hatte, der neuerdings ins Rampenlicht getreten war. Er suchte ein paar Informationen im Netz und stieß zuerst auf das Video von Jaci00 und dann auf Yaias Seite.

Da kommt ein hübscher kleiner Artikel dabei heraus, dachte er zufrieden.

Yaia kam um zwei Uhr morgens nach Hause und beschloss aus Aberglauben, weder das Handy zu prüfen noch den Computer wieder einzuschalten, und ging schnurstracks schlafen. Das sehen wir morgen, war ihr letzter Gedanke.

Beim Erwachen zog sie es noch weiter hinaus. Ein Lehrer fehlte, also verschob sich der Schulbeginn um zwei Stunden: sie duschte lange und frühstückte dann ausgiebig mit Milch, Kamutbrot und Limettenmarmelade. Sie überlegte gerade, ob sie den Computer einschalten sollte, als sie ein Hagel von Schlägen an der Tür hörte. Sie öffnete, nur um von Patricia überrannt zu werden, die sich vor Eile nicht einmal die Haare geglättet hatte: „Und du sagst mir nichts? Ist dir das klar?"

„Was sage ich dir nicht? Die Seite?"

„Ja! Hast du heute Morgen noch nicht nachgesehen?"

„Nein…", antwortete Yaia ihr, schon vor Aufregung zitternd.

Sie rannten ins Zimmer und warteten, dass der Mac hochfuhr, während Yaia kicherte, als sie die Aufregung ihrer Cousine sah. Sie öffnete Facebook und hörte mit einem Schlag auf zu lachen.

Zwei Millionen vierhunderttausendsiebenhundertachtzehn Likes. Die Seite war in einer Meldung auf CNN.com erwähnt und von dort kaskadenartig von allen wichtigen Tageszeitungen der Welt aufgegriffen worden, in dem Maß, wie die Linie der Morgendämmerung über die Erde wanderte und deren Bewohner weckte.

Yaias unmittelbarer Instinkt war nachzusehen, wie viele Likes die Seite der Präsidentin hatte: 450.000. Ha! Und dabei habe ich bis gestern mit Maria Eduarda gewetteifert. Dann sah sie die des vorherigen Präsidenten nach: 765.000. Ihre hatte sogar mehr Likes als die Seite der Seleção selbst.

Als die Runde der Vergleiche zu Ende war, fühlte sie sich leer, ohne zu wissen, was sie sonst tun sollte. Sie hätte die Zeit damit verbringen können, sich vom Zähler der Likes hypnotisieren zu lassen, der in Schüben von hundert pro Sekunde stieg, aber dann drehte sie sich zu Patricia um, die inzwischen angefangen hatte zu wimmern, und umarmte sie: „Und jetzt?"

Wenige Minuten später kam ihre Mutter atemlos ins Zimmer und reichte ihr das Telefon: „Es ist ein Redakteur von Rete Globo. Sie wollen mit dir sprechen."

4.3 Nominierung

Aus dem Handy, das auf dem Tischchen neben dem Bett lag, erklang die Nationalhymne, die der Coach mit einem Sarkasmus, den jemand, der ihn wenig kannte, für Unterwürfigkeit hätte halten können, einer einzigen bestimmten Nummer zugewiesen hatte.

„Herrgottimhimmel. Und was will die schon wieder? Was in aller Welt soll ich ihr denn sagen, das anders wäre als gestern Abend?“

„Vielleicht will sie nur hören, wie es Ihnen geht“, schlug die Krankenschwester vor, die ihn gerade fertig im Bett zurechtgerückt hatte.

„Willkommen auf dem Planeten Erde, junge Außerirdische“, fuhr der Coach sie an, „gibt es in eurer Galaxie uneigennützige Politiker?“

Er richtete sich mühsam auf, stützte sich auf den nicht gebrochenen Arm und versuchte, den Schmerz in den Rippen so wenig wie möglich zu wecken, stellte den Fernseher leiser, der ihn gerade dabei zeigte, wie er die Nation über das unterrichtete, was er am Abend zuvor gesagt hatte und was er jetzt wiederholen würde, und meldete sich: „Frau Präsidentin! Welche Freude, Sie auch heute zu hören!“

Nach einem langen und nutzlosen Austausch von Höflichkeiten brachte der Coach sie auf den neuesten Stand, der allerdings derselbe war wie am Tag zuvor und am Tag davor. Angesichts der Außergewöhnlichkeit des Ereignisses hatte die FIFA im einmütigen Einvernehmen mit allen anderen teilnehmenden Ländern beschlossen, Brasilien größtmögliche Flexibilität bei der Festlegung der Liste der Nominierten einzuräumen, die jetzt bis zum elften Juni festzustehen hatte, dem Tag vor Beginn der Weltmeisterschaft.

Von den dreiundzwanzig in den Unfall verwickelten Spielern waren drei fast unversehrt davongekommen, abgesehen von ein paar unbedeutenden Prellungen oder Schnitten. Fünf weitere, darunter Foguete, hatten ernstere Verletzungen, die ihre Teilnahme an den ersten Spielen verhindern würden, aber vielleicht – vielleicht – konnten sie bis zur Endrunde des Turniers wieder fit werden. Die anderen fünfzehn waren unbrauchbar, zwischen gebrochenen Beinen, Armen, Köpfen und Rippen hatten sie alle Heilungsprognosen, die von zwei bis sechs Monaten reichten.

„Es ist eine Tragödie, aber abgesehen davon scheint es mir immer noch ein Wunder, dass Sie alle am Leben sind“, sagte die Präsidentin fast flüsternd.

Der Coach nickte mit einem Schauder und fuhr mit seinem Bericht fort: „Ich habe schon, im Einvernehmen mit meinen Mitarbeitern, die Liste der zu nominierenden Spieler aufgestellt, und wir sind gerade dabei, sie in diesen Stunden zu kontaktieren. Selbstverständlich tut es allen leid um das Schicksal, das die Kameraden getroffen hat…“ ja, sicher, überaus leid, dachte der Coach, na klar, „aber sie fühlen sich zugleich geehrt, dass sie berufen worden sind, um unsere Fahne in diesem Augenblick großer Schwierigkeiten hochzuhalten. Sie sind alle Spieler von solchem Format, dass ich keine Zweifel habe, dass der Pokal mit Gottes Hilfe und der Hilfe der brasilianischen *torcida* trotzdem unser sein wird.“

Der Coach schaltete das Hirn auf Pause, bereit, das nutzlose Geleier abschließender Wünsche und Aufmunterungen verklingen zu lassen, das Land zählt auf Sie und bla und bla und bla, und wurde stattdessen von einem Hüsteln der Präsidentin überrascht, die sich räusperte und sagte: „Ähm. Also, in dieser Hinsicht…“

„Sind denn alle Idioten? Sind alle VOLLKOMMENE IDIOTEN? Du da, was, wie heißt du!“, fuhr der Coach die Krankenschwester an, die in einer Ecke fassungslos den Blick von der Beule in der Wand zu den über das halbe Zimmer verstreuten Überresten des Handys wandern ließ.

„Natália, mein Herr.“

„Natália, sag mir mal: hat nach unserem Unfall, während ich ohnmächtig war, womöglich die ganze Nation den Kopf auf dem Tisch aufgeschlagen, und jetzt sind wir von zweihundert Millionen Schwachköpfen umgeben?“

„Ich… ich glaube nicht, mein Herr.“

„Nein, denn ich kann es mir auf keine andere Weise erklären, heiligemuttergottesimhimmel.“

Er machte die Bewegung, das Handy vom Tischchen zu nehmen, und erinnerte sich verdrossen, dass er es gerade gegen die Wand geschleudert hatte.

„Rosìta, würdest du mir einen Augenblick dein Telefon leihen?“

„Ich trage es bei der Arbeit nicht bei mir, mein Herr“, log Natália, den Blick fest auf die Überreste des iPhones gerichtet (ob Chico es wohl wieder zusammensetzen und zum Laufen bringen kann, dachte sie).

„Macht nichts, ich weiß sowieso keine Nummer mehr auswendig, verfluchte Technik! Hör zu, tu mir mal einen Gefallen: geh zu einem der Spieler, die hier liegen, und sag ihm, der Coach hat gesagt, er soll Thiago anrufen und ihn schnellstmöglich herkommen lassen.“

„In Ordnung, mein Herr.“

„Und lass ihm ausrichten, dass er mir auch ein neues Telefon mitbringen soll!“, brüllte der Coach ihr hinterher und fing dann wieder an, mit sich selbst zu reden, während Natália eilig aus dem Zimmer ging.

„Facebook. Twitter. Das Netz. Aber verd… Aber was für einen Scheiß redet die da? Ahhmmm, ich schlage alles kurz und klein, alles. Gott, lass mich diesen Trottel in die Finger kriegen, der sich das ausgedacht hat!“

4.4 Thiago

Thiago half dem Coach, den eleganten Anzug anzuziehen, den man ihm gerade zugestellt hatte.

„Ist dir das klar? Es sind nur noch ganz wenige Tage bis zum Beginn des Turniers, wir müssen praktisch bei null wieder anfangen, und diese Schwachköpfe zwingen mich, Zeit mit dieser… dieser… einer Petition für die Indios bei der Weltmeisterschaft! Ist dir das klar, allmächtigergott? Autsch, pass ein bisschen auf!“

Der Coach war ein reißender Strom, Thiago beschränkte sich darauf, ihm beim Anziehen zu helfen und zu nicken, was auch immer er sagte.

„Die machen eine Petition auf Facebook, und ich muss sie mir anhören, als wäre es eine ernste Sache. Aber die Welt ist vollkommen verrückt geworden, sage ich! Autsch!“

Thiago nickte und band ihm die Krawatte, so gut er konnte in Anbetracht dessen, dass der Coach keinen Augenblick stillhielt.

„Und was für eine Petition! Eine Gruppe von Bürschchen, die nicht einmal Portugiesisch sprechen und die in ihrem Leben noch nie ein richtiges Spiel bestritten haben. Warum macht man nicht gleich eine Petition, um die FIFA den Italienern oder den Deutschen zu schenken, sage ich. Aua. Schau her, ich hätte eine Petition ernster genommen, die die Nominierung von Ronaldo, Zico und Pelé verlangt. Aber vielleicht halte ich besser den Mund, besser, man bringt sie nicht auf weitere Ideen.“

Die Möglichkeit „Mund halten“ hätte Thiago nicht missfallen, er machte sich allerdings keine allzu großen Illusionen. Und tatsächlich.

„Also gut, Thiago, danke. Hör zu, zum Fernsehstudio fahre ich mit dem Taxi, du brauchst mich nicht zu begleiten, ich brauche dich an einer anderen Front: häng dich ans Telefon, ans Internet, an was auch immer, und such mir einen rechtlichen Ansatzpunkt, der mich daran hindert, sie zu nominieren; man weiß ja nie, ob diese Unfähigen es ernst meinen.“

Der Coach unterschrieb mit seinem schwachen Arm die Papiere der vorzeitigen Entlassung, verabschiedete sich herzlich vom medizinischen Personal, das ihn betreut hatte, und bat darum, ihm ein Taxi zu rufen.

Thiago war am Telefon und sprach schon mit jemandem. Guter Junge, dachte der Coach und gönnte sich endlich ein Lächeln.

4.5 Live

Tausend Kilometer weiter riss Yaias Mutter die Tür ihres Zimmers auf: „Der Wagen von Rete Globo ist da. Bist du fertig?“

„Ich komme sofort.“ Yaia warf einen letzten Kontrollblick in den Spiegel, ein allerletztes Antippen mit dem Lippenstift, dann drehte sie sich zu Patricia, Dani und Leticia um und erhielt deren Zustimmung und drei aufmunternde Küsse. Sie warf noch einen Blick aufs Handy, das ihre Facebook-Seite zeigte. Vierzehn Millionen Likes. Die offizielle Seite der WM 2014 weit überholt. Als Allerletztes warf sie einen Blick auf das Poster von Justin Bieber: spürst du den Atem im Nacken, mein Lieber? Sie zwinkerte ihm zu und ging hinaus.

Der Verkehr auf der W3-Norte war noch chaotischer als sonst, und Yaia kam später als geplant bei den Studios von Rete Globo an. Man ließ sie eilig in der Maske Platz nehmen, wo eine ebenso herzliche wie professionelle Maskenbildnerin sie in einen Sessel setzte und sie in der Zeit, die sie brauchte, um zu sagen: „Ach, mein Mädchen, was für ein wunderschönes Make-up, man sieht, dass es dein erstes Mal im Fernsehen ist und dass es dir wichtig war, was? Du bist perfekt, so wie du bist, nur eine winzige Auffrischung, und nach der Sendung plaudern wir ein bisschen und du erklärst mir genau, was du benutzt hast“, bereits abgeschminkt, neu geschminkt und auf völlig andere Weise frisiert hatte.

Kaum war das fertig, wurde Yaia von der Aufnahmeleiterin ins Studio geschoben, verkabelt und in einem der beiden Sessel platziert. Sie grüßte zerstreut die Dame im Kostüm, die schon im anderen Sessel saß, und begann sich mit der Neugier eines Kindes umzusehen: die Kameras, die verschiedenen Techniker, die sich darum drängten, die drei Riesenbildschirme, einer mit dem Hauptstudio verbunden und die anderen beiden mit kleineren Studios, ähnlich dem, in dem sie sich befand.

Schade, dass das Publikum nur im Hauptstudio ist, dachte sie; aber vielleicht ist es besser so, wenigstens werde ich nicht nervös. Was übrigens seltsam ist, denn wieso Angst haben, wegen hundert Leuten in einem Studio nervös zu werden, wenn du weißt, dass Millionen von Leuten dir durchs Fernsehen zusehen? Und erst in jenem Augenblick fiel ihr ein, dass die Millionen aufmerksamer Leute vor dem Fernseher wirklich da waren und viel mehr Eindruck machten als die Millionen Leute, die zerstreut ein Like auf ihre Facebook-Seite gesetzt hatten. Mein Gott! Millionen von Leuten! Hoffentlich mache ich keine schreckliche Figur, ich bin sicher, Maria Eduarda sitzt da und wartet auf nichts anderes.

„Bist du aufgeregt, meine Liebe?“, fragte die Dame sie freundlich. „Sei es nicht. Du bist jung, und ihr Jungen seid alle schön, ihr kommt im Fernsehen immer bestens rüber. Und du scheinst mir eine junge Frau zu sein, die außerdem etwas auf dem Kasten hat, nicht nur schön ist. Es wird alles gut gehen.“

„Hm? Ah, danke“, antwortete Yaia mit einem Lächeln. Um die Freundlichkeit zu erwidern, beschloss sie, diesem Versuch, ein Gespräch zu beginnen, entgegenzukommen, und wollte die Dame gerade fragen, ob sie ihrerseits denn schon öfter im Fernsehen gewesen sei, als sie sie endlich erkannte: „Herrjesus! Verzeihen Sie mir, ich hatte Sie absolut nicht erkannt. In echt sehen Sie viel jünger aus“, fügte sie hinzu und fragte sich sofort, warum sie einen solchen Satz gesagt hatte.

„Dann werde ich jemanden entlassen lassen müssen“, erwiderte die Präsidentin und zwinkerte ihr zu.

„Schön, Ihre Facebook-Seite“, sagte Yaia daraufhin und fragte sich weiterhin: aber was rede ich da? Mein Gott, ich habe die Kontrolle über mein Hirn verloren.

„Von einer Superexpertin wie dir gesagt, ist das ein sehr großes Kompliment.“

Bevor Yaia mit ihrem wirren Gerede fortfahren konnte, machte der Regieassistent eine Reihe von Zeichen, alle bewegten sich mit vollendeter Gewandtheit, die Lichter änderten ihre Stärke, und die Sendung begann.

„Meine Damen und Herren, guten Abend und willkommen zu dieser Sonderausgabe von ‚Bom Dia Copa do Mundo‘“, deklamierte der Moderator aus dem Hauptstudio in Rio de Janeiro und kostete schon im Voraus den Quotenrekord aus, den die Sendung erzielen würde, „bei uns im Studio haben wir Gerson Louis Ribeira Cardoso, den Präsidenten des brasilianischen Fußballverbandes, und Professor Everaldo Conrado de Mello Dias, Anthropologe an der Universidade do Rio de Janeiro.“

[Applaus]

„Zugeschaltet aus São Paulo haben wir den Coach Alexandre Sergio Gonçalves, den Cheftrainer der Seleção, dem wir sofort einen großen Applaus spenden möchten dafür, dass er trotz der schweren Verletzung von vor drei Tagen bei uns ist.“

[Tosender Applaus]

„Zugeschaltet aus Macapá haben wir Herrn Antônio Carlos Rocha de Almeida und seine Jungen von der Mannschaft Asu Ka’a Futebol. Wir versuchen außerdem, eine Verbindung zum Präsidenten der FIFA, Hans Mallor, herzustellen, der allerdings genau in diesem Augenblick auf dem Weg nach Rio de Janeiro ist: wir werden sehen, ob wir ihn noch erwischen. Zugeschaltet aus Brasília haben wir schließlich die junge und unternehmungslustige Yaia Anita Guermães Pereira und, um mit einem Knall zu schließen, nichts Geringeres als die Präsidentin Brasiliens, Silvina Mello. Willkommen Ihnen allen und danke, dass Sie bei uns sind.“

[Applaus]

„Bevor wir zur Sache kommen, einen herzlichen Gruß an die glücklosen Helden der Seleção: wir erwarten euch munterer und stärker als zuvor!“

Der Applaus war donnernd und gerührt. Nach einer weiteren Reihe endloser Vorreden kam der Moderator endlich zur Sache.

„Aber fangen wir gleich mit dem Grund an, aus dem wir hier sind. Yaia, magst du uns von deiner Idee erzählen und von dem Erfolg, den sie gehabt hat? Wir erinnern die geschätzten Zuschauer daran, dass die Facebook-Seite ‚Schicken wir Asu Ka‘a zur WM’ in diesem Augenblick über 19 Millionen Mitglieder hat, in beständigem und überaus schnellem Wachstum.“

Als Yaia ihre Erzählung beendet hatte, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu verhaspeln (und in der auch Maria Eduarda Platz für einen kurzen Auftritt fand), wurde das Wort für einen Kommentar an den Coach weitergegeben.

„Die Tragödie, die über uns hereingebrochen ist, ist eben das: eine Tragödie. Und als Verantwortlicher der Mannschaft und im Namen aller Spieler möchte ich vor allem ganz Brasilien für die Zuneigung und die Unterstützung danken, die Sie uns in diesen Tagen gegeben haben“, sagte Gonçalves und schaute dabei geradewegs in die Kamera, „es braucht die Hilfe aller, und Initiativen wie diese

sind das Beispiel dafür, wie sehr Sie alle bereit sind, sich aufzuopfern. Aber wenn der Unfall eine menschliche Tragödie ist, so möchte ich meine Landsleute beruhigen: eine sportliche Tragödie ist er nicht."

[Raunen]

„Gewiss, wir werden viele unserer Spitzenkräfte nicht aufstellen können, und das tut mir leid für sie, für uns und für die ganze Welt, die sich an ihren Glanzstücken nicht wird erfreuen können. Aber wir sind kein Land, das 2014 zufällig das Glück gehabt hat, ein paar Ausnahmespieler in der Mannschaft zu haben. Wir sind Brasilien. Wir alle sind die Ausnahmespieler des Weltfußballs. Auch unsere dritte Mannschaft wäre Favorit auf den Titel, und man stelle sich also vor, wie viel Vertrauen ich darin habe, dass die neu Nominierten uns erlauben werden, den Pokal zum sechsten Mal zu heben."

„Und warum sind sie nicht früher nominiert worden, könnte jemand fragen?", fragte der Moderator und vertrat dabei jenen Jemand.

„Weil man, wie viele wissen, höchstens dreiundzwanzig Spieler nominieren kann. Brasilien ist im Fußball wie Österreich in der Abfahrt oder China im Tischtennis: es ist nicht genug Platz für alle, wir sind zu stark", schloss der Coach mit einem Lächeln.

[Verhaltener Applaus]

„Aber warum nicht auch einem von diesen Jungen eine Chance geben?", setzte der Moderator nach, während die Kameras das Grüppchen Indios einfingen, mit Antônio, der hinter ihnen saß und den Simultanübersetzer machte. Die meisten der Jungen sahen ganz danach aus, als langweilten sie sich sehr, aber die Großaufnahme von Yamandé und Moacir löste in Yaia und in Hunderttausenden von Herzen in ganz Brasilien etwas ganz anderes als Langeweile aus. Der Regisseur verweilte so lange wie möglich auf ihnen, aber als er sah, dass Yamandé gerade gähnen wollte, blendete er einen Zusammenschnitt einiger Aktionen aus ihren vorherigen Spielen ein, den der Moderator an Gonçalves gewandt unterstrich: „Mir scheint, sie schlagen sich alles in allem sehr gut, oder?"

„Aber natürlich schlagen sie sich gut. Sie sind doch auch Brasilianer, nicht? Das muss an unserer Luft liegen."

[Gelächter]

„Spaß beiseite, wenn sie weiter fleißig sind, ist eine rosige Zukunft für sie nicht unvorstellbar."

Der Coach hatte sich dafür entschieden, die Peitsche beiseitezulassen und so weit wie möglich nur das Zuckerbrot einzusetzen: „Aber es ist eben eine mögliche Zukunft, gewiss nicht die Gegenwart. Diese Jungen haben nicht nur keinerlei internationale Erfahrung, sondern, wie wir an diesen Bildern sehen, sie haben in ihrem Leben auch noch nie elf gegen elf gespielt."

Dieser Satz löste, kaum hatte Antônio ihn übersetzt, im Studio von Macapá empörtes Murren aus.

„Wir können nicht einmal wissen, ob sie alle Regeln kennen, und…" Yamandé sprang ruckartig auf, als Antônio übersetzte, aber der war flink genug, ihn wieder auf den Sitz zu ziehen, bevor der Kameramann ihn einfing.

Es war jedenfalls der Moderator, der den Coach erneut unterbrach: „Am Nachmittag haben wir auch ein paar andere Meinungen eingeholt: hören wir, was diese Herren davon halten, die einige von Ihnen vielleicht wiedererkennen werden."

Es lief ein Filmbeitrag an, in dem einige ehemalige Ausnahmespieler des Fußballs, die für diesen Anlass befragt worden waren, das Lob der jungen indianischen Fußballer sangen. Von einer alten brasilianischen Größe hatte man den Ausschnitt verwendet, in dem er sagte, Cauês Fallrückzieher erinnere ihn an seinen eigenen, während ein ehemaliger argentinischer Star sich dabei filmen ließ, wie er auf Yaias Seite Like klickte. Der Coach durchbohrte den Moderator mit einem Blick.

Als der Filmbeitrag zu Ende war, versuchte der Moderator Antônio das Wort zu geben, aber Gonçalves setzte sich durch, um den begonnenen Gedanken zu Ende zu bringen und, wo er schon dabei war, eine Meinung zu dem Beitrag abzugeben.

„Fußball ist Eingebung und Fantasie, ja, aber er hat sich sehr entwickelt, seit diese Stars gespielt haben, es sind sehr viele Jahre vergangen." (Ätsch!) „Heute genügt die Fantasie nicht, und vor allem, auch wenn es seltsam klingt, das zu sagen, Fußball lässt sich nicht improvisieren. Es braucht viele andere Dinge, darunter Vorbereitung und die Gewohnheit, zusammen zu spielen. Es wäre sogar ein Problem, einige große Stars aus Italien, Deutschland, Argentinien in die Mannschaft einzubauen. Man stelle sich vor, sechs Jungen einzubauen, die fast nichts vom Fußball wissen, die anderen Spieler nicht kennen und nicht einmal ihre Sprache sprechen."

[Gemurmel]

Der Moderator kündigte an, er wolle die Leitung nach Macapá geben, zuvor gebe es aber eine kurze Werbeunterbrechung. Das gab Antônio und den Jungen Zeit, ein paar Gedanken darüber auszutauschen, was gesagt werden sollte.

Als er endlich Gelegenheit zu sprechen bekam, gab Antônio das Vereinbarte wieder und achtete dabei darauf, die Beschimpfungen wegzulassen, die vor allem Cauê und Moacir für Gonçalves bestimmt hatten:

„Zunächst einmal möchte ich sagen, dass ich mit dem Kollegen übereinstimme."

Gut so! dachte der Coach überrascht. Aber auch: Kollege? Wo denn? Für wen hält der sich?

„Fußball lässt sich nicht improvisieren", fuhr Antônio fort und wiederholte die Worte des Coachs, „die Schemata und die Vorbereitung sind grundlegend. Aber es ist überhaupt nicht wahr, dass diese Jungen den Fußball nicht kennen. Diese Jungen kennen den Fußball ganz hervorragend. Gewiss haben sie nie im Maracanã vor zweihunderttausend Zuschauern gespielt, aber sie spielen, seit sie Kinder waren, genau wie jeder andere brasilianische Fußballer, und sie kennen alle unsere Fußballgeschichten und hassen Paolo Rossi und Zidane wie jeder Brasilianer, der etwas auf sich hält."

[Gelächter]

„Und natürlich können sie elf gegen elf spielen. In diesen Monaten waren sie gezwungen, zu siebt zu spielen, und obendrein noch einen alten Knacker wie mich zu ertragen, weil die Gruppe, die mutig das Dorf verlassen hat, um Yamandé zu Hilfe zu kommen…"

[Kunstpause. Tosender Applaus. Großaufnahme von Yamandé. Tausende gebrochener Herzen in ganz Brasilien]

„…klein sein musste. Aber auf dem Platz des Dorfes haben sie immer elf gegen elf gespielt. Und ich kann Ihnen versichern, dass sie zu elft genauso gut, wenn nicht besser spielen als das, was Sie in diesen Monaten im Spiel zu siebt im Fernsehen sehen konnten. Einige von ihnen gehören, einzeln genommen, zu den stärksten Fußballern, die es heute gibt…"

[Raunen im Publikum]

„…und als Mannschaft, nun, es ist schwer, sich eine geschlossenere vorzustellen. Was die Anspielungen auf die Sprache betrifft: auf dem Platz spricht man vor allem mit den Füßen, und diese Sprache verstehen sie ganz hervorragend.“

Der Moderator wollte gerade etwas hinzufügen, aber Antônio hob ein wenig die Stimme und fuhr fort: „Und wir möchten, dass eines klar ist: wir haben von niemandem etwas verlangt. Bis vor zwei Tagen lebten wir seelenruhig und selig unser Leben. Wenn jemand ihre Hilfe erbitten möchte, werden diese Jungen stolz sein, sie anzubieten, denn auch wenn sie nicht in Rio de Janeiro oder in São Paulo geboren sind, sind sie ebenso brasilianisch wie jeder andere in diesem Studio, und stolz darauf. Wenn man befindet, dass ihre Hilfe nicht gebraucht wird, ist das überhaupt kein Problem: wir schauen die Weltmeisterschaft in meinem Wohnzimmer in Macapá, wir feuern Brasilien an, und dann kehren wir in unser Dorf zurück.“

„Ich glaube, wir müssen die Ruhe bewahren.“

Es war der Präsident des Fußballverbandes, der das Wort ergriff: „Es gibt weder Anspielungen noch Undankbarkeit, aber man muss verstehen, dass es auch eine Frage der Opportunität ist. Die Fußballer, die der Coach Gonçalves nominiert hat, sind alle Profis, die sich sehr hart hochgedient haben, und…“

Antônio unterbrach ihn: „Aber was glauben Sie, glauben Sie, dass in Amazonien das Leben leicht und ohne Probleme dahinfließt? Sie legen den Akzent auf das Wort Profis, aber Sie ahnen nicht einmal, welche Mühe und welche Hingabe nötig sind, um im Herzen des Urwaldes Ball zu spielen. Da hat sich keiner härter hochgedient als zweiundzwanzig Jungen, die, um Ball zu spielen, den Platz mit den eigenen Händen pflegen und sich den Ball selbst herstellen müssen!“

„Aber ja, ja, ich wollte gewiss nicht beleidigen“, räumte der Präsident des Verbandes ein, „aber es ist auch eine Frage der Regelwerke, die wir gewiss nicht außer Acht lassen können, nur weil es uns schön erscheint.“

[Hohngelächter des Publikums zu Hause]

„Ich weiß nicht einmal, ob diese Jungen ein Dokument im eigentlichen Sinn besitzen, aber sie sind gewiss nicht bei unserem Verband gemeldet, ich bezweifle, dass die FIFA ihre Teilnahme akzeptieren würde.“

Der Moderator ergriff wieder das Wort: „Danke, Herr Präsident. Ich unterbreche Sie einen Augenblick, um eben gerade den Präsidenten der FIFA, Mallor, zu begrüßen, der soeben gelandet ist und die Freundlichkeit hatte, uns direkt vom Flughafen aus anzurufen.“

[Zaghafter Applaus]

„Präsident Mallor: zunächst danken wir der FIFA dafür, dass sie eine Verlängerung der Frist für die Nominierungen gewährt hat.“

„Das war wirklich das Mindeste, was wir tun konnten.“

Der Moderator gab eine rasche Zusammenfassung der bis dahin geäußerten Positionen, die Mallor in einem guten Portugiesisch mit leichten spanischen und englischen Anklängen kommentierte: „Das Handeln der FIFA dreht sich um die weltweite Verbreitung und die Bewahrung dieses wunder-

baren Spiels. Deshalb sind wir einerseits stets zurückhaltend damit, die Regeln zu ändern, denn der Fußball ist schon so großartig, wie er ist. Andererseits nehmen wir mit offenen Armen jeden auf, der in unsere große Familie eintreten will. Es ist die Politik der FIFA, sich so wenig wie möglich in die Entscheidungen der einzelnen Verbände einzumischen, und gewiss wollen wir unsere Nase nicht in die Entscheidung über die zu nominierenden Spieler stecken. Aber ich möchte alle Anwesenden und alle Zuschauer in einer Frage beruhigen: die Regeln, für deren Erhalt wir unerbittlich kämpfen, sind die des Spiels. Die bürokratischen Fragen dienen der Unterstützung des Spiels und dürfen kein Hindernis für den sein, der mit Fairplay spielt. Deshalb möchte ich den Präsidenten des Verbandes beruhigen: wir sind bei den Terminen beweglich gewesen, und wir werden es, wenn nötig, auch bei anderen Regelfragen sein. Brasilien möge die Spieler nominieren, die es für richtig hält zu nominieren. Vorausgesetzt, sie sind Brasilianer“, schloss Mallor mit einem Scherz.

Der Coach nahm diese Worte ungläubig auf und suchte in einem der Monitore den Blick des Verbandspräsidenten, der den Ausdruck eines Kindes hatte, dem man gerade die Ausrede auseinandergenommen hat, die es sich zurechtgelegt hatte, um die Hausaufgaben nicht zu machen. Die Sendung ging ihrem Ende zu, und noch immer hatte die Präsidentin Silvina nicht gesprochen. Kraft ihres Amtes hatte man ihr das letzte Wort überlassen.

„Brasilien ist ein großes Land, dessen Präsidentin zu sein ich stolz bin, an jedem Tag, den Gott auf Erden schickt. Amazonien ist einer unserer wichtigsten Reichtümer, und wir sind froh, die Gelegenheit zu haben zu zeigen, wie sehr wir uns dessen bewusst sind. Es besteht nicht der geringste Zweifel, dass diese mutigen Jungen unsere Landsleute sind und ebenso brasilianisch wie ich und wie dieses unternehmungslustige Mädchen, das an meiner Seite sitzt. Es besteht auch kein Zweifel, dass jeder seine Arbeit zu tun hat und dass die Arbeit, die Mannschaft nach diesem unglaublichen Unglück wieder zusammenzusetzen, dem Verbandspräsidenten Cardoso, dem Coach Gonçalves und ihren Mitarbeitern zufällt. Aber es besteht auch kein Zweifel, dass dies eine Notlage ist, in der die ganze Nation gespürt hat, dass sie ihre Unterstützung geben muss. Und in Vertretung der Nation habe ich sie gebeten, die Idee der jungen Yaia in Erwägung zu ziehen, eine Idee, die die Nation so warm unterstützt hat.“

Die Präsidentin lächelte und schwieg und gab damit zu verstehen, dass ihr Beitrag beendet war, auch wenn niemand zeigte, dass er dessen Sinn erfasst hätte. Wollte sie sagen, dass die Indios zu nominieren seien? Dass der Coach in seinen Entscheidungen frei sei?

Um die Pattsituation zu durchbrechen, gab der Moderator die Anrufe von zu Hause frei.

„Apropos Puls der Nation: fühlen wir ihn noch ein bisschen. Zunächst eine Aktualisierung zur Seite: wir sind bei sechsundzwanzig Millionen Likes, drei Millionen mehr im Lauf dieser Sendung. Aber hören wir auch die Stimme von einem dieser sechsundzwanzig Millionen. Hallo?“

„Hallo?“

Antônio riss für einen Augenblick die Augen auf und brach dann in Lachen aus.

„Ja, guten Abend. Ihr Name?“

„Guten Abend allerseits. Heilige Mutter Gottes, ist das aufregend. Ich heiße Teresa und rufe aus Macapá an.“

„Oh, eine Mitbürgerin des Senhor Almeida!“

„Ja. Und nicht nur Mitbürgerin, sondern auch sein großer Fan und, ich wage es zu sagen, eine Freundin von ihm. Ich habe ihn immer gehört, immer, schon vor fünfzehn Jahren im Radio, haben Sie gehört, was für eine schöne Stimme? Ich muss noch einmal betonen, dass er im Fernsehen noch schöner ist als in Wirklichkeit."

[Gelächter im Studio. Verlegenheit Antônios, der den Satz den Jungen nicht übersetzte]

„Sagen Sie es uns, Teresa."

„Also, ja. Ich wollte sagen, dass ich all diese Diskussionen nicht recht verstehe. Wie stellt man fest, wer die Weltmeisterschaft gewinnt? Indem man spielt, nicht? Also, warum macht ihr nicht ein schönes Spiel, die Jungen von Antônio gegen die Mannschaft, die der andere Herr ausgewählt hat, und wer gewinnt, geht zur Weltmeisterschaft und vertritt Brasilien. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt."

Teresas geniale Arglosigkeit verschlug allen die Sprache. Die Ersten, die sich fingen, waren Mallor und die Präsidentin Silvina, die gleichzeitig den Mund öffneten, um zu sagen, das sei eine wunderschöne Idee. Der Coach erklärte sich sofort einverstanden und rieb sich bei dem Gedanken die Hände, diese verdammte Nervensäge loszuwerden, ohne dabei als Rassist dazustehen, und obendrein seinen neu Nominierten ein anständiges Training zu verschaffen.

Im kleinen Studio von Macapá gab es eine hektische Beratung, nach der Antônio das Wort ergriff und sagte: „Für uns ist das völlig in Ordnung. Aber wenn wir feststellen sollen, welches die Mannschaft sein soll, die zur Weltmeisterschaft geschickt wird, dann ist es unserer Meinung nach besser, wenn wir elf gegen elf spielen."

„Aber Sie sind doch nur zu siebt", wandte der Moderator ein.

„Kein Problem. Wir fahren ins Dorf zurück und holen die anderen."

4.6 Bürokratie

Unter den Millionen Zuschauern, die gerade das Special „Bom Dia Copa do Mundo“ verfolgten, fehlte Thiago, der damit beschäftigt war, in der Abendbrise mit dem Motorroller von einem Lokal zum anderen zu flitzen, auf der Suche nach seinem Ziel, einem gewissen César Azevedo, den sein Netz von Kontakten als den Mann ausgemacht hatte, der für sie in Frage kam. Da Freitagabend war, konnte man ihn nicht an seinem Arbeitsplatz als hoher Beamter des zentralen Einwohnermeldeamts von São Paulo antreffen, und er ging auch nicht ans Handy, also war Thiago diese Suchaktion alten Stils zugefallen, die ihm alles in allem Spaß machte – auch weil sich in mehr als einem Lokal die Bitte um Auskunft mit einer *cervejinha* gepaart hatte –, und als er ihn endlich fand, tat es ihm fast leid.

„Der Senhor César Azevedo?“

„Ja?“, antwortete ihm César, ohne den Blick vom Fernseher abzuwenden, auf dem er zusammen mit den anderen Gästen der kleinen Bar das Special über die Weltmeisterschaft ansah.

Thiago setzte sich an sein Tischchen und stellte sich als Assistent des brasilianischen Fußballverbandes vor. César warf ihm einen sehr raschen Seitenblick zu, bevor er den Blick wieder auf den Bildschirm richtete: „Ja, ich weiß, wer Sie sind. Was brauchen Sie?“

Und bevor Thiago zu sprechen beginnen konnte, fügte er sofort hinzu: „Es ist klar, dass Sie etwas brauchen, das offenbar nicht warten kann, aber ich möchte die Sendung sehen, also machen Sie schnell und kommen Sie zur Sache.“

Thiago war nicht begeistert davon, so darüber zu sprechen, in der Öffentlichkeit, aber die Aufmerksamkeit der ganzen Bar schien vom Fernseher gefangen, und so sagte er ihm, näher rückend, mit leiser Stimme: „Ähm, also, wir befürchten, dass es der Mannschaft selbst schaden könnte, wenn wir gezwungen wären, diese Gruppe von Indigenen in sie einzubauen.“

„Hm…“

„Und deshalb fragten wir uns, ob… also… ob es zulässig ist, sie zu nominieren, oder ob es zufällig irgendein Gesetz gibt, irgendeine Vorschrift, die uns daran hindern könnte.“

César sagte einige Sekunden lang nichts, das einzige Zeichen, dass er Thiago zugehört hatte, war vielleicht ein leichtes Wiegen des Kopfes.

„Sie haben lange gebraucht, um mich zu finden?“, fragte er dann.

„Ein bisschen, ja. Warum?“

„Sie haben deshalb lange gebraucht, weil ich von Freitagnachmittag bis Montagmorgen nicht gern über Arbeit rede, das Handy nicht mit mir herumtrage und niemandem sage, wohin ich mich zum Ausruhen begebe. Sie wissen nicht, wie viele Leute Gefälligkeiten brauchen, ununterbrochen.“

Thiago beschloss, die Karte des „Wissen Sie eigentlich, wer ich bin“ zu spielen: „Bei allem Respekt, Senhor Azevedo, wir sind nicht ‚Leute‘. Die Verantwortlichen der Seleção bitten zehn Tage vor der Weltmeisterschaft nicht um eine Gefälligkeit für sich selbst. Sie bitten um Hilfe für die ganze Nation.“

„Also ist es praktisch so, als hätten sich alle Leute, die mich ununterbrochen um Gefälligkeiten bitten, hier alle zusammen eingefunden, mit sämtlichen Verwandten. Genau mein idealer Ruheabend."

„…"

„Hör zu, Junge: gewinnt die Weltmeisterschaft, und wenn dein Chef ein Dokument will, das ihm den Status eines Kaisers von Brasilien bescheinigt, stelle ich es ihm in einer Minute aus. Aber das hier ist nicht 1950. Blankowechsel unterschreiben wir keine mehr. Und schau dir das mal an", sagte César und zeigte auf den Coach, den der Fernseher gerade zeigte, „kommt dir das wie das Gesicht des Kaisers von Brasilien vor? Mir kommt es wie das Gesicht von einem vor, der nicht einmal der Putzfrau sagen kann, sie soll mit dem Lappen etwas kräftiger drübergehen."

Thiago schaute nach oben und dachte, dass der Kerl nicht ganz unrecht hatte.

„Mir kommt es wie das Gesicht von einem vor", fuhr César fort, „der gerade dabei ist, genau das zu tun, was ein sechzehnjähriges Mädchen ihm gesagt hat. Und da soll er zu mir kommen und mir sagen, was ich zu tun habe."

„Aber ich… aber wir nicht…"

„Und jetzt entschuldige, Junge, aber ich würde die Sendung gern zu Ende sehen."

Thiago stand auf, geschlagen, und ging aus dem Lokal; die *cervejinha* nahm er mit. Er setzte sich auf den Motorroller und begann daran zu nippen, schaute dabei zerstreut zum Fernseher in der Bar hinüber und überlegte, was zu tun sei. Als das Bier zu Ende war, bemerkte er, dass auch die Sendung zu Ende zu sein schien. Er zog mit einem Seufzer das Handy aus der Tasche, in der zutreffenden Erwartung, dass es gleich klingeln würde.

„Coach!"

„Thiago! Hast du den Kerl gefunden?"

„Ja. Also…"

„Halt alles an! Es gibt kein Problem mehr. Diese Trottel haben sich am Ende nicht als schädlich erwiesen, im Gegenteil. Wir machen mit den Nominierungen weiter wie geplant."

Es gab nichts anzuhalten, aber das musste der Coach nicht unbedingt wissen, dachte Thiago. Besser, ihm den Eindruck zu lassen, er habe den ersten Auftrag bestmöglich zu Ende gebracht und müsse nun eine neue Verwicklung lösen. Er stieg wieder auf den Motorroller und fuhr erleichtert los, um eine Runde durch die größte Stadt Amerikas zu drehen.

4.7 Fotoreporter

Es waren noch nicht einmal zwei Minuten seit dem Ende der Sendung vergangen, als Moacirs Handy klingelte.

Theoretisch war es das Handy der Mannschaft, aber Moacir hatte es sich praktisch angeeignet. Er war ein begeisterter Fotograf geworden und war, zu Antônios Verwunderung, auch ziemlich gut: die Zahl seiner Follower auf Instagram wuchs von Tag zu Tag, und offenbar waren es nicht nur Fußball- oder Indigenen-Interessierte.

Wenn es ums Telefonieren ging, reichte er widerwillig das Gerät an Antônio weiter, der es seinerseits ebenso widerwillig nahm, da er sich an diese Art telefonischer Allgegenwart immer noch nicht ganz gewöhnt hatte.

„Hallo?“

Am anderen Ende war der Direktor von Rete Norte.

„Mein lieber Antônio. Ich habe gerade die Sendung gesehen, allerherzlichsten Glückwunsch. Und allerherzlichsten Glückwunsch auch an mich selbst für den bewiesenen Riecher, ha ha. Natürlich werde ich auch George gratulieren müssen, vielleicht komme ich nicht einmal darum herum, ihm eine Gehaltserhöhung zu geben, verflixt. Es wäre besser gewesen, wir hätten Sie nicht getroffen, ha ha!“

Antônio wusste nicht, wie er das kommentieren sollte, und der andere fuhr fort.

„Ich scherze natürlich, wie Sie sehr wohl wissen, behandeln wir von Rete Norte unsere Mitarbeiter und unsere Partner gern angemessen.“

Natürlich, dachte Antônio.

„Und in dieser Hinsicht habe ich gedacht, dass unsere jüngste Zusammenarbeit für beide Seiten zufriedenstellend war, meinen Sie nicht?“

„Ja, ja, gewiss“, musste Antônio zugeben.

„Also. Wenn ich richtig verstanden habe, ist Ihnen soeben eine großartige Gelegenheit geboten worden, aber Sie haben das praktische Problem, sie umzusetzen. Die Zeit, um in den Urwald zurückzukehren, den Rest der Mannschaft zu holen und nach São Paulo zu fliegen, ist sehr knapp; haben Sie schon eine Vorstellung davon, wie Sie es machen?“

„Ähm, nein, aber das ist alles vor wenigen Minuten passiert, ich bin sicher, uns wird etwas einfallen, ich nehme an, der Verband wird uns helfen…“

„Darauf würde ich nicht zu sehr zählen, wenn ich Sie wäre. Wenn man sich im Fernsehen die Gesichter der Vertreter des Verbandes ansah, kamen sie mir nicht allzu freundlich vor. Nein, Antônio, ich schlage Ihnen vor, mit denen zusammenzuarbeiten, die schon gezeigt haben, dass sie Ihres Vertrauens würdig sind: Ihren lieben Freunden von Rete Norte. Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen?“

„Bitte.“

„Wir mieten einen Hubschrauber. Damit fliegen wir ein bisschen hin und her und bringen die ganze Mannschaft vom Dorf nach Macapá. Und dann bezahlen wir Ihnen auch den Flug nach…“

„Kommt gar nicht in Frage“, unterbrach ihn Antônio.

„Seien Sie nicht voreilig, ich wollte Ihnen erst den praktischen Teil darlegen: ich versichere Ihnen, zum finanziellen Aspekt wäre ich gekommen, ich habe meine Lektion gelernt.“

„Nein, darum geht es nicht. Es geht darum, dass ich nicht will, dass die genaue Lage des Dorfes preisgegeben wird, gewiss nicht, bevor ich das mit seinen Bewohnern besprochen habe.“

„Ich verstehe“, der Direktor dachte rasch über eine Alternative nach, „dann hören Sie sich das an: irgendwie werden Sie ja zum Dorf gelangen wollen, nicht? Also helfen wir Ihnen, die Rückreise zu organisieren, nach Ihren Erfordernissen, und dann kümmern wir uns um die Reise nach São Paulo. Im Gegenzug geben Sie uns die Exklusivrechte, Sie auf der Reise auf den Abschnitten zu begleiten, auf denen Sie uns die Erlaubnis erteilen…“

„Hmm… so gesagt, tatsächlich…“

Antônios Gemurmel war im Begriff, sich in ein Ja zu verwandeln, und der Direktor nutzte das, um seine letzte Forderung abzufeuern.

„…und Sie liefern uns exklusiv Foto- und Videomaterial von Ihrer Rückkehr ins Dorf.“

„Entschuldigen Sie, aber ich hatte den Eindruck, mich ganz klar ausgedrückt zu haben, was das Nicht-Preisgeben der Lage des Dorfes betrifft. Wir werden keinen Journalisten ins Dorf führen, nicht einmal George.“

„Nein, nein, das meinte ich nicht. Das Foto- und Videomaterial werden Sie herstellen, so haben Sie die Gewähr, dass es Ihre Forderungen achtet.“

„Ah.“ Antônio betrachtete mit Bewunderung die Geschicklichkeit des Direktors.

Er schien an alles gedacht zu haben. Oder an fast alles: „Hm, mir scheint das ein vernünftiger Vorschlag, auch wenn ich in jedem Fall mit den Bewohnern des Dorfes darüber werde sprechen müssen. Leider muss ich allerdings ehrlich sein: ich tauge nicht viel als Fotograf und noch viel weniger als Kameramann.“

„Oh, aber ich will nicht, dass Sie die Aufnahmen machen. Ich dachte an diesen Moacir. Ich verfolge sein Instagram schon eine Weile, er ist wirklich gut.“

4.8 Gambone

Als Dona Gesita den Hörer auflegte, war ihre Hand ganz verschwitzt. Die Fußballweltmeisterschaft, ausgerechnet. Aber sieh dir diese paar Gerupften an, die nackt wie die Würmer angekommen waren, mit Federn in der Nase, sieh dir an, was sie da auf die Beine gestellt hatten. Das ist eine Gelegenheit, die man sich nicht entgehen lässt; wenn alles gut geht, streiche ich nächstes Jahr die Fassade in Altrosa und mache die Veranda mit Freisitz. Sie wischte sich die Hand am Kleid ab und hob den Hörer wieder auf.

„Hallo, Paulo? Immer ich, die dich anruft, was, sterben müsste man, damit du wenigstens anrufst, um zu hören, ob ich noch am Leben bin. Aber nein, ich rufe nicht an, um zu hören, wie es dir geht, Unkraut wie du vergeht nicht. Nein, es ist so, dass ich etwas Interessantes an der Hand habe: sag mal, hast du noch diesen alten Kahn von dir? Ja? Sehr gut, hör mir zu: das hier ist eine große Sache, ich sage dir nur, dass Rete Norte und die Seleção mit im Spiel sind. Ja, die Fußballnationalmannschaft, genau die, wenn ich dir Fußball sage, dann weil es die vom Fußball ist. Aber damit das klar ist: ich regle alles, denn du bist so vertrauenswürdig wie ein Jaguar, aber wenn du auf dein Schwesterchen hörst und die Dinge ordentlich machst, kaufst du dir nächsten Monat das Motorboot."

Gesita kannte ihren Bruder besser als alle Welt, sie hatte ihn im Arm gehalten, als er geboren wurde, und sie wusste sehr wohl, dass es nur drei Dinge auf der Welt gab, die ihn in Bewegung setzten, und zwar schnell. Das erste war das Geld, das zweite die Frauen. Das dritte, die mächtigste Waffe von allen, die unbesiegbare, die im Notfall zu ziehen war, war die rührende Erinnerung an ihre arme Mutter, die im Sterben, während sie ihm über die Stirnfransen strich, gesagt hatte: „Versprich mir, Paulinho, dass du deiner Schwester immer, immer gehorchen wirst. Sonst weint deine Mama dann im Himmel."

Frauen waren unter den gegebenen Umständen nicht im Spiel, Geld aber schon, und in einer mehr als hinreichenden Menge, um den Rückgriff auf das Sterbebett der Mutter überflüssig zu machen.

So fanden sie, als der Überlandbus aus Macapá den Trupp von Asu Ka'a vor dem Anleger von Laranjal absetzte, Gambone vertäut und in Habachtstellung bereit. Dem Boot war ein Anstrich in Gelb verpasst worden, und Marter – ein anderer Hund, versteht sich, aber warum sich die Mühe machen, jedes Mal einen neuen Namen zu suchen – trug stolz ein Halsband aus Pailletten, zuvor Strumpfband der letzten Stripperin, mit der Gambone in Freundschaft verbunden gewesen war.

Was Gambone selbst betraf, so prunkte er mit einer Kapitänsmütze der englischen Marine: ein etwas überflüssiger Zusatz, aber als seine Schwester ihm die Zahlen genannt hatte, hatte er sich sofort überaus bereit gefühlt, alles Überflüssige aufzubieten, das sich als nötig erweisen sollte. Er hatte von Gesita tatsächlich einen angemessenen Vorschuss verlangt: „Aber wozu brauchst du so viel Geld? Das Boot hast du doch schon, und der Diesel kostet ein Zehntel davon."

„Ich habe Ausgaben zu tätigen. Repräsentationsausgaben. Ich habe einen Hut zu kaufen."

Antônio hatte allen Beteiligten versichert, vom Direktor von Rete Norte bis zu den hohen Tieren des Fußballverbandes, dass es keine Probleme gebe: sei erst einmal das Problem des Bootes und eines Führers gelöst, der den Fluss vollkommen kannte, sei alles absolut unter Kontrolle, sind Sie etwa nicht imstande, den Weg zu Ihnen nach Hause zu finden? Aber in Wirklichkeit war er alles andere als davon überzeugt. Gambone hatte ihm vierzehn Jahre zuvor übel mitgespielt, aber was die Kenntnis des Flusses betraf, war Antônio sicher, dass er unschlagbar war. Die Gewandtheit, mit der er in der Nähe der Abzweigung zur Umgehung des Wasserfalls ein paar Boote abgeschüttelt hatte, die versucht hatten, ihnen zu folgen, mutmaßlich Journalisten, hatte diese Überzeugung weiter gefes-

tigt. Aber wo an Land gehen? Antônio erinnerte sich genau, dass sie, kurz nachdem sie das Floß zu Wasser gelassen hatten, an einem bizarren Zusammenfluss dreier Wasserläufe vorbeigekommen waren, den er ziemlich sicher wiederzuerkennen glaubte. Aber von dort aus die genaue Stelle wiederzufinden, an der sie aus dem Urwald herausgekommen waren – in drei Monaten musste der Pflanzenwuchs die Spuren ihres Durchkommens inzwischen ausgelöscht haben – und den Weg bis zum Dorf rückwärts wieder zurücklegen zu können, nun, das lag noch im Reich der völligen Ungewissheit.

Wir werden darüber nachdenken, wenn wir dort sind, sagte er sich und fragte sich dabei nicht ohne einen Anflug von Beklemmung, ob Janaína ihn inzwischen für verloren gehalten und die Hängematte neben die von jemand anderem gehängt hatte. Er wurde in seinen Gedanken von Gambone unterbrochen, der ihm mitteilte, der Aperitif sei serviert: wenn man die Dinge macht, macht man sie richtig, so ist es. Das hier ist kein Boot für arme Schlucker, ein wunderschönes Boot, die beste Wahl für den, der die Cachoeira do Santo Antônio besuchen und den Rio Jari hinauffahren möchte. Denn um den Jari hinaufzufahren, braucht es nicht nur ein wunderschönes Boot, sondern auch einen Mann, der es zu steuern weiß, schloss Gambone und schaute dabei geradewegs in das Telefon, das Moacir in der Hand hielt. Es ist an, ja? Filmst du? Antônio, fragen Sie ihn, ob er filmt. Und es ist keineswegs des Geldes wegen, wo denken Sie hin, das ist schon in Ordnung, aber sicher, aber was zählt, ist, deinen wunderschönen Beitrag für die Mannschaft zu leisten, deinen Beitrag für das Land zu leisten. Auch Marter merkt es, schauen Sie nur, wie elegant er dasitzt, es fehlt bloß noch, dass er selbst die *Caipirinha* zum Aperitif serviert.

Unter verschiedenen Gesichtspunkten wäre es folgerichtiger gewesen, wenn ein paar Leute in den Urwald zurückgekehrt wären, um die fehlenden Spieler der Mannschaft zu holen, etwa Antônio und einer oder zwei der Jungen. Aber niemand hatte sich die Gelegenheit entgehen lassen wollen, seine Angehörigen wiederzusehen, ihnen Nachrichten aus erster Hand zu bringen, in eigener Person all die Dinge zu erzählen, die man gesehen, erlebt, entdeckt hatte, die Wunder der Welt jenseits des Urwaldes zu beschreiben (und dabei vielleicht die beunruhigenden, unbegreiflichen, angsteinflößenden Dinge ein wenig mehr zu verschweigen). Niemand außer Piraí, versteht sich. Der hatte etwas davon gemurmelt, noch ein paar Tage bleiben zu wollen, um sich wieder mit Dona Marcela in die Küche zu stellen und endlich zu lernen, die *beijinhos* richtig zu machen. Die Zeit war so knapp und die zu erledigenden Dinge waren so zahlreich, dass Antônio keine Lust gehabt hatte, sich auf eine Diskussion einzulassen: er hatte sich darauf beschränkt, ihn zu fragen, ob er wirklich sicher sei zu bleiben, und auf seine bejahende Antwort hin seine Angehörigen gebeten, ihm noch diesen letzten Gefallen zu tun und ein Auge auf den Jungen zu haben und ihn zum Flughafen zu begleiten, wenn es Zeit wäre, nach São Paulo aufzubrechen.

Die anderen jungen Leute waren so aufgeregt und ungeduldig, dass sie das Boot auf den Schultern getragen hätten, wenn es dazu gedient hätte, früher anzukommen. Sie öffneten und schlossen unablässig die Taschen mit den Geschenken für Verwandte und Freunde, breiteten aus, betrachteten und räumten wieder weg: T-Shirts und Mützen, Ketten und Anhänger, Plastiktüten und Schüsseln, Taschenschirme und Gabeln, Spiegel, Messer und Coca-Cola-Dosen.

Yamandé trug außerdem eine Tasche mit einer besonderen Ausstattung, die Janita eigens zusammengestellt hatte: Desinfektionsmittel jeder Art, Verbände und Pflaster, antibakterielle Augentropfen und Salben (sie war bis zuletzt unschlüssig gewesen, ob sie eine Schachtel Kondome hineinstecken sollte, man weiß ja nie, aber die Verlegenheit bei dem Gedanken, Yamandé ihren Gebrauch zu erklären, hatte sie davon abgebracht).

Moacir hatte bedauernd darauf verzichten müssen, das Fahrrad mitzunehmen (schlag erst genug Urwald ab, um den Lenker drehen zu können, und dann werden wir sehen, wir werden dann sehen, wenn wir das nächste Mal wiederkommen), während Cauê darauf brannte, den Freunden von der

Sammlung Mädchen zu erzählen, denen er während der Tournee begegnet war und mit denen er, sehr praktisch veranlagt, da er kein Gespräch führen konnte, gleich zur Sache übergegangen war und dabei entdeckt hatte, dass auch ältliche Mädchen, über siebzehn, große Genugtuung bereiten konnten.

Trotz der Zweifel über den Weg und der Ungeduld der Jungen, unruhig wie Wespen, genoss Antônio die Reise, den wiedergefundenen Geruch des Urwaldes, den Flug der Papageien, die makellose Zuvorkommenheit des Kapitäns, die es beinahe schaffte, seine Küche auszugleichen, die miserabel geblieben war. Aber es blieb ihm ein Kummer, ein unvernünftiger Schatten von Schuldgefühl, der ihn nicht in Ruhe ließ: „Aber hör mal, Gambone, dein Cousin, der mit dem Jeep…“

„Cousins habe ich keine, ich, nur sieben Cousinen, eine langweiliger als die andere. Keine Cousins, und dabei hätte es dem armen Onkel gefallen. Wünschen die Herren noch ein Gläschen?“

„Nein, ich meine den mit dem roten Jeep, diesen Pepè, der arme Kerl…“

„Ah, Pepè! Der ist doch gar nicht mein Cousin. Ich habe ihn unten in Santarém kennengelernt, im Anaconda Vortex Night Club, ein nettes Plätzchen, kennst du das?“

„Nein, das Vergnügen hatte ich nicht. Aber ich wollte sagen, also, wenn er ein Freund von dir war, wollte ich sagen, dass es mir wirklich leidtut, dass er so gestorben ist…“

„Gestorben? Was heißt gestorben, ich habe ihn letzten Monat getroffen: er ist Vertreter für Miederwaren in Belém.“

4.9 Piraí

Auf Antônios Bett ausgestreckt, kostete Piraí den süßen Geschmack der Freiheit aus. Es war ein Geschmack, dessen Vorhandensein er erst seit kurzem zu ahnen begonnen hatte, aber jetzt, wo er ihn erlebte, fragte er sich, wie er all die Jahre ohne ihn hatte auskommen können. Es hatte im Leben des Dorfes immer etwas gegeben, das ihm nicht gefiel, aber erst jetzt begriff er endlich richtig, was es war. Manchmal hatte er als Junge, wenn er Antônios Erzählungen zuhörte, vermutet, es hänge mit dem zusammen, was er da erzählen hörte. Aber im Gegensatz zu Moacir und Cauê waren es nicht die unglaublichen Erfindungen, die ihn beeindruckten, und es waren auch nicht die Erzählungen über den Fußball, die Yamandé, Piata und alle anderen so faszinierten. Es war etwas Unbestimmteres. Und außerdem erinnerte sich Piraí daran, dass er sich auch als kleines Kind unbehaglich gefühlt hatte, bevor Antônio kam; wie konnten es also seine Erzählungen gewesen sein, die von dem sprachen, dessen Fehlen er seit jeher spürte?

Im Lauf der Zeit, die er in Macapá und unterwegs mit den anderen verbracht hatte, hatten sich seine Gedanken endlich zu klären begonnen, hatte er zu verstehen begonnen, was ihn an dieser neuen Welt anzog und was ihn an seiner Heimatwelt bedrückte: der Raum und sein Fehlen.

Das Leben im Dorf war ruhig und hatte seine Vorzüge, Piraí bestritt das nicht. Aber, jetzt begriff er es, es war immer zu voll gewesen. Es war seltsam, überaus seltsam, wenn man bedachte, dass es in Macapá viel, viel, sehr viel mehr Leute gab als im Dorf, aber im Dorf war man immer zusammen, zu sehr zusammen, zu eng, während es in Macapá paradoxerweise mehr Raum gab. Und es gab dort nicht jenes Gefühl, das er immer als vage zermürbend empfunden hatte, dass alle immer wussten, wo du warst, was du gerade tatest, neben wessen Hängematte du deine hängtest, sogar wo und wann du kacktest. Es ist seltsam, dachte er, es war, als gäbe es in der Stadt mehr Luft, als wäre das Atmen leichter. Und man konnte auch allein sein, eine Weile, ohne dass es jemand seltsam fand.

Nicht dass es viele Augenblicke der Einsamkeit gegeben hätte, im Gegenteil. Antônio war ein großer Mann, die Tat, Yamandé gerettet zu haben, würde über Generationen weitergegeben werden, aber er war auch ein bisschen anstrengend. Piraí hatte seine Mutter nie gekannt, und ein Jaguar hatte ihm auch den Vater sehr früh genommen, er erinnerte sich kaum an ihn, er wusste also, dass er nicht der Geeignetste war, diesen Vergleich anzustellen, aber Antônio hatte in jener Zeit den Anschein erweckt, ihnen allen gleichzeitig Mutter und Vater zu sein. Ja, vielleicht war es genau der richtige Vergleich: Antônio war nicht ihr wirklicher Vater, und aus irgendeinem Grund trieb ihn das dazu, seine Fürsorge noch zu steigern, etwas, das Piraí schon am eigenen Leib erlebt hatte, als ein ganzer Stamm ihm Vater und Mutter war.

So sehr Antônio sich aber auch anstrengte, er konnte nicht überall sein, und ein paar Augenblicke Freiheit hatte er ihm zwangsläufig zugestehen müssen. Und was für ein unglaubliches Gefühl war das erste Mal gewesen, ihm blieb noch immer die Luft weg, wenn er daran dachte: bei einem der ersten Spaziergänge durch Macapá, als sie zum ersten Mal ans Ufer des Rio gegangen waren. Die Unermesslichkeit des Flusses, das gegenüberliegende Ufer sehr weit weg, fast unsichtbar, auf der anderen Seite.

Es hatte irgendein Problem mit Jaci und einem Obstverkäufer gegeben, Antônio hatte einschreiten müssen und die anderen waren ihm nachgegangen, alle außer ihm und Ubiratan, die dort geblieben waren, wenige Schritte voneinander entfernt, um all diesen Raum zu bewundern. Wie seltsam, es gab so viel Luft zum Atmen, und er spürte etwas Sonderbares in der Brust, ihm blieb fast die Luft weg. Aber es war ein schönes Gefühl, hatte er begriffen, als er später daran zurückdachte.

Bald war Antônio gekommen und hatte seine wirren Gedanken unterbrochen, hatte die Gruppe versammelt und sie nach Hause geführt, um ihnen eine Lektion über das Geld zu geben. Interessant, wie vieles von dem, was er erklärte, aber Piraí hätte gern noch ein wenig länger den Fluss angeschaut.

Außerdem waren alle Angehörigen Antônios immer herzlich und freundlich, aber sie behandelten sie, als wären sie kleine Kinder. Und, nach Antônios Worten zu urteilen, schienen sie auch allzu darauf bedacht, jedem von ihnen eine ganz bestimmte Rolle zu geben: Yamandé ist der mit dem gebrochenen Bein, Itaúna der, der vor allem Angst hat, Cauê der, der vor nichts Angst hat. Und ich bin der, der kocht.

Deshalb hatte er die Gelegenheit, die sich ihm bot, im Flug ergriffen. Die zwei Tage nach dem Auftritt im Fernsehen waren äußerst verworren gewesen, Antônio war noch beschäftigter als zuvor. Es hatte genügt, ihm zu sagen „Ich bleibe hier“ und etwas über den Wunsch zu murmeln, richtig gut *beijinhos* machen zu lernen, und der hatte kaum Zeit gehabt zu antworten: „Bist du sicher? Dann sehen wir uns am Flughafen von Macapá, wenn wir zurückkommen.“ „Ja, in Ordnung“, und er war endlich frei gewesen.

Na ja, frei. Da ist noch dieses andere kleine Problem zu lösen, dachte er mit einem Schauder. Ich bin ein Jäger, im Namen der Großen Anakonda. Ich habe vor allen anderen allein einen Kaiman getötet. Und jetzt habe ich Angst vor einer alten Frau, davor, ihre Gefühle zu verletzen. Aber wie soll ich ihr erklären, was ich will, wenn ich ihre Sprache nicht kann? Er schaute aus dem Fenster. Es regnete noch, aber man merkte, dass es bald aufhören würde. Er stand vom Bett auf und ging in die Küche.

Marcela war damit beschäftigt, an einem Topf zu hantieren. Als sie ihn kommen hörte, begrüßte sie ihn mit der gewohnten Herzlichkeit: „Piraí! Hast du dich ein bisschen ausgeruht? Gut. Ich fange gerade an, das *vatapá* zuzubereiten, komm her, ich erkläre dir etwas über das Dendê-Öl.“

Piraí legte ihr behutsam eine Hand auf die Schulter, wartete, bis sie sich ganz umgedreht hatte und er ihre volle Aufmerksamkeit hatte. Er ging zum Tablett mit den *beijinhos*, die, wie sich inzwischen erwiesen hatte, bei weitem seine Lieblingsspeise waren. Er aß einen und machte das Gesicht für „ganz köstlich“. Er aß noch einen, wieder mit demselben Gesicht, dann gab er ihr ein Zeichen zu warten.

Marcela sah ihn aufmerksam an.

An diesem Punkt tat Piraí so, als äße er noch einen, dann noch einen und noch einen und noch einen. Nachdem er dieselbe Geste sehr oft wiederholt hatte, setzte er an, noch einen zu essen, hielt aber inne, legte sich eine Hand auf den Bauch und zog die Mundwinkel nach unten. Dann schaute er Marcela an, um zu prüfen, ob sie verstanden hatte.

Marcela setzte an zu sprechen, aber Piraí überlegte es sich anders und hielt sie auf. Er ging zum Tablett mit dem *maracujá*-Kuchen, einer anderen seiner Leidenschaften, und machte die Geste, ein Stück davon zu essen, diesmal wieder mit glücklicher Miene. Dann zeigte er auf die *pudim de leite*, gut, den *arroz doce*, wirklich nicht übel, und die *churros*, uuuh, darauf hätte er Lust. Schließlich kehrte er zum Tablett mit den *beijinhos* zurück. Er aß wirklich einen, wieder mit glücklicher Miene.

Er schaute Marcela an, um zu prüfen, ob sie ihm folgte, und machte eine letzte Geste: mit den Händen versuchte er die ganze Küche und Marcela selbst zu zeigen, und dann zeigte er auf die *beijinhos*. Dann hielt er inne und schaute Marcela erneut an, mit fragender Miene.

Marcela lächelte ihn an: „Ich habe verstanden, was du mir sagen willst, weißt du? Kochen gefällt dir, aber es ist nicht deine einzige, deine alleinige Leidenschaft. Du hast recht. Auch mein Antônio war immer so: das Radio, die Schule, der Sport. Die Sportarten. Gut gemacht, Piraí, ich freue mich."

Piraí verstand natürlich nicht mehr als ein oder zwei Wörter, aber der Tonfall und Marcelas Gesichtsausdruck ließen keinen Zweifel: sie hatte verstanden. Er umarmte sie, dann stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus und machte sich zum Gehen bereit: seit sie zur Tournee aufgebrochen waren, hatte er schon Lust auf einen Spaziergang bis zur Fortaleza am Rio. Aber Marcela wollte ihn noch etwas fragen: sie zeigte auf das Tablett mit den *churros* und warf ihm einen fragenden Blick zu.

Piraí hatte einen Augenblick des Zweifels, begriff aber gleich darauf, dass sie ihn fragte, was seine anderen Interessen seien. Er öffnete das Fenster, aus dem sich schon die Sonne hervorzuwagen begann, und atmete tief ein.

4.10 Schauder

Wer hätte gedacht, dass das Märchen vom Däumling, wer weiß wann, Jahre zuvor, erzählt, sich noch als nützlich erweisen würde. Und vor allem, dass Itaúna – der gewiss ein gutes Gedächtnis hatte, aber so weit hatte Antônio es sich nicht vorgestellt – sich im rechten Augenblick daran erinnern würde.

Die Stelle zu finden, an der sie das Floß zu Wasser gelassen hatten, war, entgegen seinen Befürchtungen, ziemlich leicht gewesen, denn es hatte sich herausgestellt, dass außer dem wiedererkennbaren Zusammenfluss der drei Flussarme, den Antônio im Kopf hatte, jeder eine eigene Erinnerung hatte, einen Anhaltspunkt: „Neben einem sehr hohen Ebenholzbaum“, „Da war eine enge Schleife mit einem alten Stamm im Wasser“, „Gleich nach dem Aufbruch war da eine Gruppe Jacarandas, es muss gleich dahinter sein“. Aber wer weiß, ob es ihnen gelungen wäre, einmal an Land gegangen, sofort den richtigen Weg in den Urwald einzuschlagen, hätte Itaúna nicht auf dem Hinweg tiefe Kerben in die Bäume geschnitten: „Ich habe an diese Geschichte vom Kleinen Daumen gedacht, ich habe gedacht, dass wir so den Weg zurück wissen.“

Es war klug von ihm gewesen, daran zu denken; die Zeichen an den Stämmen hatten sie ein gutes Stück in die richtige Richtung geführt, gerade so weit, dass Moacir und Cauê – die jenen Weg schon hin und zurück gegangen waren, als sie den Großen Fluss gefunden hatten – mit Sicherheit ihre Anhaltspunkte wiederfanden.

Während sie inzwischen zügig auf das Dorf zugingen, dachte Antônio darüber nach, wie viele Dinge sich in diesen drei Monaten geändert hatten, wie anders alles war als damals, als sie unter denselben Bäumen hindurchgekommen waren und Yamandé halb tot trugen, unter tausend Gefahren dem Unbekannten entgegen.

Er war froh, es getan zu haben, es genügte, den Jungen munter inmitten des Grüppchens dahertrippeln zu sehen, um nicht das geringste Bedauern darüber zu haben, ihn gerettet zu haben, aber ihm wurde jetzt klar, dass nichts mehr sein würde wie vorher. In wenigen Tagen würden sie wieder in der Stadt sein, andere Jungen, die den Urwald nie verlassen hatten, würden die sogenannte Zivilisation erleben, und auch sie würden davon fasziniert und verstört sein, dann würden sie alle zusammen versuchen, diese absurde Möglichkeit auszuspielen, an der Weltmeisterschaft teilzunehmen – er konnte immer noch nicht glauben, dass so etwas geschah –, dann, dann würden sie nach Hause zurückkehren, in den Urwald. Oder nicht? Würden sie wirklich zum Leben von vorher zurückkehren können?

Und es wäre ohnehin nicht das Leben von vorher, es könnte es nie mehr sein, nachdem sie Kleider und Messer ins Dorf gebracht hatten, nachdem sie Autos und Flugzeuge und Fernseher gesehen hatten. Ihm wurde klar, dass, wie die Dinge auch laufen mochten, jene jahrtausendealte Lebensweise verändert war, für immer verunreinigt. Wer weiß, ob es gut gewesen sein wird, wer weiß. Besser, nicht daran zu denken, es ist eine zu große Verantwortung, wenn man daran denkt, bekommt man Schauder.

Aber einen Schauder bekam er auch, wenn er an das zurückdachte, was Gambone ihm erzählt hatte: „Was heißt hier tot. Diese Leute haben ein zähes Fell, Leute, die aus den Elendsvierteln kommen. Nicht so wie wir. Die bringst du nicht so leicht um. Das Glück war, dass er diesen Jeep in diesem wunderschönen Rot hatte. Ein Hubschrauber von denen aus dem Park machte einen Erkundungsflug. Sie haben das Rot gesehen und sind runtergegangen, um nachzusehen. Sie haben den Jeep mit der Winde hochgezogen, dieser Gürteltiersohn von Pepè war plattgedrückt wie eine Nuss, aber lebendig. Ihm ist ein Bein ein bisschen kürzer geblieben und das Gesicht verbeult, aber schön war er

ja sowieso nie gewesen. Nicht so wie wir. Und außerdem sind die Miederwaren eine Wachstumsbranche, er sagt, die Damen sind ganz verrückt nach Spitze, immer mitten unter den Unterhosen, ein schöner Beruf.“

Antônio war froh, dass jener Halunke nicht tot war; ihm war immer ein bisschen der Kummer geblieben, vielleicht nicht genug getan zu haben, keine Hilfe gefunden zu haben: ihn mitten unter den Spitzen in Belém zu wissen, so hinkend er auch war, nahm ihm eine Last vom Herzen. Aber der Schauder, die Verstörung, galt dem Gedanken, dass er, wenn er sich nicht entfernt hätte, wenn er beim Jeep geblieben wäre, nach einem Tag nach Macapá zurückgekehrt wäre statt nach vierzehn Jahren. Und alles, alles wäre anders gewesen. Wer weiß, wo ich jetzt wäre, und was ich täte, und mit wem. Gewiss, ganz gewiss hätte ich nicht in einer Woche ein Entscheidungsspiel um die Teilnahme an der Weltmeisterschaft.

4.11 Überraschung!

Die Szene hatte er sich hundertmal in hundert verschiedenen Fassungen ausgemalt, und je näher sie nach Hause kamen, desto mehr drängten sie sich ihm im Kopf, eine über die andere gelegt. Seine liebste zeigte sie zu siebt nebeneinander gehen, mit ihm in der Mitte, in Zeitlupe, wie in den Hollywoodfilmen. Aber im Urwald tut man sich schon schwer, zu zweit nebeneinander zu gehen, und erst recht zu siebt, und diese realistische Rechthaberei verdarb ihm die Fantasie. Dann gab es andere Szenen, die schweigende und sehr lange Blicke vorsahen: er und Janaína, Yamandé und Kirimà, Moacir und Piata. Oder ein lärmender und ungezügelter Freudentaumel. Er hatte sie sich auf hundert verschiedene Weisen ausgemalt, und keine erwies sich als die richtige: mehr noch als mit der Fantasie kam er ihr mit der Erinnerung nahe.

Das Dorf konnte inzwischen nicht mehr sehr weit sein – mir scheint, ich habe einen Baum wiedererkannt. Möglich? Wie viele Bäume mag es in Amazonien geben, eine Milliarde? Hundert Milliarden? Und mir scheint, ich habe gerade einen davon wiedererkannt! – und Antônio ertappte sich dabei, an seine ersten Augenblicke im Dorf zurückzudenken und an den Ballschuss, der ihn empfangen hatte. Wer weiß, wer ihn geschossen hatte. Vielleicht war es Yamandé gewesen, ZweiSocken. Oder Cauê. Nein, Bäckchen konnte es nicht sein, damals war er zu klein für einen solchen Schuss. Als er die Sprache gut zu sprechen gelernt hatte, hatte er gefragt, wer ihn ihm verpasst hatte, aber niemand erinnerte sich mehr daran. Vielleicht war es Piata gewesen, der schon als Junge einen schönen Hammer hatte. Stell dir vor, wir kommen ins Dorf und das Erste, was mir passiert, ist ein Ball in den Bauch.

Es gab keinen Ball in den Magen, aber die Rückkehr der Bande war, wie viele von Antônios Erlebnissen im Dorf, vom Ball gezeichnet.

„Pssst!“, es war Moacir, der sie zum Schweigen brachte und damit festlegte, mit welcher Herangehensweise sie sich wieder zeigen würden: „Ich höre Stimmen. Da ist jemand auf der Lichtung, sie spielen Ball.“

Yamandé setzte an, nach vorn zu stürmen, aber Moacir hielt ihn am Arm zurück: „Warte, nähern wir uns, ohne uns hören zu lassen. Ich will den Film machen, ohne dass sie es merken.“

Moacir hatte die Rolle des Dokumentaristen der Expedition mit großem Ernst und großer Begeisterung übernommen. Rete Norte hatte ihn mit fünf modernen Handys und ebenso vielen Ersatzakkus ausgestattet, geladen. Da er weder telefonieren noch ins Internet gehen musste, müssten sie bei ein wenig Vorsicht genügen, um seine Foto- und Videoreportage zu Ende zu bringen. Er hatte schon während der Reise auf dem Boot ein erstes Handy leer gemacht, indem er alle seine Freunde interviewte und unzählige Fotos von Marter machte. Auf Antônios Bitte hin hatte er es vermieden, die letzten Abschnitte der Bootsfahrt und die ersten des Fußwegs zu dokumentieren („Warum willst du nicht, dass man weiß, wo das Dorf liegt?“ „Das ist zu kompliziert zu erklären. Ich bitte dich darum, Moacir: auf diesem Stück mach keinen Film, Rete Norte ist schon einverstanden“), und auch als Antônio ihm das Okay zum Weitermachen gegeben hatte, hatte er nicht viel fotografiert, teils um den Marsch der Gruppe nicht zu verlangsamen, teils weil er bald gemerkt hatte, dass die Tiere schwer abzubilden waren und die Bäume beim dreißigsten Foto nicht mehr so mitreißend.

Aber jetzt hatte er endlich die Möglichkeit, eine phänomenale Aufnahme zu machen. Eine Gruppe Dorfbewohner, die Ball spielt, ohne zu ahnen, dass sie von einem fremden Auge aufgenommen wird. Moacir dachte, dass er vielleicht erst in diesem Augenblick, zum ersten Mal in seinem Leben, nahe daran war zu begreifen, wie Antônio sich bei seiner Ankunft im Dorf gefühlt hatte. Dann ver-

scheuchte er diesen Gedanken, machte die letzten Schritte in vollkommenster Stille und konzentrierte sich auf die Szene vor seinen Augen.

Piata war im Begriff, einen Freistoß zu schießen.

„Die Mauer steht ganz schlecht“, bemerkte Yamandé halblaut, während er an seinem Rucksack hantierte, um das Geschenk herauszuholen, das er für seine Freunde im Dorf gekauft hatte.

„Pssst!“, brachte Moacir sie erneut zum Schweigen. Der es dann allerdings nicht lassen konnte hinzuzufügen: „Die Mauer stört mich mehr, als sie nützt, sie verstellt die Sicht auf den Ball.“

„Trotzdem steht sie schlecht.“

„Das ist eine Frage von…“ mischte sich Antônio ein: „bevor man urteilt, muss man den Fehler von… es kommt darauf an, von welcher Seite du sie anschaust.“

„In welchem Sinn? Wenn sie schlecht steht, steht sie schlecht“, fügte Itaúna hinzu.

„Psssssst!“

Piata liebte es, vor einem Freistoß zu zögern. Es gefiel ihm, sich alle Zeit zu nehmen, um zu studieren, auf welcher Seite er den Ball vorbeischicken sollte, auch wenn es bei einer so schlecht stehenden Mauer wenig zu studieren gab, es genügte, einfach aufs Tor draufzuhalten, und es war ein sicheres Tor. Acamim war als Torwart nicht übel, aber nichts im Vergleich zu… na ja. Diesmal aber zögerte er länger als sonst: er schaute sich um, etwas war seltsam, vorher hatte er Geräusche zu hören gemeint, und jetzt herrschte umgekehrt auf einer Seite der Lichtung eine seltsame Stille, als hätten alle Tiere auf jener Seite beschlossen, gemeinsam zu verstummen. Dann zuckte er mit den Schultern und begann den Anlauf, im Herzen schon seufzend, weil er wenige Sekunden später den Ball im Dickicht des Urwaldes würde suchen gehen müssen.

Der Ball war zwischen den Bäumen verschwunden, wie immer. Alle hatten es gesehen. Wenn Piata einen Freistoß schoss, richteten alle die Augen auf den Urwald hinter dem Tor, um die Suche zu beschleunigen. Deshalb wurde das Erscheinen jenes seltsamen Gegenstands in der Feldmitte, der wie ein Ball aussah, aber viel mehr sprang, mit einer zusätzlichen Ladung Überraschung und Ratlosigkeit aufgenommen. Langsam näherten sich ihm alle Jungen, während er allmählich zu springen aufhörte. Es näherten sich auch die Größeren unter den Kindern, die dem Spiel zugesehen hatten, während die Kleineren von den Müttern zurückgehalten wurden, eingeschüchtert.

„Was ist das?“, fragte Jerujeru.

„Eine Frucht?“, schlug Icicaribá vor.

„Eine solche Frucht habe ich noch nie gesehen“, sagte Piata, der sich weiter umschaute, „und ich habe nicht verstanden, woher sie gefallen ist. Hat jemand gesehen, woher sie gefallen ist?“

„Vielleicht ist sie von dem großen leuchtenden Vogel von heute Nachmittag gefallen?“, schlug Tainì vor, ohne zu wissen, wie nah er dran war.

„Wenn wir noch spielen, heißt das, dass er noch nicht vorbeigekommen ist, oder?“, fuhr Icicaribá ihm über den Mund.

„Mir scheint, sie ist von dort gekommen!“, schallte das Stimmchen eines der kleinen Mädchen aus dem Publikum.

Piata war der Erste, der den Blick in die von dem Mädchen gezeigte Richtung wandte, und deshalb der Erste, der beinahe ohnmächtig wurde, als die Blätter sich bewegten, die Zweige sich teilten und aus dem Urwald das Gespenst Yamandés hervortrat.

4.12 Fingernägel

Während nach und nach die anderen Mitglieder des Grüppchens auf der Lichtung auftauchten, einige mit einem seltsamen Ding am Körper, das den Blick auf die Brust verhinderte, wurde das stumme Staunen der Anwesenden von Freudenschreien abgelöst. Einige Kinder liefen zum Shabono und schrien: „Yamandé! Yamandé ist zurück! Antônio, Moacir, sie sind alle zurück!“, und binnen weniger Minuten herrschte auf der Lichtung ein solches Durcheinander, dass der Karneval dagegen ein Zeitvertreib für Freunde der Stille war. Antônio sah Janaínas Gesicht und Ybyráatãs Profil auf ihrem Arm und empfand ein Gefühl warmen Wohlseins, das sogleich von einem unangenehmeren Gefühl ersetzt wurde. Janaína kam mit ruhigem Schritt näher und schaute sich gelassen um. Sie lächelte, ja sie lachte, und neben ihr, lächelnd, ja lachend mit ihr, stand Kirimà. Möglich? Eifersucht. Dieses unangenehme Gefühl war ohne Zweifel Eifersucht. Möglich? fragte sich Antônio ein zweites Mal, aber dann trafen Janaínas Augen die seinen, und das schönste Lächeln des Urwaldes vertrieb jede Wolke. Janaína küsste ihn und legte ihm Ybyráatã in die Arme. Natürlich ist es nicht möglich, was habe ich mir bloß gedacht.

Es würden, das begriff man sofort, zwei Tage großer Feste und starker Empfindungen werden, begossen mit reichlichen Rationen des Getränks der Verwandlung.

An die Stelle der Eifersucht war bei Antônio nach einem kurzen Zwischenspiel des Glücks allerdings ein neues unangenehmes Gefühl getreten: das Schuldgefühl. Zu erklären, dass sie nur für zwei Tage da waren und sofort wieder würden aufbrechen müssen, war überhaupt nicht leicht.

Er hatte Janaína zwei glänzende Töpfe mitgebracht, die sie den Mund hatten offen stehen lassen, Dutzende von Ketten und Armbändern, die buntesten, die er hatte finden können, und mit denen sie sofort die aus Samen und Federn ersetzte, die sie trug, und eine wunderschöne Hängematte aus kräftigem, rot und blau gestreiftem Stoff, die ihr sehr gefallen hatte. Aber die Geschenke hatten keineswegs genügt, um eine schwermütige Schmollmiene ganz verschwinden zu lassen, die ihr Gesicht verdüsterte.

„Aber wir bleiben höchstens nur einen Monat weg und dann kommen wir für immer zurück, ich verspreche es dir.“

„Was ist Monat? Du warst drei Monde weg und hast schon wieder angefangen zu reden wie der Antônio von vor langer Zeit.“

„Verzeih mir. Monat ist wie Mond sagen.“

„Und warum hast du dann nicht Mond gesagt?“

„Tut mir wirklich leid, ja. Ich bin müde, aufgewühlt und durcheinander, verdammt noch mal, hab ein bisschen Verständnis!“

Janaína schaute ihn an, um zu verstehen, ob er es mit Absicht tat. Erst da wurde Antônio klar, dass er Portugiesisch gesprochen hatte. Und er versuchte, es ins Scherzhafte zu wenden und um Geduld zu bitten.

„Ich scherze, mein Fröschchen. Ich liebe dich, ich liebe Ybyráatã, und ich will so bald wie möglich zu euch zurückkommen. Vorher muss ich nur diese eine Sache erledigen.“

Er streichelte ihr eine Wange, nahm eine der Samenketten, die sie auf der Hängematte liegen gelassen hatte, zog zweiundzwanzig große braune Samen und acht rote heraus und fädelte sie sorgfältig wieder auf einen langen Halm: „Da, schau. Diese roten sind die Tage der Spiele und diese braunen sind die Tage zwischen dem einen und dem anderen. Jetzt hängen wir ihn an den Eingang des Shabono, und jeden Tag ziehst du einen Samen ab. So wirst du wissen, wann wir spielen, und du wirst wissen, das ganze Dorf wird wissen, dass es, wenn wir nach einem Spiel nicht binnen drei Tagen zurück sind, bedeutet, dass wir gewonnen haben und dass wir auch das nächste bestreiten werden. Und du wirst wissen, wie viel Zeit noch bleibt, bis wir zurückkommen: siehst du, selbst wenn wir immer gewännen, blieben wir nicht länger als einen Mond weg. Dann komme ich zu euch zurück und wir schlafen für immer zusammen in dieser schönen neuen Hängematte, bist du jetzt zufriedener?“

Als der Frieden mit Janaína wiederhergestellt war, nahm Antônio sie an der Hand und führte sie zum Fluss, auf der Suche nach einer ruhigen Stelle. Als er sich vergewissert hatte, dass sie allein waren, sagte Antônio: „Erinnerst du dich an meine Erzählungen über den Bildschirm und die Dinge, die man darin sehen kann?“

„Natürlich erinnere ich mich.“

„Also. In der Zeit, in der ich hier geblieben bin, hat man Bildschirme erfunden, die man tragen kann und in denen man die Bilder aufbewahren kann, die diese Bildschirme selbst in der Vergangenheit gesehen haben.“

„Ich weiß nicht, ob ich verstanden habe.“

„Schau, jetzt zeige ich es dir.“

Antônio zog ein iPad aus seinem Rucksack. Er legte es der Frau in die Hand, die es mit einer gewissen Beklommenheit nahm, dann startete er die Anwendung zum Ansehen der Filme. Und so lernte Janaína, verblüfft und fasziniert, Marcela kennen, Papa Italo und den ganzen Rest von Antônios buntscheckiger Familie, die ihr viele, aber wirklich viele Grüße schickten und schau, wie schön unser Enkelchen ist, aber was sagst du da, sie sind es, die uns sehen werden, wir sehen doch nicht sie jetzt, macht nichts, ich bin sicher, es ist wunderschön, nicht wahr, Norminha?

Auch mit Itátakûara zu sprechen und zu erklären, dass sie nicht nur sehr bald wieder aufbrechen würden, sondern dass sie viel mehr Spieler mitnehmen mussten, war nicht ganz einfach. Wieder nahm Antônio sein iPad zu Hilfe und zeigte einige Bilder der eben zu Ende gegangenen Tournee.

Der Häuptling war, obwohl jenes Ding ihn sehr ratlos machte, ausgesprochen verständnisvoll: „Antônio, du lebst seit langer Zeit bei uns, du bist ein Teil von uns. Das weißt du doch, nicht wahr?“

„Ja, ich weiß es. Ich bin es.“

„Dann solltest du auch wissen, dass ich nur der Alte des Dorfes bin, ich bin nicht Herr über das Schicksal irgendeines anderen außer meinem. Ich bin froh, dass du mir von eurem Plan erzählst, aber ihr müsst niemanden um Erlaubnis fragen. Wenn ihr fühlt, dass ihr diese Tat vollbringen müsst, kann ich euch nur wünschen, dass die Geister mit euch sind.“

Der schwierigste Teil des Gesprächs war es, Nüchternheit und Bescheidenheit zu wahren, während draußen vor dem Shabono das Tohuwabohu losbrach.

Moacir hatte die Forderungen von Rete Norte vollkommen verstanden. Deshalb hatte er seine Abenteuergefährten auch gebeten, noch ein wenig zu warten, bevor sie die Geschenke übergaben; er wollte zuerst die Dorfbewohner bei ihren alltäglichen Tätigkeiten fotografieren und filmen. Aber kaum hatte er eines seiner Handys aus dem Rucksack gezogen, ein paar Fotos geschossen und das Ergebnis auf dem Bildschirm gezeigt, hatte sich das Leben des Dorfes für immer verändert. Moacir musste sich jetzt dem Ansturm von Dutzenden von Leuten stellen, die darum wetteiferten, sich in den unwahrscheinlichsten Posen fotografieren zu lassen. Da der Schaden nun einmal angerichtet war, konnte man sie ebenso gut ein wenig beschwichtigen: Moacir gab seinen Freunden ein Zeichen, dass sie freie Bahn hatten, sie konnten tun, was sie wollten.

Als die erste Welle des Staunens und der Verwunderung über all die Geschenke vorüber war, „Wunderschön, das ist meins“, „Und was ist das?“, „Dann ist also alles wahr, was Antônio uns in all den Jahren erzählt hat!“, war die Zeit der Erzählungen gekommen. Kirimà erzählte von dem Ameisenbären, der genau unter dem Baum mit den roten Blüten geworfen hatte, Piata brachte sie auf den neuesten Stand über den Initiationsritus, der einen Mond zuvor stattgefunden hatte und bei dem viele junge Leute, wieder einmal, eine ausgezeichnete Figur gemacht hatten: „Wenn auch nicht auf unserem Niveau.“

Viel Interesse erregten auch die raschen Auswahlverfahren, geleitet von Piata, Antônio, Yamandé und Ubirajara, um zu entscheiden, wer die anderen sechzehn sein würden, die die Gruppe bildeten, die Brasilien herausfordern würde. Die glücklichen Gesichter der Hauptpersonen der ersten Reise waren eine große Reklame für das neue Abenteuer, das sie da vorschlugen: „Piraí hat sich so gut amüsiert, dass er dortgeblieben ist, um auf uns zu warten.“

Sehr wenige unter den Ausgewählten zeigten sich zögerlich, und am Ende willigten auch sie ein, angesteckt von der allgemeinen Begeisterung.

Aber im Mittelpunkt standen natürlich die Abenteuer der Gruppe der Jungen: ein Chor des Lobes für Antônios Familie, für Macapá und für Brasilien im Allgemeinen. Und wie in jedem Chor, unvermeidlich, auch die eine Stimme, die aus dem Chor ausscherte: die Itaúnas. Allen, die die Geduld hatten, ihm zuzuhören, erzählte Itaúna eine Fassung des Lebens in Macapá, die sich von dem idyllischen Bild, das die anderen malten, deutlich unterschied.

„Die Leere. Es ist überaus seltsam: es gibt gleichzeitig Leere und Durcheinander. Es gibt sehr viele Leute, viel mehr als im Dorf, und zu jeder Stunde des Tages und der Nacht gibt es einen sehr lauten Lärm, aber trotzdem ist es, als wäre es leer, als wären die Menschen voneinander entfernt. Es gibt sehr viele riesige Hütten, und darin wohnen nur wenige Menschen, manchmal zwei oder drei oder auch nur einer. Es gibt sehr wenige Bäume. Und diese wenigen Bäume sind alle klein, schlaff wie ein Mann, der Fieber hat. Und es gibt auch wenige Tiere. Und in dieser Leere gibt es das Seltsamste von allem: etwas, das sie Wind nennen. Es ist Luft, die sich bewegt, aber nicht wie hier. Sie bewegt sich stark, sie biegt die Bäume, wenn du dir eine Feder auf den Kopf steckst, nimmt sie sie dir mit einer unsichtbaren Hand weg, sie hat sogar eine eigene Stimme.

Und dann haben die Menschen eine Leidenschaft dafür, Filme zu machen, aber nicht wie die in Antônios Bildschirm. Manchmal tun sie in den Filmen so, als brächten sie sich um, und die Leute gehen in eine Art Shabono, um die Leute anzusehen, die so tun, als brächten sie sich um, und sind glücklich.

Und sie spielen Ball, ja, aber sie sind viel schwächer als wir. Unsere Kindermannschaft würde gegen ihre Erwachsenen gewinnen.

Aber vor allem: die Leute sind anders. Viele sind blass. Du weißt, dass man sagt, auch Antônio sei weiß gewesen, als er hier ankam. Aber diese sind noch heller, blasser als ein toter Fisch. Andere dagegen sind dunkel wie Holz nach dem Feuer. Sie sind schwarz wie die Nacht, auch bei Tag. Du schaust sie an und begreifst nicht einmal, ob sie ein Gesicht haben oder nicht. Und alle haben uns angeschaut, als wären wir die Seltsamen."

Es war also natürlich, dass Itaúna im Augenblick des Aufbruchs Antônio seine Entscheidung mitteilte: „Ich komme nicht mit."

„Wie, du kommst nicht mit? Und das Spiel gegen Brasilien? Und die Weltmeisterschaft?"

„Das Spiel werdet ihr auch ohne mich gewinnen. Die Weltmeisterschaft, da sind mir die lieber, die du uns hier als Kindern zu spielen beigebracht hast. Mögen die Geister mit euch sein. Grüßt mir Piraí."

Verfluchte Eile, dachte Antônio. Ich war vierzehn Jahre in der äußersten Ruhe, und jetzt muss ich alles im Laufschritt machen. So wie es in Macapá keine Zeit gegeben hatte, mit Piraí zu sprechen und ihn zu überzeugen, in den Urwald zurückzukehren, so gab es jetzt keine Zeit, mit Itaúna zu sprechen und ihn zu überzeugen, mit ihnen nach São Paulo zu kommen.

„In Ordnung, Itaúna. Wie du möchtest. Es tut mir sehr leid. Jetzt kann ich nicht, aber wir sehen uns bald wieder und werden viel reden."

„Ja."

Als sie im Morgengrauen aufbrachen, zweieinhalb Tage nach ihrer Ankunft, stand Itaúna in der ersten Reihe, um sie zu verabschieden, die Hand nach oben gestreckt und der Blick stolz, mit einer solchen Würde, dass jeder, der das prächtige Foto gesehen hätte, das Moacir schoss, gedacht hätte, er sei der Häuptling des Dorfes. Kaum aber war die Gruppe der dreiundzwanzig aus ihrem Blick verschwunden, landete eben diese Hand in Itaúnas Mund, der die folgenden zwei Stunden damit verbrachte, sich die Fingernägel zu kauen, wie er es seit seiner Kindheit nicht mehr getan hatte.

Es waren zwei Stunden wachsender Unruhe, die Itaúna damit zubrachte, in seinem Kopf alles wieder und wieder durchzugehen, was ihn in den vorangegangenen drei Monaten verstört hatte. Aber über die Bilder der riesigen und leeren Hütten, der Menschen mit den seltsamen Gesichtern, der dreihundert Spartaner, die einander abschlachten, schoben sich immer wieder die Bilder seiner Freunde, der Ballspiele, der wachsenden Zahl von Zuschauern bei ihren Spielen. Über die Erinnerung an den Lärm der Autos schob sich das Tosen des Publikums bei jedem Tor.

Itaúna schaute zum Himmel, viel heller als damals, als seine Freunde weggegangen waren. Sie sind seit langem fort, dachte er. Aber er dachte auch, dass eine Gruppe von dreiundzwanzig Leuten viel langsamer durch den Urwald vorankommt als ein einzelner Mann. Vor allem, wenn dieser Mann der ist, der den großen Einfall gehabt hat, den Weg zu markieren wie der Kleine Daumen. Und dann werden sie ziemlich viel Zeit verlieren mit dem Bau des… Gambone! Es ist kein Floß zu bauen! Er nahm den kleinen Rucksack, den er aus Macapá mitgebracht hatte, stopfte hastig ein wenig Essen hinein, lief zu Iracema und fand endlich den Mut, sie zu küssen, dann ging er zu Itátakûara: „Ich gehe ihnen nach. Vielleicht werden sie mich brauchen."

„Ganz gewiss", sagte Itátakûara, während der junge Mann schon laufend ins Dickicht des Urwaldes eindrang.

4.13 Monte Dourado

Ein atemloser, aber zufriedener Itaúna schaffte es, die Gruppe kurz vor ihrer Ankunft am Fluss einzuholen. Antônio war erleichtert, ihn zu sehen, aber das war nichts im Vergleich zu der Erleichterung, die er empfand, als er sah, dass Gambone, man weiß ja nie, wirklich auf sie gewartet hatte.

Kaum hatten sie den Fuß auf den großen Kahn gesetzt, der erste Kontakt mit der Außenwelt, teilte sich die Gruppe sofort in zwei. Auf der einen Seite die Neulinge, die zum ersten Mal einen Fuß außerhalb des Urwaldes setzten, auf der anderen Seite die Erfahrenen. Jetzt, wo Antônio darüber nachdachte, waren die Jungen wirklich mutig gewesen, von den allerersten Augenblicken an. Mutig, ihre Welt zu verlassen, und unerschrocken darin, eine neue zu umarmen, ohne besondere Ehrfurcht. Aber sie waren nie so selbstsicher erschienen, wie sie es jetzt im Vergleich zu den anderen waren. Es war komisch zu sehen, wie jene paar Bootsfahrten auf dem Rio und dem Jari genügten, damit sie sich als die weltweit größten Fachleute für Flussschifffahrt fühlten. Vom Rest ihres Aufenthalts in Macapá und von der Tournee ganz zu schweigen, die sie in neue Magellane verwandelt hatte. Der Chor der Stimmen war unaufhörlich, das Hauptthema eine Abwandlung des klassischen Themas „Ach, der Jari ist auch nicht mehr das, was er mal war“, was Antônio sehr amüsierte und auch Gambone, dem Antônio hin und wieder Brocken des Gesprächs übersetzte.

„Ach, diesmal haben wir das Boot schon fertig, aber das letzte Mal mussten wir es uns selbst bauen. Erinnerst du dich, Jaci?“, sagte Ubiratan.

„Klar, nur ein Verrückter könnte das vergessen. Und was für ein Boot. Darauf zu fahren war ganz anders. Gefährlicher, aber auch lustiger.“

„Und als die Hängematte mit Yamandé drin fast ins Wasser gerutscht ist und wir sie nur um Haaresbreite erwischt haben?“, warf Cauê ein.

Daran erinnerte sich Antônio nicht, aber vielleicht war es passiert, während er schlief.

„Und dann haben wir die ganze Nacht Wache gehalten, um die *jacaré* zu verscheuchen“, fügte Moacir hinzu.

Das ist ganz sicher nicht passiert, dachte Antônio, der sich allerdings nicht einmischte, weil er neugierig war zuzuhören.

Als sie bei der Erzählung vom Wasserfall ankamen, war es fast unmöglich, etwas zu verstehen, weil alle – einschließlich eines unwahrscheinlichen Yamandé – ihre eigene Fassung der Geschichte erzählen wollten, einander unterbrachen und die Stimmen der Gefährten übertönten. In dieser neuen Fassung der Erzählung war jeder von ihnen ins Wasser gesprungen, um das Floß zu retten, oder hatte etwas ebenso Entscheidendes für den Erfolg der Expedition getan. Und die Sache war die, dass es, kleine Einzelheiten beiseite, wirklich so gewesen war. Sie waren alle heldenhaft und entscheidend gewesen, und Antônio musste gegen den Kloß ankämpfen, der sich ihm im Hals bildete.

Der Wasserfall war allerdings auch der Anlass für die erste Enttäuschung der Gruppe der Neuen. Gambone hatte ihn sorgfältig umfahren, und obwohl er vorgeschlagen hatte, einen Umweg zu machen, als sie schon daran vorbei waren, um ihn zu bewundern, hatte Antônio sich dagegen ausgesprochen, weil er so bald wie möglich in Monte Dourado ankommen wollte: schon so waren die Marschzeiten überaus straff, und er wollte versuchen, die Jungen so wenig wie möglich zu ermüden. Die Entscheidung wurde von allen hingenommen, aber unter den Neulingen begann sich der Verdacht zu regen, „die Erfahrenen“ hätten die Gelegenheit genutzt, um ein bisschen zu übertreiben.

Es war Piata, der diesen Zweifeln Stimme gab, kaum dass die ersten Dächer von Monte Dourado auftauchten.

„Das ist alles? Nach euren Erzählungen schien es wer weiß was, und stattdessen ist es nur ein bisschen größer als unser Dorf. Seid ihr sicher, dass ihr euch nicht alles geträumt habt?“, sagte er, halb im Scherz und halb im Ernst.

Die anderen Neulinge, geschlossen wie ein Mann hinter ihrem Sprecher, nickten überzeugt. Aber Yamandé und die anderen beschränkten sich darauf zu kichern: „Du wirst schon sehen. Ihr werdet schon sehen.“

Die Ankunft in Monte Dourado hätte sich nicht stärker vom vorigen Mal unterscheiden können. Damals waren sie schweigend angekommen, fast verstohlen. Jetzt erwartete sie am Kai ein ziemlich stattliches Häuflein Neugieriger – das rasch an Zahl zunahm, sobald sich die Nachricht ihrer bevorstehenden Landung herumsprach – und auch eine gute Anzahl Fernsehkameras. Zum Glück hatte Antônio im Voraus an diese Möglichkeit gedacht und beschlossen, den Stier bei den Hörnern zu packen. Wenn das erste Grüppchen der sieben sich ziemlich schnell an das brasilianische Leben hatte anpassen müssen, so würden diese es noch schneller tun müssen: vielleicht war die einzige Lösung, ihnen nicht einmal die Zeit zu geben zu begreifen, was da geschah. Deshalb hatte er auf dem Boot Shorts und T-Shirts für alle verteilt, um wenigstens das Problem der Massennacktheit zu vermeiden, und hatte auch angefangen, die Neuankömmlinge Fußballschuhe anprobieren zu lassen.

Noch bevor sie anlegten, brach vom Kai der Sprechchor los: „Jaci! Piraí! Cauê und Moacir! Spanier, Argentinier, stärker sind wir!“ Antônio verstand zunächst nicht, dann lächelte er und begann mit der Hand zu winken, während viele der Jungen sich eingeschüchtert zum Heck des Bootes drängten, als wollten sie den Kontakt mit dieser schreienden Menge so lange wie möglich vermeiden.

Kaum an Land, suchte Antônio George in der Menge. Er machte ihn fast sofort aus, ein wenig abseits, damit beschäftigt, einem seiner Kollegen Anweisungen zu erteilen. Sie begrüßten sich, beschlossen aber mit einem Zeichen in gegenseitigem Einvernehmen, dass sie für die ersten Interviews warten würden, bis sie an einem ruhigeren Ort wären. In der Menge glaubte Antônio auch den irren Blick jenes verrückten Journalisten zu sehen, der ihn interviewt hatte, oder besser gesagt, der sich das Interview ausgedacht hatte, kaum dass sie nach Macapá zurückgekehrt waren, Pippo, Pispo, wie hieß er noch. Im Grunde war alles, was da geschah, irgendwie auch sein Verdienst, ertappte sich Antônio bei dem Gedanken, auch wenn Dankbarkeit für eine solche Figur zu empfinden jedenfalls über seine Fähigkeiten hinausging.

Umringt vom Tross der Fans, gingen sie zusammen mit George und seinem Team zur Pousada, an deren Schild für diesen Anlass das Spruchband „Al pelourinho – Offizielle Pousada der Indio-Nationalmannschaft Brasiliens“ aufgehängt worden war. Auf der Schwelle erwarteten sie sie wie zwei Wächter: auf der einen Seite der Arzt, der sich um die Impfungen kümmern sollte, und auf der anderen der Senhor Armando, dem Gesita zur Erinnerung an das vorige Mal die Ehre gewährt hatte, der einzige Gast der Pousada zu sein, der nicht zur Expedition gehörte.

„Willkommen!“, sagte Armando und hob sein *cerveja*. „Wartet, ich gehe Gesita holen.“

Aber das war überhaupt nicht nötig. Wenige Sekunden später erschien die Wirtin der *Pousada*, vom Lärm der Menge herbeigerufen, auf der Schwelle mit einem breiten Lächeln, das die Kameras von Rete Norte suchte und sofort fand. Sie machte der ganzen Bande weit ausholende Zeichen einzutreten und begrüßte sie alle einen nach dem anderen, während sie hereinkamen, die einen schüchtern, die anderen dreist.

Der Letzte, der eintrat, als auch das Fernsehteam schon drinnen war, war Moacir, der aus dem Rucksack eine wunderschöne Blume zog, die er im Dorf gepflückt hatte, und ihr in einem Portugiesisch, das verriet, dass es dutzendfach geübt worden war, sagte: „Das ist für Sie, Dona Gesita“, empfangen von einem Jubelgebrüll, das aus dem Inneren der *Pousada* kam.

„Das ist für Sie, Dona Gesita“ war rasch zum geflügelten Wort der Gruppe geworden. Schon als sie auf dem Boot waren und den Proben Moacirs beiwohnten, hatten einige mehrmals darum gebeten, diese Gesita zu beschreiben, und ihm geholfen, den portugiesischen Satz zu lernen, indem sie ihn gemeinsam wiederholten, mit verschiedenen Betonungen. Andere hatten sich darauf beschränkt, neugierig zu beobachten, was da vor sich ging, wieder andere, vor allem die Mitglieder der ersten Expedition, hatten eine scherzhaftere Haltung eingenommen, und jedes Mal, wenn man zur Beschreibung Gesitas kam, wurden zahlreiche Einzelheiten hinzugefügt, vor allem zum Erscheinungsbild der Kleidung, von der sie wussten, dass sie von den neuen Entdeckern nicht ganz begriffen werden würde.

„Ja, schön, schade um diese großen Palmblätter, die ihr aus den Ohren wachsen…“ oder „Schön? Seid ihr sicher? Solange sie in dem Stamm versteckt bleibt, aus dem nur Hände und Füße herausragen, wüsste ich es nicht zu sagen…“ und so weiter.

Aber als sie alle drinnen waren, trat Eçaí zu Moacir und sagte halblaut zu ihm: „Du hattest recht, sie ist schön. Sehr seltsam, aber schön.“

„So ist auch der Rest der Welt, du wirst sehen.“

4.14 Ruhe

„Thiago!“

„Ja, Coach.“

„Schau mich genau an.“

Thiago schaute ihn an, ohne zu verstehen, was es da zu sehen gab, ahnte aber schon das Herannahen irgendeines mehr oder weniger absurden Auftrags.

„Komme ich dir anders vor?“

„In welchem Sinn?“

„Ich weiß nicht, komme ich dir vor wie vorher? Wie vor einem Monat?“

„Entschuldigen Sie, Coach, aber ich verstehe nicht.“

„Nein, Thiago, ich bin es, der nicht versteht. Ich schaue in den Spiegel und mir scheint, ich bin immer noch derselbe, abgesehen von diesem verfluchten gebrochenen Arm. Aber innen bin ich nicht mehr ich, ich habe Angst, dass die Außerirdischen mich entführt und durch eine ruhigere, gesetztere, gelassenere Ausgabe ersetzt haben.“

„Ah, ich verstehe. Nein, ich garantiere Ihnen, Sie sind immer noch derselbe.“

„In dem Sinn, dass ich immer noch stinksauer bin?“

„Aber nein, ich meinte nicht…“

„Eben nicht, Thiago. Eben nicht. Ich werde überhaupt nicht sauer. Aber ich müsste. In drei Tagen beginnt die Weltmeisterschaft, und ich weiß immer noch nicht, mit welcher Mannschaft ich spielen werde. Das heißt, ich weiß es, aber man hat mir die förmliche Erlaubnis, sie zu nominieren, noch nicht gegeben. Und schon allein die Tatsache, dass ich irgendjemandes Erlaubnis einholen muss, um auszuwählen, wen ich zur Weltmeisterschaft mitnehme, schau her, allein das würde schon reichen, um dich zu bitten, mir einen Knüppel zu kaufen, damit ich alles kurz und klein schlage. Aber damit ist es noch nicht zu Ende, nein. Diese Schwachköpfe verlangen, dass ich, 48 Stunden vor dem Auftaktspiel, sie auch noch ein Spiel bestreiten lasse gegen eine Mannschaft von… von… von… Leuten, die in ihrem Leben noch nie einen Fußballplatz gesehen haben. Ist dir das klar?“

Thiago schwieg, er wusste, dass seine Rolle in solchen Fällen nur die war, dazustehen, um dem Coach den Eindruck zu ersparen, mit sich selbst zu reden.

„Ich dachte, das wäre alles Blödsinn, um sich bei der Nation lieb Kind zu machen. Und ich dachte, wenigstens dieser andere, dieser Tarzan des Fußballs, hätte so viel gesunden Menschenverstand, dorthin zurückzukehren, wo er hergekommen ist, und dort zu bleiben. Aber nichts da. Hallo, wir kommen heute Abend an, wir sehen uns morgen um zwei auf dem Platz, wie die Kinder. Und ich, statt alles kurz und klein zu schlagen, sitze hier, die Ruhe selbst.“

Na ja, dachte Thiago, ohne den Mund aufzumachen.

„Ich schaue diesen Trotteln zu, wie sie versuchen, alles zu ruinieren, und ich schaue ihnen mit Abstand zu, als wäre das Bein, an das dieser Hund gerade pisst, nicht meines.“

Welcher Hund, wollte Thiago gerade fragen, hielt sich aber gerade noch rechtzeitig zurück.

„Na gut, wenigstens ist es mir gelungen, sie zu überzeugen, nur eine Halbzeit zu spielen, so wird, wer auch immer gewinnt (wer auch immer, dass ich nicht lache), nicht zu erschöpft sein, wenn er gegen Kroatien spielt. Aber wenn einer von diesen Indigenen einem der Meinen wehtut, schwöre ich, dass ich das Napalm nehme und ihnen den ganzen verdammten Urwald abfackle.“

4.15 Großer leuchtender Vogel

Antônios Anweisungen hätten nicht klarer sein können: „Stillhalten und still sein. Stillhalten wie wenn man eine Beute erspäht, und still sein wie wenn man eine Beute erspäht. Einfach, oder?“

Nein, nicht einfach. Im Gegenteil, sehr schwierig.

Die unglaubliche Aufregung des ersten Fluges, Monte Dourado unter ihren Augen immer kleiner werden zu sehen, der Anblick des unermesslichen Urwaldes von oben, hatte alle wieder auf dieselbe Ebene gebracht: es gab keine Erfahrenen und Unerfahrenen mehr, keiner von ihnen war je zuvor auf den großen leuchtenden Vogel gestiegen, und Antônio selbst hatte ihn vor sehr vielen Jahren nur zweimal genommen. Aber der erste Flug war kurz gewesen, und der Lärm des kleinen Flugzeugs, das fast so sehr knarrte wie Gambones Boot, war so stark und lästig gewesen, dass er jede andere Empfindung dämpfte. Sie hatten in Macapá Zwischenstation gemacht, wo sie einen völlig aufgeregten Piraí aufgelesen hatten, und ein weiterer kurzer Flug, den sie fast die ganze Zeit mit den Händen auf den Ohren verbrachten, hatte sie nach Belém gebracht.

Im modernen Flughafen von Belém war der Abstand zwischen Veteranen und Neulingen wieder groß und sichtbar geworden. Antônios Plan, die vier Stunden Aufenthalt zu überleben, eine Ewigkeit, bestand darin, jedem Veteranen zwei oder drei der Neuankömmlinge in Obhut zu geben, um sie so unter Kontrolle zu halten.

Die große Glasfront ging auf das Rollfeld hinaus, auf dem sich träge ein paar Flugzeuge bewegten. So groß, so glänzend, so mächtig, man hätte sie stundenlang anschauen können. Aber wenn man den Blick hob, konnte man dem neuen und schrecklichen Schauspiel des Horizonts beiwohnen: eine dunkle Linie begrenzte das Sichtbare, der Rand des Urwaldes, und ganz hinten links unterbrach eine dünne Säule grauen Rauchs den Blick und schenkte der Sicht Tiefe.

Die erste Stunde verging so, damit, sich mit dem Vorhandensein eines so großen Glases vertraut zu machen und damit, dass es, wie oft wiederholt wurde, nicht überall Bäume gab, dass all dieser Raum ohne Pflanzen fast unbegreiflich war. Wir können es schaffen, wiederholte sich Antônio oft, während er weiter auf die Uhr schaute und mehr als einen Stich Heimweh nach dem Leben im Urwald verspürte.

Die zweite Stunde begann mit einem Miauen, das keinem der Anwesenden auffiel, außer natürlich jener Gruppe überaus geschickter Jäger, die die eben aus dem Urwald gekommenen Jungen waren. Sie bewegten sich behutsam um die Sessel des Terminals herum, unfähig, die Herkunft des Lauts auszumachen wegen des weiten Raums, der ein Echo erzeugte, das sie verwirrte. Am Ende machte Jerujeru sie ausfindig, schon berühmt für sein feines Gehör und für seine großen Hände, gut versteckt in dem Weidenkorb, den ihre Besitzerin für einen Augenblick auf einem Sessel gelassen hatte. Als Antônio seine Jungen sich so bewegen sah, war er sofort alarmiert gewesen, aber ein rascher Blick auf Cauê und Yamandé beruhigte ihn: auch nach ihrem Urteil war es nichts Ernstes. Dann hörte er plötzlich das Miauen, sah den Weidenkorb und die immer größere Gruppe, die sich darum drängte, und begriff.

„Es ist ein Jaguarjunges!“

„Schwarz?“

„Es gibt schwarze Jaguare, ich habe davon reden hören.“

„Aber es ist klein!“

„Das ist bestimmt gerade erst geboren.“

„Aber es wirkt groß, ich kann es nicht erklären, es wirkt wie ein erwachsenes Junges.“

„Es macht auch einen sehr seltsamen Laut.“

„Warum ist es da drin eingesperrt?“

„Ich befreie es jetzt…“

Antônio kam zu spät, ebenso wie die ahnungslose Besitzerin, die vielleicht wegen des Aufruhrs aus der Toilette gekommen war und sich inmitten eines Dutzends Jungen wiederfand, die abenteuerlich ihrer Katze nachjagten, welche es unterdessen für richtig befunden hatte, auf einen der Tragbalken des Gebäudes zu klettern und sich in nicht weniger als fünf Metern Höhe hinter einer Metallverkleidung zu verstecken.

„Ich gehe!“ Yamandés unverwechselbare Stimme erklang in der weiten Halle.

„Nein, Yamandé…“ begann Antônio mit äußerst besorgter Stimme zu sagen.

„Mach dir keine Sorgen, mir wird nichts passieren.“

„Yamandé, ich sage es dir mit aller Liebe, die ich für dich empfinde. Wenn du versuchst, auf diesen Balken zu steigen, bringe ich dich u…“

Antônio beendete den Satz nicht. Yamandé hatte die Katze schon erreicht, die ihm sogleich ihre ganze Verachtung mit Krallenhieben auf den Unterarmen bewies.

Es brauchte eine gute halbe Stunde Entschuldigungen, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Antônio dachte an tausend Argumente, um Yamandé für diese Tat zu tadeln, beschloss aber, alles für sich zu behalten. Warum ist es mir das letzte Mal nicht so schwer vorgekommen?

Aber im Mittelpunkt der folgenden Stunde stand die Toilette, als bei Antônio die ersten Meldungen über die verschiedenen Bedürfnisse der Jungen eintrafen. Obwohl die jungen Leute der ersten Welle die Aufsicht führten und obwohl Antônio wie ein Mantra wiederholte „Stillhalten und still sein. Stillhalten wie wenn man eine Beute erspäht, und still sein wie wenn man eine Beute erspäht“, schien die Begeisterung angesichts der Wasserhähne, die von allein Wasser spuckten – und schon die in der *Pousada* hatten sie verblüfft, nie hätten sie gedacht, dass es eine noch seltsamere Art gäbe, Wasser hervorquellen zu sehen –, angesichts der riesigen Spiegel, der Form der blütenweißen Schüsseln (aber wenn wir sie benutzen, werden sie ganz schmutzig, man wird mit uns schimpfen!), der Warmluftdüsen zum Händetrocknen, unbezähmbar; so sehr, dass sich der eine oder andere erst an die Bedürfnisse erinnerte, als er schon an Bord des Flugzeugs war.

Der Schrei, mit dem im Dorf Alarm geschlagen wird, erklang plötzlich im Terminal: ein sehr großes glänzendes Flugzeug landete gerade, funkelnd im Widerschein der Sonne; die Jungen liefen ungeordnet zur Glasfront, einer prallte geradewegs gegen das Glas, einer war entzückt, einer verängstigt, einer fragte, wo sein Bogen sei. Zum Glück nahmen Moacir und Cauê die Lage in die Hand und begannen einen Kurzvortrag, mit dem sie Antônio bewiesen, dass sie verschiedene Gesichtspunkte der Luftfahrt sehr gut erfasst hatten, die er selbst in der Sprache nur mit großer Mühe hätte darlegen können.

Der Augenblick war voller Magie: zwei Indios erklärten in einer Sprache voller Gesten, Triller und Quieklaute alles, was sie über Flugzeuge wussten, einem Publikum aus einer Gruppe Unkontaktierter, die soeben zum ersten Mal ihr Dorf verlassen hatten. Die anderen Reisenden, die Wachen und die Angestellten hatten ihre Aufmerksamkeit schon seit Stunden auf diese so ungewöhnliche Gruppe gerichtet, und jetzt wohnten sie einer Szene bei, die großes Theater gewesen wäre, wäre da nicht die Tatsache gewesen, dass niemand spielte.

Antônio hatte abseits seine Zuversicht wiedergefunden, ja er amüsierte sich geradezu, vor allem gestärkt durch die Tatsache, der Einzige zu sein, der alle Erklärungen verstand und sie richtig einordnen konnte.

„Sie erklären, wie die Flugzeuge funktionieren, oder?“, fragte George, der mit ihnen reiste und unterdessen zu ihm getreten war.

„Sie tun ihr Bestes“, antwortete Antônio lächelnd.

„Die Gesten versteht man mehr oder weniger, es sind die Laute, die wirklich seltsam sind.“

„Ja? Du meinst, man versteht sie? Ich habe große Mühe gehabt, sie zu lernen, sie gehören zur Sprache, weißt du? Derselbe Laut, begleitet von einer anderen Geste, kann etwas ganz anderes bedeuten.“

„Ja, das glaube ich. Aber wenn sie auf das Flugzeug zeigen, wenn sie die Arme ausbreiten, um den Flug anzuzeigen, das versteht man.“

Die Besitzerin der Katze trat ihrerseits näher, neugierig geworden, und fand den Mut, die Frage zu stellen, die ihr seit mehreren Stunden im Innern eingeschlossen war: „Wer sind Sie? Was sind Sie?“

Antônio dachte einige Sekunden nach und antwortete dann: „Eine Fußballmannschaft, meine Dame.“

„Oh, Sie sind diese Mannschaft? Die, von der das Fernsehen gesprochen hat?“

„Ich glaube ja, ich habe in letzter Zeit nicht ferngesehen, wissen Sie, aber ich glaube ja, wenn sie von einer Mannschaft gesprochen haben, denke ich, dass wir es sein könnten.“

„Aber habe ich falsch verstanden, oder werden Sie bei der Weltmeisterschaft spielen?“

„Wir werden es versuchen, meine Dame, wir werden es versuchen.“

„Und die Jungen sind…“ sie machte eine Handbewegung, die ein bisschen die ganze Gruppe anzeigte, „die da?“

„Ja, das sind die da.“

Die Dame schien mit der Antwort zufrieden, sann nur einen Augenblick nach und entfernte sich. Dann überlegte sie es sich anders und kam zu Antônio zurück, nahm seine Hand, sagte „Alles Gute. Sie gefallen mir. Ich bin sicher, Sie werden Erfolg haben. Wirklich alles Gute“ und kehrte erst dann zu dem Sessel neben ihrer Katze zurück, zufrieden.

Als endlich ihr Flugzeug kam und sie sich in der glühenden Brise zum Einsteigen anstellten, entspannte sich Antônio: wir haben es fast geschafft, noch eine letzte Anstrengung.

„Werden wir jetzt wieder nah an die Sonne kommen?“, fragte Jaguarìuna Moacir, der von der Frage ein wenig überrascht wurde und eine Weile darüber nachdachte.

„Weißt du was? Ich glaube, die Sonne ist magisch. Vorhin habe ich sie aus dem Flugzeug heraus angeschaut, und sie war nicht größer und auch nicht heißer. Wir nähern uns, aber sie bleibt gleich, das heißt doch, dass sie magisch ist, oder?“

Jaguarìuna machte die Geste, die „ich weiß es nicht“ bedeutet, während Antônio sie zum zweiten Mal durchzuzählen begann.

„Stimmt etwas nicht, Antônio?“, fragte George.

„Mir fehlt einer“, sagte Antônio ratlos, „ich zähle noch mal, weil ich nicht sicher bin.“

„Wenn du willst, helfe ich dir.“

„Ja, danke.“

Und so mussten sie nach all den Stunden des Wartens dreimal zählen und nachzählen, um gemeinsam zu dem Schluss zu kommen: Ja, es fehlte tatsächlich einer.

Sie fanden Icicaribá in einer der Toiletten eingeschlossen, mit dem Rücken an eine der Trennwände gelehnt, die Augen tränenüberströmt – ein seltenes Ereignis unter den Erwachsenen des Dorfes.

„Wir müssen gehen, Icicaribá, wir müssen Ball spielen gehen.“

Icicaribá schaute Antônio mit leerem Blick an und brauchte eine Weile, um seine Worte aufzunehmen.

„Antônio…“ Da war etwas, das er sagen wollte, das er aber nicht auszudrücken vermochte; er machte weit ausholende Gesten mit den Händen, als wollte er etwas anzeigen: „Antônio…“ Dann gelang es ihm endlich, das scharf zu stellen, was er wissen wollte: „Gibt es dort, wo wir hingehen, Bäume?“

Antônio half ihm aufzustehen, legte den Arm um seine Schultern und begleitete ihn langsam zur Tür.

„Es gibt nicht viele, aber es gibt viele andere Dinge, die uns beschützen können. Glaubst du, dass du es schaffst?“

Icicaribá ging langsam und mit gesenktem Kopf und dachte angestrengt nach.

„Sie beschützen uns? Schaffen sie es, uns zu beschützen?“

„Ja, ich gebe dir mein Wort.“

„Dann ja, ich glaube, ich schaffe es.“

4.16 Geschichte

Kann ein Spiel ohne Geschichte sein und zugleich in die Geschichte eingehen? Die Zuschauer, die im Morumbi-Stadion von São Paulo anwesend waren, hätten zugestimmt: Ja, das ist möglich.

Die letzte Frist, um über die Nominierungen zu entscheiden, war, wie alle wussten, auf den 11. Juni festgesetzt worden, den Tag vor Beginn der Weltmeisterschaft. Aber in Erwartung der Nachricht, ob und wann Antônios Gruppe aus dem Urwald zurückkommen würde, war die Organisationsmaschinerie im Standby geblieben (Fachjargon dafür, dass niemand irgendetwas getan hatte): es war weder ein Termin für das Spiel festgesetzt worden, das entscheiden sollte, wer zur Weltmeisterschaft fahren würde, und schon gar nicht waren Eintrittskarten in den Verkauf gegangen.

Inzwischen tat sich selbst ein Krieg schwer damit, zehn Tage lang die Hauptnachricht zu bleiben, und erst recht eine buntscheckige Gruppe Indios, die zwei Tage, nachdem sie ins nationale Rampenlicht gerückt waren, in den Urwald zurückgekehrt waren. Die kurze Aufmerksamkeitsspanne des Publikums hatten der Countdown zur Weltmeisterschaft, der inzwischen fast abgelaufen war, und die Zunahme der Anti-WM-Proteste in den großen Städten in Beschlag genommen. Kaum war Asu Ka'a – entgegen den Vorhersagen vieler – aus dem Urwald wieder aufgetaucht, hatte man in aller Eile ein verfügbares Stadion gesucht, Radio und Fernsehen hatten wieder angefangen, die Nachricht zu bringen, und an den Kassen hatte man sich für einen politischen Preis entschieden, aber das Ergebnis war, dass beim Anpfiff das Morumbi halb leer war und vor dem Fernseher eine Zuschauerzahl saß, wie sie für ein Freundschaftsspiel typisch ist.

Nach zehn Minuten allerdings begannen die brasilianischen Telefonleitungen millionenfach dieselbe Nachricht zu transportieren und zu wiederholen: siehst du das Spiel? Wahnsinn, mach sofort den Fernseher an. Und eine große Menge der Bewohner des Viertels strömte zum Stadion in der Hoffnung, rechtzeitig zu kommen, um wenigstens einer Minute eines Ereignisses beizuwohnen, das gerade in die Geschichte des Fußballs einging.

In den ersten fünf Minuten des Spiels hatte die Mannschaft der Indios Brasilien schon zwei Tore eingeschenkt, den Berufsspielern, die zwei Tage später bei der Weltmeisterschaft das grün-goldene Trikot tragen sollten. Gewiss, alle Stars fehlten, das hier war die Reserve der Reserve, aber es waren immerhin Spieler von internationalem Format: dass eine Mannschaft von Unbekannten sie mit dieser Leichtigkeit abfertigte, war verblüffend. Die Indios hatten stark auf den Überraschungseffekt gesetzt: sie hatten sich von den ersten Spielsekunden an in den Angriff gestürzt und sofort mit einem phänomenalen Weitschuss von Jaci getroffen. Kaum hatten sie angestoßen und begriffen, was gerade geschehen war, da hatte Brasilien das zweite Tor kassiert, erzielt von Cauê und entstanden aus einer Gemeinschaftsaktion, aufgezogen nach einem Schema, das keiner der Brasilianer auf dem Platz je zuvor gesehen hatte.

Dann hatte Asu Ka'a ein wenig Luft geholt und Brasilien hatte anzugreifen versucht, aber viele von den Indios, die sich bis fünf Minuten zuvor wie Stürmer verhalten hatten, verteidigten jetzt, als wären sie im eigenen Strafraum geboren, und das hatte bei den ohnehin verstörten Brasilianern zusätzliche Verwirrung erzeugt. Eine mühelose Parade von Moacir, gefolgt von einem blitzschnellen Konter, hatte das Ergebnis in der fünfzehnten Minute locker auf drei zu null für die Indios gebracht.

Vor dem Spiel hatten sich die beiden Trainer auf den Vorschlag des Coachs Gonçalves geeinigt, das Entscheidungsspiel über 45 Minuten auszutragen. Was als besonnene taktische Entscheidung des erfahrenen Coachs erschienen war, um seine Mannschaft im Hinblick auf das WM-Auftaktspiel nicht auszulaugen, war jetzt der Nagel im Sarg der Möglichkeit, überhaupt an der Weltmeisterschaft teilzunehmen. Dreißig Minuten schienen nicht auszureichen, um das Ergebnis zu drehen, und ehrlich

gesagt war der Eindruck, dass, selbst wenn sie noch drei Stunden gespielt hätten, das Einzige, was hätte dabei herauskommen können, ein noch spektakulärerer Sieg der Indios gewesen wäre. Und so kam es: beim Schlusspfiff war das Ergebnis auf vier zu null für Asu Ka'a gestiegen, ohne dass Brasilien es noch einmal geschafft hätte, die Gegner in Verlegenheit zu bringen.

Und während alle zweiundzwanzig auf dem Platz und alle Ersatzspieler sich fassungslos umschauten, wenn auch aus zwei entgegengesetzten Gründen, waren auf den Rängen schon die ersten, ungeordneten Sprechchöre zu Ehren der Jungen von Asu Ka'a zu hören.

Am Spielfeldrand interviewte der Sonderberichterstatter von „Bom Dia Copa do Mundo" den Coach Gonçalves; neben ihnen warteten der Präsident des Verbandes und Antônio darauf, an die Reihe zu kommen.

„Nein, ich stimme nicht zu", erklärte Gonçalves gerade, „das ist keine Niederlage Brasiliens, höchstens der x-te Beweis dafür, dass unser einziges Problem im Fußball die Qual der Wahl ist."

Antônio hörte den Worten des Coachs zu – dem man zugestehen musste, dass er es mit großer Gelassenheit aufnahm –, aber zerstreut, beschäftigt, wie er damit war, die Empfindungen im Zaum zu halten, die ihm durch den Kopf wirbelten. Und vor allem beschäftigt damit, in wenigen Sekunden eine Rede vorzubereiten, die nicht zu aufgeblasen klingen sollte, aber auch nicht zu kleinlaut: schließlich war er seit wenigen Minuten – Wahnsinn, ich muss es mir wiederholen, weil ich es nicht glauben kann – der Trainer, der Brasilien bei der Weltmeisterschaft führen würde. Etwas über die Indios, etwas über Brasilien, etwas über den Wert der Besiegten; ich sag ja nicht, eine Rede, die in die Geschichte eingeht, aber auch nichts Peinliches. Denk nach, Antônio, denk nach.

Unterdessen ging das Mikrofon an den Präsidenten des Verbandes.

„…und die richtigen Worte des Coachs Gonçalves müssen uns in den nächsten vier Wochen leiten. Heute gibt es kein besiegtes und kein siegreiches Brasilien, heute hat eine Gruppe von Spielern bewiesen, dass sie es mehr verdient als eine andere, unser großes Land bei der Weltmeisterschaft zu vertreten, und so wird es sein."

Bravo, schöne Worte, dachte Antônio.

„Natürlich ist die Sprache ein Hindernis, aber in Übereinstimmung mit dem Coach Gonçalves dachten wir daran, dem Senhor Almeida vorzuschlagen, sich der Mannschaft anzuschließen, in der Rolle des Dolmetschers und, allgemeiner, des Fachmanns für indigene Angelegenheiten. Wir sind sicher, dass es uns auf diese Weise gelingen wird, die Fähigkeiten jedes einzelnen der Beteiligten bestmöglich zur Geltung zu bringen, und dass wir diesen fantastischen Jungen erlauben werden, uns bestmöglich zu vertreten."

Hä?

Alle Worte, die Antônio sich zurechtgelegt hatte, verschwanden augenblicklich, ihm schien, als sähe er sie vor seinen Augen verdampfen. Er begriff, dass er gesprochen hatte, erst als er den Berichterstatter sich bedanken und die Leitung ins Studio zurückgeben hörte, aber er hatte nicht die geringste Ahnung, was er gesagt hatte.

Kapitel 5

5.1 Regeln

Es ist, als sagte man dir, du hättest im Lotto gewonnen, aber um den Gewinn abzuholen, musst du dir einen Knüppel ins Gesicht schlagen lassen. Nein, doch nicht, eher, als könntest du im schönsten Haus der Welt wohnen, aber der Eingang stänke, und es gäbe keine Möglichkeit, den Gestank loszuwerden. Nein, auch nicht.

Antônios Verstand, seit fast einer Stunde im Zustand der Umnebelung, kam wieder ans Licht, indem er sich an eine seiner alten Theorien klammerte: Vergleiche tragen nur bis zu einem gewissen Punkt, und jenseits davon werden sie rasch zu Schwachsinn. Aber wozu sie überhaupt anstellen? Vergleiche sollten dazu dienen, etwas zu erklären, das schwer zu begreifen ist. Seine Lage war zum Kotzen, aber sie war nicht schwer zu begreifen.

Nun ja, in der Kabine fehlte es nicht an fragenden Blicken. Die Jungen der zweiten Welle taten sich schwer zu verstehen, was da vor sich ging: für sie war die Weltmeisterschaft noch immer jene Sache, von der Antônio oft gesprochen hatte und die sie als Kinder in ein schönes Spiel verwandelt hatten, und Brasilien war jener Ort, an dem man hin und wieder „Das ist für Sie, Dona Gesita“ sagen musste, der Spruch, den Moacir in die Welt gesetzt hatte.

Die von der alten Garde dagegen verstanden sehr wohl, und ihre Reaktionen schwankten zwischen Staunen, Empörung und Zorn.

„Aber was heißt genau, dass von jetzt an der da unser Anführer ist und dass wir tun müssen, was er sagt?“

„Es heißt, was es heißt, Moacir. Oder kann ich unsere Sprache nicht mehr?“ Antônio wusste, dass die Jungen keinerlei Schuld traf und dass es nichts nützte, ätzend zu sein, aber er tat sich schwer, sich zurückzuhalten.

„Ich nehme an, dass der Coach Gonçalves gleich mit seinen Assistenten hierherkommen wird“, fuhr Antônio fort, „und uns erklären wird, was jetzt zu tun ist. In welches Hotel wir gehen, wie wir trainieren, was wir essen, mit welcher Taktik wir die nächsten Spiele bestreiten, alles.“

„Was wir essen?“, sagte Itaúna mit einem Staunen, das mehr als alles andere darauf abzielte, eine Reaktion Piraís hervorzurufen, der ihn stattdessen mit einer teils ergebenen und teils „was willst du von mir“-Miene ansah.

Yamandés Aufmerksamkeit galt dagegen ganz dem fußballerischen Gesichtspunkt: „Und mit welcher Taktik willst du spielen? Wir gehen hin und gewinnen, wie wir es bisher immer gemacht haben.“

„Das hier ist die Weltmeisterschaft, Yamandé, das ist etwas ganz anderes. Die Gegner sind viel, viel stärker.“

„Aber wir haben Brasilien 4 zu 0 geschlagen, in einer einzigen Halbzeit!“

Antônio hatte keine Zeit, ihn darüber nachdenken zu lassen, dass das gewiss kein legendäres Brasilien gewesen war, sondern eine blasse und matte Kopie davon, denn schon hatten Brejauva und Eçaí das Gespräch woandershin verlagert.

„Warum müssen wir die Behausung wechseln? Wo wir gestern geschlafen haben, war es wunderschön!“

„Genau! Wir sind jetzt Brasilien! Brasilien muss am schönsten Ort schlafen.“

Antônio lächelte bei dem Gedanken, dass das kleine Hotel, in dem sie untergebracht gewesen waren (das Budget von Rete Norte erlaubte keinen übertriebenen Luxus), ihnen, die als einzigen Vergleichsmaßstab Gesitas *Pousada* hatten, als der Gipfel des Luxus erschien. Er erklärte nichts, sie würden es binnen weniger Stunden von selbst begreifen, aber er stellte bitter fest, wie wenig es bei manchen brauchte, um zu verwöhnten Stars zu werden.

Dann klopfte es wie vorhergesehen, und in die Kabine traten der Präsident des Verbandes, der Coach Gonçalves und ein Schwarm anderer Unbekannter, empfangen von zwei oder drei „Das ist für Sie, Dona Gesita“, schuld daran war vielleicht das Missverständnis, diese Formel für einen allgemeinen Gruß gehalten zu haben, oder vielleicht die allgemeine Verwirrung wegen all dieser plötzlichen Gespräche auf Portugiesisch. Tatsache ist, dass sich, während Gonçalves sprach, in seinem Kopf endgültig die Überzeugung verfestigt hatte, eine Gruppe von Idioten vor sich zu haben.

Die Jungen hörten in völligem Schweigen die Worte des Präsidenten und des Coachs und Antônios Übersetzung an. Aber kaum hatte sich die Tür wieder geschlossen und waren sie wieder allein, brach in der Kabine das Chaos los.

„Heute Nacht müssen wir früh schlafen gehen? Aber ich wollte feiern!“

„Ich wollte mir das Dorf ansehen gehen. Als wir im Flugzeug flogen, habe ich sehr hohe Hütten gesehen, ich will sie aus der Nähe sehen.“

„Und dieser Wahnsinn, dass wir uns nicht bemalen dürfen?“

„Aber wirklich? Ich dachte, das wäre ein Scherz.“

„Schau dir Antônios Gesicht an, mir scheint nicht, dass er scherzt.“

„Aber ich habe immer noch nicht verstanden, wer gesagt hat, dass wir tun müssen, was der da sagt, und nicht machen können, was uns passt.“

„Diese Welt ist eben so gemacht“, sagte Cauê kurz angebunden, „ich habe verstanden, dass sie das Regeln nennen. Mir kommen sie alle blöd vor.“

Das Handy der Mannschaft klingelte. Moacir reichte es Antônio, der es noch widerwilliger nahm als sonst. Bevor er abnehmen konnte, ging die Kabinentür wieder auf und Gonçalves’ Gesicht erschien erneut, mit diesem verdammten Lächelchen von ihm, zusammen mit jenem anderen jungen Mann, der immer bei ihm war und von dem man nicht wusste, ob er resignierter oder unterwürfiger wirkte.

„Almeida, oder vielmehr: Antônio. Darf ich Sie Antônio nennen? Wir sind jetzt in derselben Mannschaft. Können Sie meinen Spielern sagen, dass sie das Stadion noch nicht verlassen dürfen? Ich würde sie so bald wie möglich ins Hotel bringen, aber leider gibt es eine ganze Reihe bürokratischer Formalitäten zu erledigen. Wir haben in aller Eile den Direktor des zentralen Einwohnermeldeamts von São Paulo einbestellt, er wird so bald wie möglich hier sein. Danke.“

Antônio starrte auf die Tür, die sich gerade hinter Gonçalves geschlossen hatte.

MEINE Spieler?

Dann klingelte das Telefon erneut. Antônio schaute es an, fast ohne es zu sehen, wog es in der Hand und schleuderte es dann mit aller Kraft, die er hatte, gegen die Wand.

Auf der anderen Seite der Tür verstärkte sich Gonçalves' Lächelchen.

„Hast du dieses Geräusch gehört, Thiago? Es scheint, dass Almeida und ich wenigstens eine Sache gemeinsam haben."

5.2 Vertrauen

„Vorhin ging er nicht ran, jetzt heißt es, er sei nicht erreichbar“, sagte Isabel und legte das Telefon hin.

„Er wird in diesem Augenblick genug um die Ohren haben. Versuch es später noch einmal“, sagte Robert, der auf dem Sofa saß und sich die Berichte im Fernsehen ansah, voller Kommentatoren, die noch immer nicht fassen konnten, was eben geschehen war.

„Ja, ich versuche es später noch einmal. Aber was für eine Ungerechtigkeit. Was für eine ungeheure Ungerechtigkeit, ihm die Rolle des Trainers wegzunehmen. Armer Antônio, als sie ihn interviewt haben, wirkte er wie in Trance. Ich glaube, man hatte ihm nichts gesagt und er hat es dort erst an Ort und Stelle erfahren.“

„Dafür hast du gerade das Problem der Finanzierung der Stiftung gelöst.“

„Was meinst du damit?“

„Nun, so absurd es klingt, Asu Ka’a Futebol hat sich gerade das Recht erspielt, zur Weltmeisterschaft zu fahren. Ich weiß nicht genau, wie viel Geld ihnen zusteht, aber es geht ohne Zweifel um große Summen. Fast tut es mir leid, meinen Chefs nicht ein paar Scheinchen abzuknöpfen, ich hatte mehr als eine halbe Idee, ihnen ein Sponsoring vorzuschlagen…“

Isabel öffnete den Browser in ihrem Telefon und machte eine schnelle Suche: „Du hast recht. So aus dem Stand habe ich Brasilien nicht gefunden, aber hier steht, dass den qualifizierten Mannschaften rund sechs Millionen Dollar zustehen. Donnerwetter! Das ist wirklich eine schöne Menge Geld. Ich weiß nicht, ob es an den Verband oder direkt an die Spieler geht, aber ihnen wird sicher ein schönes Stück davon zufallen.“

„Oder das hoffe ich wenigstens“, fügte sie gleich darauf hinzu.

„Warum sagst du das?“

„Nun, Antônio hat mir erzählt, dass es anfangs mit Rete Norte Probleme mit der Bezahlung der Jungen gegeben hat, der Direktor hatte sogar versucht, sie überhaupt nicht zu bezahlen.“

„Was für ein Arschloch!“

„Allerdings. Und dann wird es sicher bürokratische Probleme geben, weißt du, mit der Sache, dass diese Jungen offiziell noch nicht einmal ein Dokument haben, eine Geburtsurkunde, ein Bankkonto…“

„Praktisch haben sie nicht einmal einen Namen!“

„Wie meinst du das?“ Daran hatte Isabel nie gedacht.

„Also, doch, sie haben einen, aber weißt du, die Tradition, sich den Namen auszusuchen, der aufs Trikot kommt. Das ist etwas, das ich an euch Brasilianern immer bewundert habe: es sagt viel über die Haltung, mit der ihr an den Sport herangeht, als wäre er noch das Spiel von damals, als man Kind war.“

Isabel fühlte sich von dem Kompliment geschmeichelt. Sie mochte es, wenn Robert, deutscher Architekt von echtem Schrot und Korn, irgendeinen Vorzug ihres Brasiliens hervorhob; es ließ sie die gemeinsamen Wurzeln jener Menschheit spüren, deren Sinn ihr allzu oft entglitt.

„Aber weißt du, sie sind nur in dem Sinn Brasilianer, dass sie innerhalb unserer Grenzen geboren sind, ich bezweifle, dass sie diese besondere Tradition von uns kennen."

„In Anbetracht dessen, wie sie Ball spielen, würde es mich wundern, wenn sie sie nicht kennten. Ich bin sicher, Almeida hat ihnen davon erzählt. Aber sag mal, du hast vorhin gesagt, dass sie nicht einmal ein Bankkonto haben. Aber wie ist ihnen dann das Geld von Rete Norte überwiesen worden?"

„Es ist alles auf Antônios Konto überwiesen worden."

„Ah", machte Robert. Ein „Ah" von sehr klarer Bedeutung.

„Nein, hahaha, denk nichts Falsches! Es ist alles bis auf den letzten Real auf ein Konto weitergeleitet worden, das wir für die Stiftung eröffnet haben."

„Hm, okay."

„Warum machst du dieses Gesicht? Was überzeugt dich nicht?"

Robert dachte einige Sekunden darüber nach. Er hatte fast sofort begriffen (fast), dass zwischen Antônio und Isabel nichts war, worüber er sich hätte Sorgen machen müssen. Die Leidenschaft, die Isabel in die Gespräche legte, die ihn betrafen, kam von ihrem Wesen, das so gefühlvoll war, dass es an Rhetorik grenzte (und nicht selten mitten hineinfiel), sowie natürlich von dem Interesse, das in ihr seit einiger Zeit gegenüber dem Geburtsland wieder erwacht war. Für Isabel war Antônio nur der Blasebalg, um dieses erneuerte Interesse anzufachen. Robert begriff das, und deshalb hatte er bis zu jenem Augenblick jeden Zweifel ihm gegenüber für sich behalten. Aber jetzt ging es um etwas, das die Stiftung betraf, mehr als Antônio, und so beschloss er zu sprechen.

„Verzeih die Frage, aber wissen die Jungen von der Existenz der Stiftung?"

„Aber natürlich wissen sie es!", antwortete Isabel empört, fast ohne ihn die Frage beenden zu lassen. Aber Robert ließ sich nicht einschüchtern.

„Ich habe mich schlecht ausgedrückt, entschuldige. Was ich meine, ist, dass junge Indios, die ihr ganzes Leben im Amazonas-Urwald verbracht haben und erst vor drei Monaten daraus hervorgekommen sind… Also, mir scheint es seltsam, dass sie sich ihrer Lage so vollständig bewusst sind. Es gibt im Urwald ja nicht den Amazonas-Anzeiger, der sie über das Problem der Abholzung oder über die Lage der Indios im heutigen Brasilien unterrichtet."

„Also?", fragte Isabel in einem zugleich abwehrenden und angriffslustigen Ton.

„Also fällt es mir auf, dass sie beschließen, ihr erstes Geld in die Lösung eines Problems zu stecken, von dem sie bis vor drei Monaten wahrscheinlich nicht wussten, dass sie es haben."

Bevor Isabel etwas sagen konnte, fuhr Robert fort: „Ja, und jetzt, wo ich darüber nachdenke, fällt mir noch mehr auf, dass ihnen der Begriff des Geldes klar ist. Insbesondere, dass ihnen der Begriff der Geldmenge klar ist. Dass sie, angenommen, sie können zählen, konkret begreifen, und ich betone konkret, worin der Unterschied zwischen dreitausend Reais und dreihunderttausend besteht."

Isabels Gesicht verhieß nichts Gutes. Robert hob die Hände und fühlte sich verpflichtet, seinen Gedanken weiter zu erläutern.

„Hör zu, ich will nichts unterstellen. Ich schwöre es dir. Ich weiß selbst nicht recht, was ich sagen wollte. Ich bin sicher, dass diese eure, diese deine Initiative das Beste für sie ist. Dass sie… aber wir haben es gerade gelesen, oder? Wir haben gelesen, dass ihnen jetzt ein Haufen Geld zufließen wird. Und wenn sie dann bei der Weltmeisterschaft weiterkommen – und sie haben gerade gezeigt, dass sie die Fähigkeiten dazu haben –, wird noch mehr davon kommen. Und ich bin hundertprozentig sicher, dass man sich in diesem Augenblick in den wichtigsten Werbeagenturen der Welt die Hände reibt. Wenn sie übermorgen zufällig Kroatien schlagen, glaubst du, dass da nicht die Spielervermittler aus aller Welt kommen und versuchen, sie unter Vertrag zu nehmen? Und ich spreche nur von den ehrlichen Leuten. Weißt du, wie viele Haie da draußen sich gerade die Zähne schärfen bei dem Gedanken an dreiundzwanzig Jungen, die nicht einmal den Begriff des Geldes haben und plötzlich reich geworden sind?“

Isabel stand auf, strich sich die Haare zurecht und ging zum Fenster von Roberts Büro. Er sorgte sich vor allem um sie, begriff sie. Ihr kamen die Verse aus *Hamlet* in den Sinn: „Kein Borger sei und auch Verleiher nicht; sich und den Freund verliert das Darlehn oft, und Borgen stumpft der Wirtschaft Spitze ab.“

Aber was Robert nicht hatte, oder hatte und nicht beachtete, war ihr Instinkt. Sie wusste, sie fühlte wie eine Stimme, die zu ihrem Herzen als Frau und als Brasilianerin sprach, dass das das Richtige war. Sie fühlte, dass das Dorf zu schützen, jenes unberührte Stückchen Urwald zu verteidigen, die beste Art war, jene Jungen und ihre Welt, ihre Umwelt, ihre Familien gerade vor den Haien zu schützen, von denen Robert sprach. Aber sie konnte nicht mit ihm darüber sprechen, der Instinkt war kein Argument für Robert.

„Vertrau mir“, beschränkte sie sich nach einem langen Schweigen zu sagen, „ich weiß, was ich tue.“

Robert nahm diese Worte als das Zeichen, dass es Zeit wäre, das Gespräch auf ein anderes Thema zu verlagern. Aber er hatte einen Gedanken vorher nicht vollständig ausdrücken können, und seinen Gedanken zu klären war ein höheres Bedürfnis.

„Also, das war genau das, was mich ratlos machte: ihren Urwald zu schützen ist das Richtige. Aber jemanden vor einer Gefahr zu schützen, deren er sich nicht voll bewusst ist, ist etwas, das Eltern mit Kindern tun. Das hier sind Männer. Männer, die aus einer besonderen Lage kommen, aber Männer. Sind wir, seid ihr sicher, dass sie nicht danach verlangen, ihr ganzes Hab und Gut für Frauen und schnelle Autos zu verprassen, wie ihre Kollegen aus den anderen Ländern? So sehr es gewiss ein Jammer wäre, es wäre ihr volles Recht, es zu tun, wenn das ihr Wille wäre. Das ist es, wozu ich dich, wozu ich euch auffordern wollte: euch ihres Willens zu vergewissern. Ihres, nicht eures, so gut gemeint er auch sein mag.“

„Du hast recht. Ich bin sicher, dass Antônio sie fragen wird oder sie schon gefragt haben wird, und um sicherzugehen, werde ich sie auch fragen. Aber du hast auch damit recht, dass sie Männer sind und keine Kinder. Ich bin ganz sicher, dass sie schon von selbst gut begriffen haben, dass von jetzt an der Spaß aufhört.“

5.3 Paolorossi

„Aber wieso Paolorossi? Verarscht mich dieser Idiot jetzt auch noch?“

Die Erledigung der bürokratischen Formalitäten war dank der Hilfe des Direktors des Meldeamts von São Paulo, César Azevedo, glatt gelaufen. Überraschend glatt. Offenbar gab es schon ein Standardverfahren, um aus dem Urwald herausgekommene Indios mit einem Ausweisdokument und der brasilianischen Staatsbürgerschaft auszustatten. Antônio hatte bei sich festgestellt, dass er in seinem Leben noch nie so wenig Mühe mit einem Behördenvorgang gehabt hatte, und nichts würde ihm die Vorstellung aus dem Kopf schlagen, dass das ausschließlich ihrem neuen Status als Spieler der Seleção zu verdanken war. Einen Augenblick lang war ihm auch so vorgekommen, als kennten Azevedo und Gonçalves’ Assistent einander, aber was auch immer der Grund für dieses reibungslose Verfahren war, einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul.

Dann aber war der Augenblick der fußballerischen Bürokratie gekommen: die Trikotnummern zuzuweisen und den Namen anzugeben, den jeder von ihnen im folgenden Monat auf dem Rücken tragen würde. Da hatte Antônio entdeckt, dass die Arbeit des Dolmetschers überaus anstrengend sein konnte. Ja, er übersetzte seit mehr als drei Monaten vom Portugiesischen in die Sprache und umgekehrt, aber jetzt war es sehr anders. Abgesehen davon, dass die Tatsache, gerade einen Vertrag unterschrieben zu haben, die ganze Dynamik veränderte, und dass die Personen, für die zu übersetzen war, vorher sieben und jetzt dreiundzwanzig waren, war das, was ihn am meisten in Schwierigkeiten brachte, zu übersetzen und dabei die Beleidigungen abzuschwächen oder ganz zu zensieren, die Gonçalves und die Jungen einander ohne das Wissen des jeweils anderen zuwarfen.

„Er sagt, er will wissen, ob du es ernst meinst oder ihn auf den Arm nimmst.“

„Natürlich meine ich es ernst, ich bin ja kein Hanswurst wie er.“

„Er sagt, er meint es ernst.“

Nach längerem Hin und Her war klar geworden, dass Yamandé unbeugsam sein würde. Dank Antônio kannte er die brasilianische Tradition ganz genau, statt der Namen die Spitznamen zu verwenden, und ebenfalls dank Antônio kannte er auch die Geschichte von Paolo Rossi, der nach langer Abwesenheit wenige Tage vor Beginn der Weltmeisterschaft 1982 zurückgekehrt war und dann Italien zum Triumph geschleppt hatte: Yamandé hoffte, dass es ein gutes Omen wäre, seinen Namen anzunehmen.

„Dieser Aufgeblasene sieht sich schon als Weltmeister, was? Er will die Geschichte von Paolo Rossi nachspielen, was? Dann spielen wir sie eben ganz nach: in den ersten drei Spielen hat Paolo Rossi miserabel gespielt, und da wir schlau sind und schon alles im Voraus wissen, gehst du übermorgen, mein hübscher junger Mann, auf die Bank.“

Kaum hatte Antônio Gonçalves’ Entscheidung zu Ende übersetzt, senkte sich in der Kabine Eiseskälte herab. Zahlreiche herausfordernde Blicke wurden ihm zugeworfen, aber Gonçalves hielt allen stand, und als er fragte, ob sonst noch jemand eine schöne Idee für den Namen auf dem Trikot habe, antwortete einige Sekunden lang niemand und viele Augen senkten sich zum Kabinenboden.

Dann stand Jaci auf und sagte: „Ich möchte auf dem Trikot Marcos schreiben. Ich bin sicher, dass es ihn freuen wird.“

Antônio suchte in seinem geistigen Archiv der großen Sportstars, wer dieser Marcos sein mochte, und erinnerte sich dann an die Jungen aus den *baixadas*, mit denen Jaci Ball gespielt hatte, und an jenes kleine Kind, das gut Elfmeter schoss. Er erklärte die Sache Gonçalves, der nichts einzuwenden hatte, und das brachte ein wenig Ruhe in die Kabine zurück.

„Sonst noch jemand?“

„Sonst noch jemand?“

Cauê bemerkte eine wiederhergestellte Eintracht und hob den Arm, um das Wasser erneut aufzuwühlen: „Ich möchte Yaia schreiben. Ihr verdanken wir es, dass wir hier sind. Und außerdem ist sie sehr schön.“

Antônio wandte sich betrübt an Gonçalves: „Er möchte Yaia heißen.“

„Und warum?“

„Ich habe es nicht verstanden.“

„…Aber das ist doch ein Scherz?“

„Hoffen wir.“

„Mein Gott. Hilf du uns.“

„Cauê, meinst du das im Ernst?“

Cauê antwortete mit einem vielsagenden Blick: „Glaubst du wirklich, dass ich mir einen Frauennamen auf das Trikot setzen will?“

5.4 Mauern

Moacir
Marcos
Piata

Ubirajara
Itaúna
Tainì

Ubiratan
Jaguarìuna
Icicaribá

Cauê
Piraí

„Ich hatte nicht verstanden, dass wir gegen die Alten spielen müssen.“

„Das sind keine Alten, die sind alle viel jünger als Antônio.“

„Es sind Alte. Manche haben sogar diese Haare am Kinn, wie Antônio. Und außerdem, was hat das damit zu tun, sie sind jünger als Antônio, aber Antônio ist sehr alt: wenn ihr es euch überlegt, ist es, als hätte er zwei Leben gelebt, und im ersten war er schon alt.“

„Antônio hat jedenfalls gesagt, wir sollen sie achten, weil diese…“

„Alten?“

„…Spieler alle sehr stark sind und alle in dem Europa spielen, das ein sehr alter und ferner Ort ist.“

Antônio hielt die Augen in der Nachmittagssonne geschlossen. Das Geplauder, das von den Jungen kam, die wenige Meter von ihm auf der Bank saßen, geschwätzig wie Klatschbasen, lenkte ihn angenehm von einer gewissen Beklemmung ab: er fühlte sich nicht sehr ruhig wegen der Streitereien, die bis fünf Sekunden vor dem Verlassen der Kabine weitergegangen waren.

„Wer weiß, wie es ist, dieses Europa, was? Und wer weiß, wie es ist, dieser Ort, Kroatien…“

„Wie viele Leute es gibt, kommen die alle aus demselben Dorf?“

„Nein.“

„Ja.“

„Man sagt Stadt.“

„Vielleicht kommen die Weißroten alle aus derselben Stadt. Es sind sehr wenige.“

„Es sind nicht sehr wenige, es sind viel mehr als wir, ich meine als wir im Dorf.“

„Vielleicht ist Kroatien ein sehr großes Dorf.“

„Man sagt Stadt.“

„Ruhe, Ruhe, eine Musik fängt an!“

„Was für eine Musik ist das?“

„Es ist der Festgesang von Kroatien, ich erinnere mich nicht, wie man auf Portugiesisch sagt…“

„Irgendwas National, wie ‚Nationalklang‘, ‚Nationalgesang‘…“

„Hymne“, flüsterte Yamandé, „Nationalhymne.“

„Ah, richtig.“

„Richtig.“

„Da.“

„Jetzt ist die von Brasilien dran, erinnert ihr euch daran?“

„Antônio hatte sie hin und wieder gesungen.“

„Ich erinnere mich nicht.“

„Ruhe, sie fängt an.“

„Ruhe!“

Aufrecht stehend sang Antônio ein wenig unsicher die Nationalhymne. Unsicher, weil er sich nicht gut an alle Worte erinnerte, weil er von der Ergriffenheit des Ereignisses überwältigt war, von einem Stadion voller Menschen, die mit ihm die Eröffnungshymne der Weltmeisterschaft sangen, und auch, weil ihm klar wurde, dass seine Jungen die Einzigen waren, die die Worte der Hymne nicht kannten, außer Piraí und Cauê, die sich irgendwie an ein paar davon erinnerten, und dass diese Szene im Fernsehen keine gute Reklame für sie sein würde.

„Alle haben gesungen, es war sehr schön.“

„Mir zittern die Beine vor Ergriffenheit, ich glaube, es ist, weil wir uns den Körper nicht bemalt haben.“

„Ich fühle mich ohne bemalten Körper auch leer, schwach.“

„Ja.“

„Ich auch.“

„Moacir hat sich bemalt.“

„Er hat sich bemalt? Wirklich?“

„Ja, nicht im Gesicht, aber am Körper und an den Armen. Mit einem von diesen Stiften von Antônio. Er muss das Gewand tragen, das ihn ganz bedeckt, er hat gesagt, niemand wird es merken.“

Er muss das Getümmel in der Kabine ausgenutzt haben, dachte Antônio, ich hatte nicht bemerkt, dass er es getan hatte.

Die Jungen waren vom Coach Gonçalves in einem klassischen 4-4-2 aufgestellt worden, aber trotz Antônios Bemühen, seine Anweisungen so gut wie möglich zu übersetzen, war mehr als ein Murren und mehr als eine Klage aus den Spielern hervorgebrochen.

„So spielt man nicht“, hatten sie protestiert, „das ist nicht das Ballspiel!“

Antônio hatte es nicht übers Herz gebracht, diese Art von Argumenten dem Coach der ruhmreichsten Nationalmannschaft der Geschichte getreu zu berichten, und hatte sich darauf beschränkt, seinen eigenen Jungen zu sagen, dass sie auch mit dieser Aufstellung auf dem Platz ihr Bestes würden geben müssen.

„Stören euch diese Schuhe mit den Zähnen nicht?“

„Stollen“, verbesserte Yamandé.

„Sehr.“

„Mich nicht sehr, aber es tut mir leid, dass ich hingefallen bin, als sie uns aufgehalten haben, bevor wir auf den Platz gegangen sind.“

„Es war rutschig.“

„Sehr.“

„Ich wäre auch fast hingefallen.“

„Einer von Kroatien hat angefangen zu lachen.“

„Ich habe es nicht gesehen!“

„Es ist, weil wir uns nicht bemalt haben.“

„Du hast recht.“

„Es stimmt.“

Sie waren komisch anzusehen, gut eingepackt in ihre Kapuzenjacken und mit den Kapuzen bis über die Augen gezogen: zum ersten Mal erlebten sie eine Temperatur unter fünfundzwanzig Grad und hatten Antônios Erklärung annehmen müssen, dass nein, sie seien nicht krank, das nenne man „kühl“ oder, wenn ihnen das lieber sei, „kalt“. Und zum ersten Mal hatten sie begriffen, worin ein sinnvoller Zweck der Kleidung bestehen konnte. Aber während die Jungen auf der Bank kommentierten, schienen die auf dem Platz mehr darauf bedacht, sich den Anweisungen anzupassen und bis vier zu zählen, als gegen die Kroaten zu spielen, die mit einem regelrechten Sturmangriff begannen. Besonders Jaci, der gewohnt war, sehr weit umherzustreifen, schien sich sehr unwohl dabei zu fühlen, den reinen Außenverteidiger geben zu müssen, immer denselben Mann verfolgen zu müssen, sich auf eine in seinen Augen so eng begrenzte Zone des Feldes beschränken zu müssen. Und vielleicht war es auch Antônios Schuld, der ihm gesagt hatte, er müsse sich vergewissern, dass die Verteidiger immer vier waren und immer eine Linie bildeten: er verbrachte mehr Zeit damit, zu rufen und zu zählen und auszurichten und nachzuzählen, als damit zu spielen.

In der fünften Minute der ersten Halbzeit stand Gonçalves schon puterrot da und brüllte Beleidigungen, die Antônio von der Bank aus – ihm war es nicht erlaubt aufzustehen (und technisch gesehen auch nicht, mit den Spielern zu sprechen, außer wenn es zu übersetzen galt) – so gut er konnte weiterzugeben versuchte. Von jenem Augenblick an sollte der Refrain „IDIOTENIDIOTENIDIOTEN!“, alle paar Minuten den Hintergrund der ersten Halbzeit bilden.

„Die schlagen die Unseren.“

„Und der Schiedsrichter pfeift nie.“

„Da, schau, wieder ein Tritt gegen Tainì.“

„Der war heftig.“

„Wenn Tainì dieses Gesicht macht, heißt das, dass er große Schmerzen hat.“

„Und trotzdem, schau, wie er läuft!“

„Bravo Tainì!“

„Los!“

„Ein Ellbogen!“

„Ubiratan!“

„Er blutet!“

„Der Schiedsrichter macht ihm die Zeichen rauszugehen.“

„Ja“, warf Antônio ein, „man muss dafür sorgen, dass er aufhört zu bluten, sonst kann er nicht spielen.“

„Wirklich?“

„Und warum?“

„Ja, warum?“

„Antônio…“ fragte Ubiratan verwirrt, während man ihm die Nase versorgte, „wie machen wir das? Sie schlagen uns und der Schiedsrichter pfeift nicht!“

„Ihr seid nicht konzentriert, auch während der Tournee ist mal jemand hart eingestiegen, aber ihr habt euch nie beklagt.“

„Heute ist es anders.“

„Ja, das sehe ich.“

In der zehnten Minute der ersten Halbzeit entwickelte sich eine kroatische Aktion die linke Außenlinie entlang. Piata rutschte in der Nähe der Mittellinie aus (er hatte sich noch nicht ganz daran gewöhnt, Schuhe tragen zu müssen) und ließ einen Pass zu Kovadric durchsickern, der, fast auf der

Grundlinie, eine sehr scharfe Flanke losschickte. Jaci zog gerade zur Mitte hin ein und versuchte, zwei Stürmer zu decken, die sich prompt gelöst hatten. Der Ball, der sich in einen Wald von Beinen geschoben hatte und von Mitspielern und Gegnern berührt und abgefälscht worden war, tauchte vor seinen Füßen auf, und er, der keine Möglichkeit hatte, seinen Lauf zu stoppen, traf ihn und ließ ihn im eigenen Netz landen.

„Nein!“

„Wie hat er das gemacht!“

„Er hat ihn nicht kommen sehen!“

„Eins zu null!“

„Für die!“

„Nein!“

Eine fremde Stille senkte sich über das Stadion von São Paulo und über die ganze Nation. Die wenigen Tausend Kroaten auf den Rängen explodierten vor unerhoffter und unbezähmbarer Freude. Gonçalves sackte mit finsterem Blick auf der Bank zusammen, Jaci gestikulierte und schrie in seiner eigenen Sprache man weiß nicht was. Antônio schaute seine verstörten Spieler an, auf dem Platz und auf der Bank: was da geschah, war nicht gerecht, seine Jungen konnten viel besser spielen als so. Die Lage, in der er sich befand, ließ ihm fast keinen Spielraum, aber er musste etwas tun.

Das Spiel ging mit einem vorsichtigeren Kroatien weiter, und das erlaubte Brasilien zu atmen und Gonçalves, sich zu beruhigen.

„Eine Herde Idioten“, flüsterte er Antônio mit unterdrücktem Knurren zu, „wir sind zur Weltmeisterschaft gekommen, um mit einer Herde Idioten zu spielen.“

„Was sagt der Coach?“

„Er wiederholt immer dasselbe Wort.“

„Was bedeutet es?“

In jenem Augenblick begriff Antônio, was zu tun war. Es ist eine verrückte Idee, aber sie könnte funktionieren, dachte er. Ich muss nur den richtigen Augenblick abwarten.

„Hast du gesehen, dass es Alte sind? Ich hatte es dir gesagt!“

„Sie spielen nicht mehr, sie warten in der Mitte auf uns, um uns zu schlagen.“

„Sie laufen nicht mehr wie vorher.“

„Sie sind müde.“

„Ja, weil sie alt sind.“

Tatsächlich war man trotz des verworrenen Beginns bis zur fünfundzwanzigsten Minute ohne weitere große Schrecken gekommen: Jaci schien beschlossen zu haben, die ihm erteilten Anweisungen zu

missachten und weiter vorn zu spielen zu beginnen, und je mehr Zeit verging, desto mehr Mut fasste er; inzwischen schaffte er es, regelmäßig zur Flanke zu kommen und trotzdem in der Absicherung da zu sein.

Der Erste, der seinem Beispiel folgte, war Cauê, der es satthatte, dort vorn abgeschnitten zu bleiben, und anfing zurückzukommen, um Bälle zu erobern. Und zwei Spieler Antônios auf der linken Seite reichten mehr als aus, um einen „vergifteten Pfeil“ anzusetzen.

In der neunundzwanzigsten Minute brachte der x-te Vorstoß Jacis den kroatischen Trainer, beunruhigt von seiner offenkundigen körperlichen Frische, dazu, den Schwerpunkt der Mannschaft zu ihm hin zu verschieben. Das gab Cauê mehr Raum, als er nötig hatte: ein genauer Pass, ein plötzlicher Antritt, und der Pfeil schnellte gerade und unhaltbar ins untere linke Eck des sehr großen, aber langsamen kroatischen Torwarts.

Das Fest brach los. Das brasilianische Publikum, das nach dem kassierten Tor unter Schock zu stehen schien, holte mit einem Schlag wieder Luft, und ein befreiender Schrei erschütterte die Fundamente des Stadions selbst. Die Bank sprang auf, und die Jungen begannen auf ihre Weise zu feiern, während Antônio, höchst konzentriert, sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ. Er nahm Ubiratan und Piraí beiseite und erteilte ihnen binnen einer Minute, indem er vorgab, Gonçalves’ Anweisungen zu übersetzen, alle Vorgaben, die er konnte. Als das Spiel weiterging, folgten die Jungen dem 4-4-2 nicht mehr, auch wenn Gonçalves es nicht zu bemerken schien.

„So ist es besser.“

„Ja.“

„Man kann den lautlosen Jaguar machen.“

„Und noch einen vergifteten Pfeil.“

„Und da hinten ist auch Platz für einen zu straff gespannten Bogen.“

„Bravo Ubiratan! Er hat es auch gemerkt!“

„Ja!“

In der vierzigsten Minute nahm der kroatische Sechser Modolic in der Mittelfeldzone den Ball auf und kam mit einem überraschenden Antritt bis ins letzte Drittel, wo er von Jaguarìuna gestellt wurde und zu Boden ging.

„Er hat sich fallen lassen.“

„Das ist kein Foul.“

„Hat der Schiedsrichter gepfiffen?“

„Aber das war kein Foul!“

„Sie sind alt, sie fallen leichter.“

„Aber er ist nicht gefallen, er hat sich fallen lassen!“

Die brasilianischen Spieler schauten einander ungläubig an, ohne recht zu wissen, was zu tun war. Um die Sache noch komplizierter zu machen, schrie Moacir, man solle keine Mauer stellen und die Sicht auf den Ball frei lassen. Die kroatischen Spieler selbst trauten ihren Augen nicht.

„Was sagt der Idiot im Tor?“, fragte Gonçalves, der die Antwort schon kannte.

Antônio überging ihn betont, aber von der Bank schrien seine Jungen schon vergeblich: „Mauer! Mauer! Moacir! Stell eine Mauer! Pass auf, die schießen fast so hart wie wir!“

Der Freistoß, ohne jemanden davor, ging schnell und genau in den Winkel. Moacir gelang es mit all seinen fast übermenschlichen Reflexen, sich zu strecken und die Kugel gerade so weit zu streifen, dass sie aufsehenerregend an der Latte endete. Es war eine Frage von einem Zentimeter gewesen.

Gonçalves schien inzwischen der Schatten seiner selbst. Er saß seitlich gedreht auf der Bank, redete vor sich hin und warf nur selten einen Blick auf das Spielfeld.

In der Pause vervollkommnete Antônio seine Idee. Statt Gonçalves’ Feuerworte gewissenhaft zu übersetzen, erfand er ein Umdenken des Coachs und gab den Jungen Anweisungen, wie sie sich auf dem Platz aufstellen sollten, auf eine Weise, die dem, was sie gewohnt waren, viel ähnlicher war, wobei er auch die Auswechslung von Tainì ausnutzte, dem der Schlag vom Beginn der Partie noch wehtat, gegen Brejauva.

Die zweite Halbzeit begann mit einem Vorstoß Piraís auf der rechten Seite: nachdem er zwei Mann ausgespielt hatte, drang er in den Strafraum ein, wo Lovruka es schaffte, ihm mit einer verzweifelten Grätsche eine Hundertstelsekunde vor dem Schuss den Ball wegzuschnappen. Ein vollkommen regelgerechter Einsatz, auch wenn Piraí, vom Schwung getragen, spektakulär zu Boden ging. Der Schiedsrichter hatte allerdings keine Zweifel: er pfiff Elfmeter für Brasilien.

Antônios Jungen hatten die ganze erste Halbzeit mit einer sehr zurückhaltenden Haltung gespielt, sowohl gegenüber den Gegnern als auch gegenüber den Entscheidungen des Schiedsrichters, die sie zuweilen hingenommen hatten, ohne ihre Bedeutung zu verstehen. Aber in der zweiten Halbzeit hatte sich etwas geändert. Sie stürzten in Massen zum Schiedsrichter und protestierten kräftig, und trotz der Verständigungsschwierigkeiten wurde den anwesenden Zuschauern und den weltweit zugeschalteten bald die Natur der Proteste klar: sie behaupteten, es sei kein Elfmeter, der Schiedsrichter habe sich geirrt, weil Piraí von allein gefallen sei; sie schrien: „Kein Elfmeter! Nein, nein!“

Cauê schrie auch: „Ungerecht! Ungerecht!“

Das feiernde Publikum verstand nicht, was da geschah, und ebenso wenig verstand es Gonçalves, der beim Pfiff des Schiedsrichters aufgeschossen war.

Der Schiedsrichter, von einer Lage vollkommen unvorbereitet getroffen, die es wahrscheinlich noch nie zuvor auf einem Fußballplatz gegeben hatte, reagierte instinktiv, indem er Piata verwarnte und Icicaribá des Feldes verwies, dessen Proteste besonders hitzig waren, bevor er sich mit dem Linienrichter und dem vierten Offiziellen beriet: der Elfmeter musste in jedem Fall ausgeführt werden.

Cauê übernahm den Schuss, während ein Stadion und ein ganzer Planet sich fragten, was er vorhatte. Gonçalves, der inzwischen stand, schrie nur noch Vokale ohne jede weitere Artikulation, während Cauê mit flammenden Augen nicht einmal Anlauf nahm und den Ball langsam zum Torwart schob, der ihn parierte, indem er ihn mit einem Fuß anhielt und sogleich ins Seitenaus schickte.

Das Publikum hielt lange den Atem an, Cauê rührte sich nicht: die Kroaten, die Brasilianer, niemand wagte zu mucksen, auch Gonçalves selbst blieb versteinert. Bis in einem Block ganz oben im Oberrang ein Junge zu klatschen begann, den Bann brach und eine Kettenreaktion auslöste, die den längsten Applaus hervorrief, an den man sich im Stadion von São Paulo erinnern konnte. Auch Gonçalves selbst ertappte sich beim Klatschen, und eine Minute später sollten die Presseagenturen der ganzen Welt dieses Ereignis zum schlechthin beliebtesten der ganzen Fußballgeschichte machen.

Der am Ende von Antônios Jungen mit 3 zu 1 errungene Sieg, die Freude Yamandés, der die letzten zehn Minuten spielte und mit einem einzigen Schuss auch beide Pfosten traf (Gonçalves hätte geschworen, dass er es mit Absicht getan hatte), und die anschließenden Feiern traten fast in den Hintergrund.

Zum Sinnbild des Spiels und vielleicht der ganzen Weltmeisterschaft waren schon Cauês flammende Augen geworden.

5.5 Opispo

Opispo war kein Mann, der Groll hegte. Groll zu hegen kostet Zeit und trübt den Verstand, er war mehr für Schnelligkeit der Beine und des Denkens. Hätte er zurückgeschaut, aber er war kein Mann, der zurückschaute, so hätte ihn die Tatsache stören können, dass die mediale Entdeckung der Jungen Almeidas Rete Norte zugeschrieben wurde und nicht seiner Gazeta. Aber Opispo war ein Mann, der überzeugt war, dass der Erfolg dem lächelte, der nach vorn schaute. Nur indem sie nach vorn schaute, konnte eine Zeitung mit so beschränkten Mitteln wie die seine als Erste ankommen, vor allem jetzt, wo die Indios wirklich berühmt wurden und die ganz großen Kaliber der Nachrichtenwelt ins Spiel kamen. Indem er nach vorn schaute, hatte er gesehen, was aus ihnen, medial gesehen, werden würde, wenn sie sich für die Weltmeisterschaft qualifizierten: und wie so viele Male zuvor hatte er richtig gelegen, wiederholte er sich zufrieden.

Aber manchmal muss man, um nach vorn zu schauen, viel weiter zurückschauen: deshalb war er nach Monte Dourado gefahren, auf der Suche nach Auskünften über die Herkunft der Mannschaft Asu Ka'a Futebol. Die Stämme unkontaktierter Indios waren im Allgemeinen interessantes Material, diese hier waren obendrein von jenem Schleier des Geheimnisses umgeben, der einer schönen Geschichte immer guttut: der Erste zu sein, der ihren genauen Herkunftsort enthüllte, wäre ein Meisterstreich gewesen.

Die anfängliche Idee war gewesen, ihnen heimlich bis zum Dorf zu folgen – investigativer Journalismus, das war immer seine Stärke gewesen –, aber er hatte es sich bald anders überlegt: zu gefährlich, es kann Jaguare geben, giftige Bestien, Kannibalenstämme und wer weiß was sonst. So hatte er beschlossen, seine ermittlerischen Fähigkeiten auf bequemerem Gelände auszuüben, und war zwischen Monte Dourado und Laranjal umhergestreift auf der Suche nach einem Anhaltspunkt. Aber dort gab es schon zu viel Konkurrenz; um eine wirklich eigenständige Geschichte zu finden, musste man noch weiter nach vorn schauen, weiter zurück, tiefer, weiter nach rechts, weiter zur Seite. Man musste Biere ausgeben, reden und reden lassen und zuhören, vor allem zuhören: das Gebot jedes wahren Enthüllungsjournalisten.

Vielleicht war es in Wirklichkeit das, was ihn von den anderen unterschied, dachte er: nicht die Schnelligkeit der Beine, die immerhin nicht zu vernachlässigen war, sondern im Gegenteil die Geduld. Die anderen kamen mit der fertig vorgefassten Geschichte und suchten nur nach Nachrichten, die sie stützten. Er nicht, er hatte die Geduld abzuwarten, dass der richtige Kontakt und vor allem die richtige Idee sich ihm zeigte. Und durch Reden und Wiederreden hatte sie sich ihm jetzt gezeigt.

Vielleicht würde er der meistgehasste Mann der Nation werden: gerade jetzt, wo Brasilien eine Traum-Seleção gefunden zu haben schien, den Traum eines ganzen Landes zu zerschlagen konnte riskant sein. Aber auf eine schöne Idee verzichtet ein wahrer Journalist nicht.

Aus diesem Grund befand er sich jetzt in Santarém, in der Hoffnung, mit dem zu sprechen, der ihm helfen würde, an der richtigen Stelle zurückzuschauen. Warum unterdessen nicht nach vorn schauen und sich an den Reizen dieses Fräuleins in ungefährem Anakonda-Kostüm erfreuen, das sich da wenige Schritte entfernt so geschickt wand? Als er sie fertig bewundert hatte, gab er ihr ein Zeichen näher zu kommen und fragte sie: „Meine Liebe, Sie sind ganz hervorragend! Haben Sie je daran gedacht, zum Film zu gehen? Ich habe viele Beziehungen, ich kann ein gutes Wort einlegen. Aber wo wir schon dabei sind, mein Schatz, kennen Sie zufällig einen gewissen Pepè? Er ist Vertreter für Miederwaren, sagt man mir…"

Was ist Genie? Es ist Eingebung, Zähigkeit, eine Prise Glück. Es ist, eine siegreiche Idee zu haben und die Fähigkeit, dorthin zu gelangen, wo noch niemand zuvor gelangt ist. Wo liegt das Indiodorf

dieses Almeida? Im Urwald, einverstanden, aber hat sich jemand gefragt, wo es wirklich liegt? Denn, sagen wir es ruhig, die Grenzen im Urwald sind ja nicht so genau. Einen Augenblick bist du in Brasilien, und im Augenblick darauf findest du dich, ohne es zu merken, in Surinam wieder. Es gibt ja keine Grenzwachen im dichten Urwald.

„Miederwaren? Mit solchen Dingen befasst sich mein Stiefvater, wissen Sie, er ist es, der mir das Zeug kauft, das ich anziehe, er hat guten Geschmack, finden Sie nicht? Wenn Sie bis zur Schließung des Lokals warten wollen, holt er mich ab, dann fragen Sie vielleicht ihn. Dann sprechen Sie mit ihm auch über diese Sache mit dem Film."

Zähigkeit und Glück. Und wenn das Dorf dieses Almeida in Surinam läge? Wer, wenn nicht ein Reporter von den echten, von denen, wie es sie heute nicht mehr gibt, könnte eine so brisante Wahrheit entdecken?

In den zwei Stunden, die er schwitzend und schlechtes Bier trinkend verbrachte, hatte Opispo eine große Menge Notizen zu Papier gebracht, den Entwurf dessen, was der größte Artikel seines Lebens werden würde. Er brauchte keine Bestätigungen, auch wenn er sicher war, dass er sie bekommen würde, oh ja. Dieser Pepè würde alles bestätigen, dessen war er sicher, der Riecher des Journalisten täuscht nicht.

„Pepè? Pepè? Diesen alten Säufer, natürlich kenne ich den. Aber mehr als an den Spitzen der Miederwaren hängt der von morgens bis abends an der Flasche, hören Sie auf mich."

Der Stiefvater des Mädchens war ein kleiner, rundlicher Typ, voller Tätowierungen und Narben, kein Typ, den man nach Einbruch der Dunkelheit gern trifft.

„Sein Abenteuer im Urwald? Was der Verrückte für Lügengeschichten erzählt! Natürlich hat er mir von seinem Abenteuer im Urwald erzählt, welches wollen Sie hören? Das vom Kaiman, den er mit bloßen Händen getötet hat? Das vom Stamm aus lauter Frauen, der ihn eine Woche lang entführt hat? Das von der zwei Meter hohen Statue aus massivem Gold, die er nie wiedergefunden hat?"

„Nein, wirklich nicht, vielleicht ein andermal", Opispo überlegte einen Augenblick, „ich möchte das von dem Touristen aus Macapá hören, den er an der Grenze zu Surinam aus den Augen verloren hat."

Der Mann brach in ein trockenes Lachen aus, das vom Ruf eines *urubu* nicht zu unterscheiden war: „Das kenne ich noch nicht, aber ich bin sicher, dass Sie mit der richtigen Dosis Reais ein unterschriebenes Geständnis von ihm bekommen können, wenn Sie eines brauchen."

„Hahaha, das habe ich mir gedacht, mein Lieber, ich kenne den Typ!"

Er gab dem Mann einen kumpelhaften Rippenstoß, er mochte es, eine freundschaftliche Atmosphäre herzustellen: „Aber wo kann ich ihn finden?"

„Und wer weiß das, vielleicht verkauft er gerade Unterhosen flussaufwärts oder kutschiert irgendeinen Trottel über irgendeine abgelegene Piste im Pará. Auf zehn Reisen, die er erfindet, macht er eine wirklich. Aber seien Sie beruhigt, früher oder später kommt er hierher zurück."

Der Mann – am Ende doch nicht so freundschaftlich – stieg wieder ins Auto und startete den Motor, wobei er das Fenster über den Protesten des Mädchens schloss, das behauptete, es müsse über Film sprechen. Opispo sah ihnen nach, wie sie sich zwischen zwei Staubfahnen in einer sehr schwarzen Nacht entfernten.

Er ging seinen Beitrag im Kopf noch einmal durch. Es war, als sähe er ihn schon geschrieben, ein durchschlagender Beitrag, einer, mit dem man eine Laufbahn wendet, ja. Aber leider brauchten die Leser, so sehr sie auch bereit waren, alles Mögliche zu fressen, einen Verdauungsschnaps dazu: einen Filmbeitrag, ein Bild, irgendetwas, das in ihren Augen dazu dienen konnte zu sagen „Es ist sicher so, ich habe das Foto gesehen!“. Gott, was für eine Bande von Trotteln. Du gehst ins Kino und siehst einen geflügelten Drachen, der sich in einen T-Rex am Steuer eines Raumschiffs verwandelt, dann gehst du hinaus und siehst ein Foto in der Zeitung und behandelst es wie die Gesetzestafeln; dir kommt nicht einmal der Zweifel, dass man dich auf den Arm nimmt. Aber es ist das Publikum, und das Publikum muss man zufriedenstellen, Leute: ein schönes Foto von Pepè an Bord seines Jeeps wäre vollkommen gewesen.

Gewiss, das Problem war zu wissen, wo dieser Pepè jetzt zum Kuckuck steckte und wann er zurückkommen würde. Aber andererseits, wenn man es sich überlegte, hätte der Scoop, wenn er gegen Ende des Turniers herauskäme, eine noch größere Resonanz: „Die brasilianischen Stars sind in Wirklichkeit alle aus Surinam!“ Etwas, das einen Krieg auslösen könnte.

Das Wichtige war, ihn zu lancieren, bevor Brasilien ausschied, aber gegen Kroatien hatten sie sich hervorragend geschlagen: das Weiterkommen schien nicht in Frage zu stehen. Opispo dachte an die Mädchen zurück, die im Lauf des Abends auf der Bühne aufeinandergefolgt waren: alle überaus vielversprechend, es war nicht eine dabei, die keine Zukunft beim Film gehabt hätte. Ich kann warten, beschloss er.

5.6 Brandung

Das ist das, was sie Meer nennen, Jerujeru, der große Ozean.

Jerujeru war ein großer und mutiger Jäger, vielleicht der größte, den das Dorf je gekannt hatte, und er hatte immer gedacht, die Angst nicht zu kennen. Aber er hatte sich geirrt.

Mit den Füßen im lauen Wasser, den kleinen Wellen, die ihm die Knöchel streichelten, war das, was er empfand, eine tiefe Angst, die ihn beinahe lähmte. All dieses Wasser, all dieses Wasser.

Zwei Mädchen gingen Hand in Hand am Strand vorbei, sie waren jung, lächelnd, von der Farbe reifer Früchte. Sie schauten ihn mit einem verschmitzten Blick an: er trug das Freizeittrikot der brasilianischen Nationalmannschaft, aber wer trug in jenen Tagen nicht irgendetwas von der brasilianischen Nationalmannschaft? Wenn sie ihn erkannt hatten, ließen sie es sich nicht anmerken, aber es war unwahrscheinlich: die von ihnen, die erst vor kurzem aus dem Urwald gekommen waren, waren noch nicht so berühmt. Jaci, Cauê, Yamandé, der dem verletzten Star so ähnlich sah, waren inzwischen auf den Titelseiten aller Zeitungen, aber er, Jerujeru, er nicht: man konnte seinen verlorenen Blick auf dem offiziellen Mannschaftsfoto sehen, und wenig sonst.

Antônio wird dir helfen, auch diese Angst zu überwinden, du wirst sehen, aber jetzt entfernen sich die anderen, du musst gehen, der Tag der Freiheit geht bald zu Ende, bald kehrt ihr in den Shabono zurück, in dem ihr alle zusammen trainiert.

Die Sonne ging über dem Strand von Fortaleza unter, die Jungen aus der ganzen Stadt strömten zusammen, den Ball unter dem Arm, um den üblichen Fußballabend zu beginnen. Wenige Bevorzugte würden auf den Plätzen innerhalb der Netze spielen, die überwältigende Mehrheit der anderen würde die Tore mit zwei Rucksäcken improvisieren oder, die Organisierteren, mit kleinen Toren, die auf dem Basar gekauft waren. Sie würden den ganzen Abend spielen, neue Freundschaften würden entstehen, neue Lieben würden geboren.

Die Gruppe von Jerujerus Gefährten war vor einer Bude stehen geblieben, aus der ein Duft von Gebratenem kam. Ein Grüppchen von Leuten verfolgte auf einem kleinen Fernseher das Spiel Kamerun–Kroatien, das der Coach ganz sicher gerade aufzeichnete. Er würde es ihnen danach ein Dutzend Mal vorführen, wie es, vergeblich, bei Mexiko–Kamerun gewesen war.

Aufzeichnen ist wie das Gedächtnis, Jerujeru, nur dass es auf dem Bildschirm geschieht. Es ist genauer als das Gedächtnis – schon die Empfindungen des erst vor wenigen Tagen verlassenen Urwaldes verblassen – aber unvollständiger, es fehlen die Gerüche, die Wärme, der Geist.

Eine Gruppe von Jungen und Mädchen war gerade dabei, sich für ein Spielchen zu organisieren: es war nicht wie im Dorf, am Strand waren die Mädchen, die Fußball spielten (und gut!), Hunderte, vielleicht Tausende, und die Versuchung, sich ihnen anzuschließen, war zu stark, stark genug, um ihn von den Gefährten zu entfernen und von der Brandung, zu der er eine magische Anziehung verspürte.

„Willst du spielen?“, fragten sie ihn, aber Jerujeru verstand nicht. Er nahm einen Ball und begann, ihn mit dem Kopf und mit den Knien hochzuhalten, und das war mehr als genug. Am Abend zuvor gegen Mexiko war er erst am Ende ins Spiel gekommen, für sehr kurze Zeit, als Ubiratan einen sehr harten Schlag abbekommen hatte und zu humpeln begonnen hatte. Er hatte diesem Dämon von einem mexikanischen Torwart in die Augen geschaut und hatte Angst vor ihm gehabt, wie es allen

seinen Gefährten ergangen war. Er hatte nicht gedacht, dass er unter der Angst leiden würde, er hatte sie nie gekannt, bevor er aus dem Urwald gekommen war.

Auf dem Sand zu spielen war seltsam, es war schwer zu laufen, zu springen, den Ball gut zu treffen. Aber wieder barfuß zu spielen war schön, ohne diese schrecklichen Schuhe, die ihn (wieder!) hatten hinfallen lassen, als er auf das Spielfeld ging. Die Mexikaner hatten nicht gelacht, sie hatten etwas in den Augen und in der Farbe ihrer Haut, das vertraut war, sie hatten ihm gefallen, außer natürlich diesem Dämon von einem Torwart.

Ein Spiel null zu null zu beenden war allerdings ein widerliches Gefühl gewesen, keinem von ihnen war das je zuvor passiert. Viele seiner Gefährten wollten weiterspielen, sie glaubten nicht, dass es so enden konnte. Der Coach hatte sich wieder wie ein Kranker benommen, wenn auch weniger als beim ersten Spiel. Jerujeru wusste, dass man beim Coach auf die Augen schauen und ignorieren musste, was der Rest seines Körpers machte; der Coach war der Anführer, er musste weise sein, auch wenn er seinen Körper sich wie den eines Kranken benehmen ließ.

Die Meeresbrise kühlte den sehr heißen Tag, das Spiel am Strand wurde zwischen einer Mannschaft „mit Trikot“ und einer „ohne Trikot“ ausgetragen. Zum Glück fand Jerujeru sich bei den Ohne-Trikot wieder; es auszuziehen war eine wahre Erleichterung. Eines der Mädchen, die mit ihnen spielten, hätte ohne weiteres aus dem Urwald kommen können, ihre Gesichtszüge verrieten ihre indianische Herkunft: Jerujeru hatte sie lange angeschaut und hätte sie gern gefragt, warum sie nicht mit nacktem Oberkörper blieb wie sie, aber er kannte die Worte nicht, um es zu sagen.

Am Abend zuvor, als Antônio ihn gerufen hatte, um aufs Feld zu gehen, hatte er einen sehr langen Schauder den Rücken hinunter verspürt. Yamandé – er hatte es gehört – hatte schon mehrmals wiederholt: „Ich bin schwach, ich bin schwach“, als der gegnerische Torwart zahlreiche seiner Schüsse abgewehrt hatte, die gegen jeden anderen ins Netz gegangen wären, „nicht der Torwart ist stark, ich bin es, der noch schwach ist.“

Der Spieler, der unter der Anwesenheit des mexikanischen Dämons im Tor allerdings am meisten gelitten hatte, war Moacir. Der wendige Moacir, der flinke Moacir, schien plötzlich wieder ein Kind geworden zu sein. Die Schnelligkeit und die außerordentlichen Reflexe des Dämons hatten ihm die Kräfte genommen, und bei mehr als einer Gelegenheit hatte nur ein wohlwollender Geist das Tor für Mexiko verhindert.

Mit den Mädchen zu spielen war lustig. Sie dachten auf andere Weise, sie waren langsamer, aber listiger, manchmal nicht viel langsamer. Sie ersannen schwer vorherzusehende Pässe, sie verteidigten mit einer ungewöhnlichen Übersicht über das Spielfeld; Jerujeru erinnerten sie ein wenig an Yamandé. Er ließ sich oft davon ablenken, sie anzuschauen, wie er sich ablenken ließ, die Boote anzuschauen, die Metallvögel und viele andere Dinge. Wenn er aber den Ball zwischen den Füßen hatte, wurde er wieder zum Jäger des Urwaldes, erbarmungslos und mutig. Das kleine Tor war schwer zu treffen, aber ihm gelang es von jeder Stelle des Feldes aus. Das Mädchen mit den Gesichtszügen, die ihren ähnlich waren, umarmte ihn, als Jerujeru es schaffte, mit einem sehr platzierten Heber zu treffen, der alle überraschte, die Spieler und die Zuschauer, die immer zahlreicher geworden waren, um dem Schauspiel jenes Fremden beizuwohnen, der nicht einmal Portugiesisch sprach und der so gut Fußball spielte. Alle klatschten, sie amüsierten sich prächtig.

Auch am Abend zuvor war er umarmt worden. Die mexikanischen Spieler waren am Ende des Spiels überglücklich gewesen, sie umarmten einander, einige waren sogar in Tränen. Als die Gefährten zu ihnen gegangen waren wegen dieses seltsamen Brauchs des Trikottauschs, hatten drei oder vier Gegner ihn umarmt, mit überzeugten, wirklichen Umarmungen, wie man einen von der

Jagd zurückgekehrten Bruder umarmt, ein Mädchen, nachdem man gerade seine Hängematte neben die von ihr gehängt hat.

Sie sind wie wir, hatte Jerujeru gedacht. Natürlich sind alle wie wir, die Menschen im Stadion, die Menschen, die in den Städten wohnen. Aber die sind mehr wie wir als die anderen. Er hatte die Umarmungen erwidert in der Hoffnung, ein wenig von der Kraft jener Männer aufnehmen zu können, und ihm war es so vorgekommen, als wäre es genau so, er hatte sich sofort stärker gefühlt, überzeugter. Der am meisten Umarmte von allen war allerdings der Torwart-Dämon. Er hatte das Ergebnis mehrmals gerettet, er war ein wahrer Held gewesen, auch das brasilianische Publikum applaudierte ihm ohne Unterlass. Jerujeru hatte beschlossen, auch ihn umarmen zu gehen, er wollte ein wenig von der Kraft des Dämons aufnehmen, er wollte unbesiegbar werden wie er. Als er ihn erreicht und in seine Arme geschlossen hatte, hatte er allerdings begriffen, dass der Dämon gegangen war; der Torwart war wieder ein schwacher und zitternder Mann geworden. Jerujeru hatte sich umgeschaut, um zu sehen, wohin der Dämon davongeflogen war, aber alles, was seine Augen gesehen hatten, war das blendende Licht der Flutlichter gewesen. Er wollte Yamandé fragen, der sah immer alles, aber der stand abseits und redete mit Antônio über wer weiß was, vielleicht wiederholte er noch immer „Ich bin schwach, ich bin schwach."

Beim Tor zum zehn zu null kam die Umarmung von allen seinen Gefährten und Gefährtinnen. Es war schön, am Strand zu spielen, warum machten sie die Weltmeisterschaft nicht am Strand? Die Welt ist ein seltsamer Ort.

„Antônio, sag diesem Idioten, dass, wenn er sich beim Spielen auf dem Sand den Knöchel verstaucht, ich dann komme und ihn fertigmache, während er noch am Boden liegt!", war der Satz, der das Spiel unterbrach, während Gonçalves, begleitet von Antônio, vom Stab und von den Jungen, sich zwischen zwei Reihen einer plötzlich ehrfürchtig und still gewordenen Menge näherte. Wie durch Zauber erkannten alle Jerujeru, dasselbe Mädchen mit dem indianischen Gesicht blieb mit offenem Mund stehen und schaute ihn an, einen Arm auf halber Höhe zu einer Grußgeste erstarrt.

Es war Jerujeru, der Unbekannte, der Brasilien gerettet hatte. Am Abend zuvor, zwei Minuten vor Schluss, hatte der gefürchtete Peraldez vom Strafraumrand einen sehr platzierten Schuss losgelassen. Der gewohnte Moacir wäre leicht drangekommen, aber am Abend zuvor war Moacir verhext, das hatten alle begriffen, auch die Gegner. Jerujeru kam mit voller Geschwindigkeit in die Verteidigung zurück, und viele hätten geschworen, dass er im Augenblick des Schusses noch außerhalb des Strafraums war, zu weit weg. Stattdessen waren seine Beine zu Blitzen geworden, und seinem Fuß wie der stärksten der Wurzeln war es gelungen, genau auf der Torlinie den sicher zum Tor bestimmten Schuss abzulenken. Von jenem Augenblick an sollte keine der beiden Mannschaften mehr in die Nähe eines Treffers kommen, und wenige Minuten später sollte das Spiel null zu null enden.

Jerujeru schloss sich seiner Gruppe an, und in jenem Augenblick erinnerte er sich an den seltsamen Brauch des Trikottauschs. Man hatte ihm erklärt, dass das Trikot mit einem Gegner zu tauschen war, aber er wollte es unbedingt mit dem Mädchen mit dem schönen Gesicht tauschen. Und während sie ihm verwirrt im Austausch für ihres ein gelbes Trägerhemd gab, das sie wenige Tage zuvor auf dem Markt gekauft hatte, begriff Jerujeru, was geschehen war. Es war der Dämon gewesen. Während er auf das Feld gegangen war, hatte er den gegnerischen Torwart fixiert: der Dämon hatte den Mann aus Mexiko verlassen und war durch ihn hindurch aus dem Stadion gegangen. Er hatte ihn zur Rettung des Tores gezogen, es gab keine andere Erklärung.

Er musste mit Yamandé darüber sprechen, sie mussten besser aufpassen; in jenen letzten zwei Minuten war der gegnerische Torwart wieder ein normaler Mann geworden und sie hätten das ausnutzen und gewinnen können, aber sie hatten es nicht getan: das durfte nie wieder passieren.

5.7 Dolmetscher

„Yamandé – oder müssen wir dich vielleicht Paolorossi nennen – eine ganz große Leistung, Glückwunsch. Magst du uns das Tor erzählen?“

Der einzige Mann auf der Welt zu sein, der mit einigen der beliebtesten Menschen der Erde sprechen konnte, brachte ihn in eine einzigartige Lage, und Antônio begann Geschmack daran zu finden.

Am Abend zuvor, während er dalag mit einem Kopf, der so wirbelte, dass das Einschlafen schwerfiel, hatte er mit Verwunderung festgestellt, dass der Gegenstand seiner Grübeleien nicht das Spiel gegen Kamerun am folgenden Tag war, entscheidend für das Überstehen der Vorrunde, sondern die Bandbreite der Möglichkeiten, die seine Rolle als Dolmetscher eröffnete. Schade, dass ich nicht mehr Zeit hatte, darüber nachzudenken, ich hätte dreiundzwanzig vollständig erfundene Figuren erschaffen können, sie alles sagen lassen können, was mir durch den Kopf ging, und niemand hätte mir etwas sagen können.

Dass den Boten keine Schuld trifft, ist bekannt; das, worüber er bis zu jenem Augenblick nie nachgedacht hatte, war, dass der Bote auch sagen konnte, was ihm passte, und dass es schwierig (oder, in seinem Fall, unmöglich) war zu überprüfen, ob es richtig war oder nicht.

Gewiss, wenn der Ruhm der Jungen noch wachsen würde, und dazu bestand alle Möglichkeit, würde sich früher oder später irgendein Anthropologe für sie interessieren, ihre Sprache erforschen, und sein Spiel würde entdeckt werden. Aber bis dahin wäre er ohnehin in den Urwald zurückgekehrt. Und im Grunde wollte er es gar nicht ausnutzen, um wer weiß was zu tun: er hatte nur zwei Ziele, das leichtere – und unwiderstehliche – davon war, sich ein paar Steinchen aus dem Schuh zu schütteln.

„Er gratuliert dir und fragt, ob du ihm das Tor erzählst.“

Yamandé schaute Antônio verwundert an: „Ich habe ein freies Eck gesehen und habe dorthin geschossen, weil ich dachte, der Torwart würde nicht drankommen. Was gibt es da zu erzählen?“

„Er sagt, es tue ihm leid, dass Sie das Tor nicht gesehen haben, vielleicht haben Sie gearbeitet? Aber er weiß, dass es den Brauch gibt, sie aufzuzeichnen, er sagt, Sie sollen sich keine Sorgen machen, Sie werden es heute Abend sehen können.“

Der Journalist fuhr fort, ohne sich den Treffer anmerken zu lassen.

„Insgesamt, was hältst du von der Weltmeisterschaft bis heute? Ist sie so, wie du sie erwartet hast? Gibt es etwas, das dich besonders beeindruckt hat?“

Das war eine vernünftige Frage, und Antônio entschied sich, Yamandés Antwort richtig zu übersetzen; die Ironie hatte er diesmal ohnehin selbst hineingelegt.

„Er sagt, er amüsiere sich sehr. Eine Sache, die ihn beeindruckt, ist, dass es genügt, einen dieser Riesenkerle zu streifen, um ihn in Todesqualen zu Boden gehen zu lassen. Nicht einmal als er sich den Oberschenkelknochen gebrochen hat, hat er so viel Schmerz empfunden, wie diese hier zu empfinden scheinen. Aber er ist auch beeindruckt von ihrer Erholungsfähigkeit, in kürzester Zeit sind sie wieder auf den Beinen, während er drei Monde gebraucht hat, um zu genesen.“

Während sie sprachen, schaute der Journalist sich unablässig um, vielleicht hörte er die Antworten nicht einmal, und so machte Antônio ein kleines Experiment. Bei der nächsten Frage, irgendetwas über die Aussichten für den Rest des Turniers nach diesem ausgezeichneten 4 zu 1 gegen Kamerun, tat er, nachdem er Yamandé die Frage übersetzt hatte, so, als irrte er sich, und gab dessen unverständliche Antwort in der Sprache wieder.

Der Journalist zuckte mit keiner Wimper: „Vielen Dank. Und damit zurück ins Studio!“

Das andere Ziel, viel schwieriger zu erreichen, war, die Lage auszunutzen, um die Mannschaft trotz Gonçalves' Einmischungen zu führen.

„Schluss mit dem Blödsinn, keine Positionen zu haben“ mit „Spielt frei, wie ihr es könnt und wie ihr es immer gemacht habt“ zu übersetzen, war einfach. Aber Gonçalves war kein Trottel, und auch wenn er ihm offen noch nichts gesagt hatte, hatte er klar erahnt, was da vor sich ging. Aber, ebenfalls weil er kein Trottel war, hatte ihn die ausgezeichnete Leistung, die in der zweiten Halbzeit des Spiels gegen Kroatien zu sehen gewesen war, schon überzeugt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und die anschließende Pressekonferenz von Gonçalves war ein einziges Loblied auf den von den Jungen praktizierten totalen Fußball gewesen, durchsetzt von der falsch bescheidenen Erzählung, wie er und der Stab sich darauf beschränkt hätten, ihnen zu helfen, sich an den Weltfußball anzupassen (was zum Teil wahr war, das musste Antônio anerkennen).

Wenn es verhältnismäßig leicht war, die taktischen Vorgaben abzufangen und beim Übersetzen zu verändern, so war ein weit schwierigeres Unterfangen allerdings, in die Aufstellung einzugreifen.

Antônio hatte die Möglichkeit erwogen, Spannungen zwischen Gonçalves und den Spielern zu erzeugen, die seiner Meinung nach besser auf der Bank blieben, indem er sich freche Antworten ausdachte, hatte sie dann aber als zu hinterhältige Idee verworfen. Vielmehr musste er in Wirklichkeit das Gegenteil tun: die Worte Yamandés und vor allem Cauês abmildern, die eine Abneigung gegen den Coach gefasst hatten und ihn weiter beschimpften (Cauê begann andererseits, parallel dazu, auch eine gewisse Bewunderung dafür zu entwickeln, dass Gonçalves ihn trotz der Beschimpfungen weiter spielen ließ).

Nach dem gegen Mexiko unentschieden ausgegangenen Spiel hatte Gonçalves die Absicht gehabt, ein paar Spieler zu wechseln; besonders Yamandé hatte ihn überhaupt nicht überzeugt. Antônio wusste allerdings, dass es bei dem Jungen nur eine Frage der Zeit war, er musste weiterspielen, um so bald wie möglich wieder der mögliche Star der Weltmeisterschaft zu werden. Nach langem Grübeln hatte er sich am Ende, um ihn auf dem Platz zu halten, eine Reihe leichter Muskelverspannungen für alle anderen möglichen Stürmer ausgedacht: Quicé, Piraí und Sanhaçu waren zu ihrer großen Verwunderung ärztlichen Untersuchungen und zusätzlichen Massage- und Physiotherapiesitzungen unterzogen worden, und Yamandé war gegen Kamerun aufs Feld gegangen. Ein Feld, das ihm dann recht gegeben hatte.

Auf Cauês erstes Tor war ein zufälliger Ausgleich Kameruns gefolgt. Aber wenige Minuten später hatte Cauê Brasilien mit einer geneigten Palme wieder in Führung gebracht, einem der vielen Schemata, die im Lauf der Jahre mit Antônio erarbeitet worden waren und die das Publikum ebenso überraschten wie die Gegner.

Das dritte Tor war nach einem Freistoß von Jaci gekommen, der sich genau ins Eck geschoben hatte. Während alle jubelten, war Jaci ruhig zum Tor gegangen und hatte mit dem Finger die Geste gemacht, an der Stelle, an der der Ball hineingegangen war, M A R C O S in die Luft zu schreiben. Es sollte ein Tribut an seine Spielgefährten im *bairro* von Macapá sein, aber die Spieler Kameruns hatten es als Geste des Verhöhnens verstanden, und nur die Feststellung, dass Gonçalves es ebenso

schlecht aufgenommen hatte und noch wütender und brüllender wirkte als sie, hatte verhindert, dass eine Schlägerei ausbrach.

Das Tor zum abschließenden vier zu eins hatte ausgerechnet Yamandé erzielt, indem er einen zu straff gespannten Bogen abschloss: das Publikum des Mané Garrincha in Brasília schien auf nichts anderes zu warten, und siebzigtausend Zuschauer hatten gejubelt, indem sie einstimmig einen unsichtbaren Pfeil in die letzten Lichter der Dämmerung abschossen. Eine Szene, an die Antônio jahrelang nicht zurückdenken konnte, ohne sich mit einer meterdicken Schicht Gänsehaut zu überziehen.

5.8 Schweiß

Yaia saß auf dem braunen Sofa in Leticias Wohnzimmer, das zu weich war, um wirklich bequem zu sein, und dachte darüber nach, dass es, seit diese Geschichte mit der Facebook-Seite passiert war, ein Unterfangen geworden war, jemanden zu sich nach Hause einzuladen: die Freundinnen zogen es vor, sie herumzuführen oder sie zu sich einzuladen, um sie Verwandten und Freunden wie eine Trophäe vorzuführen. Nicht dass es Yaia missfiel, sicher besser so, als ausgepfiffen zu werden wie Eduarda. Und außerdem lernte man auf diese Weise so viele Leute kennen, manche sogar interessante, auch wenn natürlich niemand so interessant war wie… mein Gott! Yaia bewegte die Hand neben sich, um das Handy zu holen, aber sie fand es nicht dort, wo es hätte sein sollen, und stieß sofort an Fábios Oberschenkel, der neben ihr saß. Sie sprang auf, um in der Tasche nachzusehen: und dabei bin ich sicher, dass ich es herausgeholt habe… und tatsächlich, in der Tasche ist es nicht. Mit einem raschen Blick scannte sie das Wohnzimmer: wer konnte es ihr weggenommen haben? Meine Freundinnen müssten inzwischen begriffen haben, dass ich zu töten bereit bin, wenn man mein Handy anfasst.

„Yaia, stimmt etwas nicht?“, fragte Fábio besorgt, stand vom Sofa auf und schob dabei das Kissen leicht beiseite. Da ist es! Puuh, es war nur zwischen die Kissen gerutscht.

„Nichts, nichts, alles in Ordnung, danke.“

Sie schenkte ihm ein schönes Lächeln, ohne darauf zu achten, wie sehr dieses Lächeln ihn in Aufregung versetzte, gab den Sicherheitscode ins Handy ein, setzte sich so, dass niemand hineinspähen konnte, und öffnete die Bilder-App.

„Da, da!“, sagte Dani. „Die Sendung fängt an.“

Der Moderator von „Bom Dia Copa do Mundo“ begrüßte das Publikum zu Hause und im Studio, stellte die Gäste vor und startete dann den ersten Beitrag, ein Interview von George mit Yaia und Cauê, am Abend zuvor aufgezeichnet, mit der gewohnten Übersetzung durch Antônio.

Das bevorzugte Verhältnis zwischen George und Antônio hatte sich für Rete Norte als sehr vorteilhaft erwiesen: von einem halb unbekannten Sender Nordbrasiliens war er zu einem der wichtigsten Bezugspunkte des nationalen Fernsehens geworden. Insbesondere hatte eine von seinem Direktor mit Rete Globo geschlossene Vereinbarung dafür gesorgt, dass George oft als Kommentator in die abendliche Sportsendung eingeladen wurde und dass man bei ihm maßgeschneiderte Beiträge bestellte, wie den, der in jenem Augenblick lief. Der Direktor war natürlich der Ansicht, dass so viel zusätzliche Beliebtheit eine Gehaltserhöhung vollkommen ersetzte, und alles in allem war George damit einverstanden.

„Süß, dieser George, was?“, sagte Leticia, drehte sich zu Yaia um und zwinkerte ihr zu.

„Was redest du da? Der ist mindestens dreißig!“, widersprach ihr Patricia.

„Na und, hin und wieder findet man auch mal einen süßen Dreißigjährigen“, fuhr die Freundin fort.

„Nicht übel auch Cauê“, bemerkte Dani.

„Ich finde ihn ein bisschen klein“, verkündete Leticia, „schade, dass sie ihn interviewt haben und nicht diese Wahnsinnstypen Yamandé oder Moacir.“

„Aber gestern hat er zwei Tore geschossen“, mischte sich Matheus ein, ein Freund von Fábio, der für diesen Anlass eingeladen worden war, „und das zweite, wo er den Pfosten als Bande benutzt hat, war ein Traumtor. Und überhaupt war er bis jetzt die Hauptfigur der Qualifikation fürs Achtelfinale. Es war richtig, ihn zu interviewen.“

Matheus hatte bis zu diesem Augenblick geschwiegen und suchte seit Beginn des Abends nach einer Möglichkeit, etwas zu sagen und auf seine Anwesenheit aufmerksam zu machen. Der Blick der Mädchen ließ ihn begreifen, dass er besser weiter geschwiegen hätte.

„Ich hatte gehofft, dass sie dich, nachdem sie dich eingeladen haben, das Spiel auf der Ehrentribüne zu sehen, dann auch zu einem Abendempfang nach dem Spiel einladen und dass wir uns auch hätten einschleichen können, alle elegant angezogen!“, seufzte Leticia.

„Ach was, komm!“ Yaia tauchte für einen Augenblick aus ihrem Handy auf. „Das sind doch keine Schauspieler bei einem Galaabend, das sind Fußballer im Trainingslager. Wir werden sehen, ich bin sicher, dass sie sich am Ende der Weltmeisterschaft an mich erinnern werden.“

„Ich bleibe dabei, dieser Cauê sieht aus wie einer, der weiß, wie man es dir im Bett schön macht“, beharrte Dani.

„Pssst! Blöde Kuh! Sei leiser. Mein Vater ist nebenan!“, wies Leticia sie zurecht.

Du weißt nicht, wie recht du hast, liebe Dani, dachte Yaia und betrachtete noch einmal das Selfie, das sie am Abend zuvor gemacht hatte, ein paar Stunden nach dem Spiel und dem Interview. Man sah nur ihr verschwitztes Gesicht, ein Schlüsselbein und Cauês ebenso verschwitztes Gesicht, an ihres gepresst. Und an der Röte auf ihren Wangen und dem Glänzen in ihren Augen erkannte man, dass sie nicht verschwitzt waren, weil sie gerade zusammen laufen gewesen waren.

5.9 Zigaretten

Teresa stellte die Fruchtsäfte und die Kekse auf einem Tischchen zurecht, das mit einer gelben Plastikdecke bedeckt war und das sie vor die drei Sessel stellte, die vor dem Fernseher aufgereiht waren. Sie hatte in ihrem Leben zuvor nie ein Fußballspiel angeschaut, aber diese Weltmeisterschaft, bei der Antônios Jungen spielten – und er selbst war auf dem Platz auf der Bank, wie gut ihm der Anzug stand –, war natürlich unverzichtbar.

Von der ersten Partie an war es abgemacht gewesen, dass sie und Saverio die Spiele zusammen verfolgten, dort bei Radio Nova Amizade, aber gleich darauf hatte sich auch João dazugesellt, der mehr Befriedigung darin fand, sie mit jemandem zu kommentieren, der wie er die Hauptfiguren persönlich kannte. Fürs Achtelfinale hätte auch Luiza dabei sein sollen, aber sie hatte einen Zahnschmerzanfall, und so hatte João sie in der Sendung ‚O carrossel do gossip' vertreten, die in wenigen Minuten zu Ende sein würde, gerade rechtzeitig zum Anpfiff.

Teresa schaltete den Ventilator ein, holte aus der Schreibtischschublade die brasilianische Fahne – die größte, die sie hatten auftreiben können, sie hatten eine Sammlung gemacht, an der sich auch Rebeca, die Sekretärin, beteiligt hatte – und drapierte sie sorgfältig aus dem Sims des offenen Fensters. Sie warf ein Küsschen in die glühende Mittagsluft in die Richtung, von der sie annahm, es sei die von Belo Horizonte: „Los, Antônio, los, Jungs!"

Alles war bereit.

Das Anschauen der ersten Partie war ein wenig verworren gewesen, weil Teresa den Ton laut gelassen hatte, um die Reportage zu hören, Saverio sie aber unablässig nach Einzelheiten fragte, von denen der Reporter nicht sprach: „Wie sind die Leute, was für einen Ausdruck haben sie, wirken sie zufrieden? Ist der Schiedsrichter ein schöner Mann? Ist er dick oder dünn? Was für ein Gesicht hat Antônio jetzt gemacht? Welche Farbe haben ihre Schuhe?"

Um ihm zu antworten, verpasste sie Teile des Geschehens und fand sich danach nicht mehr zurecht.

Deshalb hatten sie schon beim nächsten Mal das viel bequemere System gefunden, die Lautstärke bis auf ein Gemurmel herunterzudrehen – gerade so viel, dass man eine Erläuterung hören konnte, falls nötig – und Teresa das Spiel Saverio hübsch erklären zu lassen, wie er es mochte.

„Da, da, sie kommen auf den Platz! Sie sind in Gelb gekleidet, wie immer: es steht ihnen sehr gut, finde ich, und außerdem ist es eine Farbe, die fröhlich macht, das weiß man ja. Antônio hat sich den Bart gekürzt, es steht ihm richtig gut. Aber er kommt mir ein bisschen mager vor, es muss anstrengend für ihn sein: all diese Anspannung, all diese Leute, wer weiß, ob er genug isst. Gott, wie hässlich der Schiedsrichter ist, du solltest ihn sehen. Nur Nase, und klein und plattgedrückt, als hätte man ihn ausgewrungen. Hoffen wir, dass er nicht zu bösartig ist, er hat Äuglein, die mir nicht gefallen. Chile hat dagegen ein schönes rotes Trikot. Sie haben sympathische und auch fröhliche Gesichter, hoffen wir, dass sie am Ende des Spiels ein bisschen trauriger sind. Aber wartet, ich mache lauter, damit wir die Hymnen hören, die sind so schön…"

Sie verstummten alle, João mit erhobenem Kinn, stolz, als stünde er auf dem Platz, Saverio, der den Kopf im Takt wiegte, höchst konzentriert, und Teresa, die die Lippen bewegte und den Worten folgte. Die Hymne rührte sie immer, alle Hymnen, und dann diese schönen Jungen zu sehen, so jung, so alle ernst und stramm, was für Schätze, wer weiß, wie aufgeregt sie sind. Sie wischte sich rasch eine Träne aus dem Augenwinkel. Schluss jetzt mit der Rührseligkeit, los, es geht los.

„Sie laufen sehr viel, Saverio, sie sind wirklich gut. Und sie haben eine so schöne Art, sich zu bewegen, wenn du wüsstest; sie haben die Mädchen im Publikum gezeigt, die haben unsere Jungen mit den Augen aufgefressen… ah! Vorsicht, Piata! Dieser Kleine mit der Nummer sieben klebt an ihm wie eine Zecke, ich glaube, wenn sie ihn nicht filmen, gibt er ihm Tritte oder Zwicker, das bösartige Gesicht hat er jedenfalls. Da, jetzt läuft Jaci los, schau, wie er rennt, es sieht aus, als hätte er sechs Beine, er spielt den Ball zu Cauê, der, oh! Er muss ihn geschossen haben, aber man hat es nicht einmal gesehen, so schnell war er, es sieht aus, als wäre der Ball abgeprallt! Ubiratan nimmt ihn und wirft ihn sofort zu Tainì, der schon dort vorne ist, wie heißt das, nach den Linien."

„Mein Gott, abseits!", sorgte sich Saverio.

„Hä?"

„Nein, nein", warf João ein, „es ist um Haaresbreite kein Abseits!"

„Was ihr da gesagt habt, habe ich nicht richtig verstanden, das erklärt ihr mir nachher, aber Vorsicht jetzt, denn Piraí ist schon da rechts angekommen, Yamandé spielt ihm den Ball zu und er mit dem Kopf, oh! Oh! Tor! Tor, Saverio, TOR!"

Es hätte nicht einmal gesagt werden müssen: aus den offenen Fenstern war ein Dröhnen hereingekommen und dann ein Schrei, der jetzt wie ein Echo von einem Haus zum anderen sprang und die Palmen am Straßenrand schüttelte: „Tor! Tor! Tooooor!"

Sie setzten sich wieder, während Teresa die Gelegenheit nutzte, Ananas- und Kokossaft herumgehen zu lassen, und Saverio und João sich eine Zigarette anzündeten. Los, wir sind gut dabei.

Sie hatten sie gerade ausgedrückt, als Teresa hektisch warnte: „Mein Gott, ich habe nicht richtig verstanden, was passiert ist, aber jetzt hat einer von Chile den Ball, ein unhöflicher Lulatsch, den man am liebsten ohrfeigen möchte, da spielt er ihn zu diesem anderen mit der Nummer 10 und den ganz kurzen Haaren, oh Himmel, unser Nationaltrainer brüllt irgendwas, auch Antônio brüllt irgendwas, aber ich glaube, wenn sie zusammen brüllen, verstehen die Jungen nichts, siehst du, sie sind wie verwirrt, die Nummer 10 schießt ganz hart, Moacir wirft sich wie ein Jaguar, aber nein, nein, nein, er schafft es um Haaresbreite nicht… nein! Tor für die. Moacir ist verzweifelt, das arme Kind, er war ganz verdattert von all dem Geschrei, aber ich weiß nicht, ich weiß nicht, aber wie kann man nur…"

Die folgende eineinhalb Stunde war eine Agonie des Gleichstands; die Fruchtsäfte und die Kekse gingen aus, João rauchte eine ganze Schachtel, und Saverio, der gewöhnlich mehr als maßvoll war, fragte Teresa, ob sie nicht irgendwo eine Flasche Rum habe, einen Schluck *cachaça*, etwas Starkes, um diesen zermürbenden Mangel an Abschlüssen zu ertragen. Teresa, beschämt, sich nicht ordentlich gerüstet zu haben, drückte João das Portemonnaie in die Hand und schickte ihn los, Rum, *pinga* und eine große Packung Papaya-Eis zu kaufen.

„Es ist praktisch vorbei, Saverio, der Nationaltrainer tut nichts als mit den Armen zu rudern und zu kreischen, und Antônio sitzt mit dem Kinn in den Händen da, sie werden Elfmeter schießen müssen, weißt du, mir machen die Elfmeter solche Angst."

„Sie werden auch ihnen Angst machen", bemerkte Saverio, „soweit ich verstanden habe, sind sie das überhaupt nicht gewohnt."

„Nein, tatsächlich", bestätigte João, „auch ich denke, dass das für sie etwas fast völlig Neues ist… Aber was macht der jetzt, herrjesus…!"

„Heilige Mutter, Saverio, diese Nummer 9 ist losgeschossen wie eine Rakete, er ist zu nah dran, sie haben ihn nicht gestoppt, da schießt er, mein Gott nein, es ist ein Tor, es ist aus! Nein! Nein! Es ist was, es ist Balken, er hat den Balken getroffen, er ist nicht drin, Saverio, er ist nicht drin! Der Schutzengel hat heruntergeschaut, er ist nicht drin!!!“

„Latte, Latte!“, schrie João ungläubig. „Unglaublich, es ist die Latte, unglaublich!“

„Da pfeift er, die Zeit ist um, heilige Mutter, wie wenig hat gefehlt, dass wir in der letzten Minute verlieren, mein Gott, ich habe es fast am Herzen gekriegt, ich bin ganz verschwitzt, ein Glück, dass du es nicht gesehen hast, Saverio, schau, ich schwöre es dir!“

Um sich auf die Elfmeter vorzubereiten, ging Teresa in ihren Schubladen kramen und stellte auf den Fernseher ein Heiligenbildchen von Nossa Senhora do Rosário und eine Statuette von Ogum, dem Gott des Feuers und der Schlacht: „Besser, man lässt sich von allen helfen, besser, dass Moacir jede Unterstützung hat, die es gibt, die armen Jungen, was für eine Verantwortung, ich würde sterben, schau.“

Höchst aufgeregt zündete sie sich eine Zigarette an: die letzte hatte sie Jahrzehnte zuvor mit den Schulfreundinnen geraucht; sie hielt sie zwischen zwei Fingern und blies, ohne zu inhalieren, fiebrige kleine Rauchwölkchen. Gott, was für eine Angst.

5.10 Ratschläge

„Almeida! Antônio! Denkst du, ich bin blind? Glaubst du, ich bin ein Idiot?“

„Hä?“ Antônio war im Fernsehzimmer des Hotels und sah sich zum x-ten Mal die entscheidenden Bilder von Kolumbien–Uruguay an.

„Ich meine, siehst du mich vielleicht mit einem Stock herumlaufen? Mit einem Hund? Mit einer dunklen Brille?“

„Entschuldigen Sie, Gonçalves, aber ich…“

Gonçalves hielt ihn mit einer Handbewegung auf und wog ihn mit dem Blick ab: „Halt. Leugnen, immer leugnen, auch das Offensichtliche. Bravo. Ich achte dich dafür. Und deshalb erspare ich dir das Herumwinden. Ich weiß, welches Spiel du spielst.“

Antônio versuchte, einen möglichst neutralen Ausdruck anzunehmen, und beschränkte sich darauf, ihn anzuschauen. Der andere fuhr fort.

„Ich wiederhole es dir: ich habe viele Charakterfehler, aber von Fußball verstehe ich etwas. Ich bin nicht sauer wegen dem, was du getan hast, wahrscheinlich hätte ich an deiner Stelle dasselbe getan. Es macht mich ein bisschen sauer, dass du denkst, ich hätte es nicht gemerkt, das schon. Aber solange die Ergebnisse auf deiner Seite waren, habe ich entschieden, dass ich mich besser nicht einmische, alles in allem kennst du diese Jungen viel besser.“

Antônio schwieg weiter.

„Aber heute waren wir so knapp vor dem Ausscheiden, also hör mir gut zu: diese Spielfreiheit, die du ihnen zugestehst, ist in Ordnung. Es ist unglaublich, dass es funktioniert, aber ich beuge mich dem Offensichtlichen. Es funktioniert. Aber ein paar feste Punkte musst du ihnen geben, etwas, woran sie sich klammern können, wenn die Dinge schieflaufen. Sonst gehst du von der Freiheit zur Anarchie über und dann zum Auseinanderfallen, und das ist überhaupt nicht gut.“

Antônio konnte sich nicht entscheiden, ob Gonçalves aufrichtig war oder ihm eine große Falle stellte. Da jener aber gerade Achtung für den ausgedrückt hatte, der immer leugnet, entschied Antônio, dass der sicherste Weg sei, weiter den Ahnungslosen zu spielen: „Gonçalves, ich versichere Ihnen, ich verste…“

Gonçalves fertigte ihn mit einer Handbewegung ab und setzte sich neben ihn.

„Gib mir die Fernbedienung“, befahl er.

Er lud die Aufzeichnung ihres Nachmittagsspiels, in letzter Sekunde im Elfmeterschießen gewonnen, und ging bis zu der Stelle zurück, die ihn interessierte. Er ließ die Aufzeichnung laufen und zeigte einen Augenblick, in dem die brasilianische Abwehr nur durch einen glücklichen Fehler der Gegner davongekommen war. Dann spulte er ein Stück vor, bis zu einem Augenblick, der einen brasilianischen Angriff zeigte, der seltsam ideenlos war. Dann hielt er an und startete das Spiel Kolumbiens, das ihr nächster Gegner sein würde.

„Hast du gesehen? Die Brocken, auf die wir von hier an treffen, werden immer härter. Jedes Spiel ist exponentiell schwieriger als das vorherige. Eure Taktiken waren in den ersten Spielen in Ord-

nung und können weiter funktionieren, aber du musst den Jungen einen Bezugspunkt für die Abwehr und einen für den Angriff geben.“

Gonçalves drehte sich zu Antônio um, um zu prüfen, ob er ihm folgte, und fuhr fort.

„Für die Abwehr ist es ohne Zweifel Piata. Ich habe ihn im Auge behalten, er ist mir aufgefallen, weil er eine fast väterliche Haltung gegenüber der Abwehr hat. Wenn er nach vorn geht, scheint er es fast widerwillig zu tun. Er hat einen schönen Schuss, aber einen schönen Schuss haben auch die anderen, ich würde ihn hinten lassen, um Sicherheit zu geben. Beim Angriff bin ich unschlüssiger: dieser Schwachkopf von Paolorossi, es schmerzt mich, es zu sagen, aber er ist wirklich gut. Aber vielleicht lässt man ihn besser frei, er macht mir den Eindruck, überall gut zu sein, sogar im Tor. Besser sein würdiger Kumpan: der geht mir ebenso auf die Nerven, dieser verdammte Bengel mit dem runden Gesicht, der denkt, ich merke nicht, wenn er abends über den Zaun des Hotels klettert. Aber im Angriff hat er eine unglaubliche Durchschlagskraft, das muss ich ihm zugestehen.“

„Sie meinen Cauê?“

„Ja. Ich sage natürlich nicht, dass du ihn an einem festen Punkt im Angriff festnageln sollst. Aber es ist gut, wenn der, der aus der Abwehr lang eröffnet, weiß, dass er ihn im Angriff vorfindet. Nicht irgendwen, ihn. Das verändert die ganze Dynamik des Angriffs, und ich versichere dir, es verändert sie zum Besseren.“

Gonçalves stand auf und schaltete, um zu unterstreichen, dass das Gespräch beendet war, den Fernseher aus.

Antônio behielt sein Pokergesicht bis zuletzt: „Ich werde Ihre Anweisungen an die Jungen weitergeben, Coach.“

5.11 Valério

Valério erwachte in Schweiß gebadet in seinem Krankenhausbett und schrie: „Kolumbien! Kolumbien!“

In der teuren Privatklinik von São Paulo, der „Fisioterapia e Armonia“, in der er zusammen mit den Mannschaftskameraden behandelt wurde, ging Valério Almunhos, zerbrochener Angelpunkt der brasilianischen Abwehr, seit inzwischen einer Woche an Krücken umher, nachdem er auf den Rollstuhl verzichtet hatte, der ihn sich behindert fühlen ließ und ihm zu viel Angst machte. Aber offenbar war die Angst nicht so leicht zu vertreiben.

„Valério?“

„Ja…“

„Ah, du bist wach. Ich dachte, du träumst.“

„Ich hatte wieder einen von diesen Albträumen. Diesmal war auch dieser Typ dabei, der Mittelstürmer spielt…“

„Wer? Paolorossi?“

„Ja, der, der. Ich musste ihn zusammen mit anderen Leuten, an die ich mich nicht erinnere, irgendwohin begleiten, aber wir landeten immer in Kolumbien.“

„Tja, heute ist das Spiel, das wird davon kommen.“

„Es war ein hektischer Traum, weißt du, von denen, wo du dich immer verspätet fühlst? Ich musste Paolorossi begleiten und dann ins Stadion gehen, um zu spielen, und ich kam zu spät. Mir schien, ich kannte die Straßen und alles, aber jedes Mal bog ich dann falsch ab und fand mich in Kolumbien wieder.“

„Ein echter Albtraum, was?“, sagte Orbiz kichernd.

„Allerdings“, antwortete Valério mit einem Anflug von Lachen, „ein sehr wirklichkeitsnaher Albtraum.“

In den Tagen vor einem Spiel Brasiliens wurde sein Schuldgefühl verstärkt und verwandelte sich in sehr unruhige Träume oder in regelrechte Albträume, in denen mehr oder weniger regelmäßig alle etwas von ihm erwarteten, was er nicht leisten konnte. In diesem Fall hatte er geträumt, er habe den Auftrag, eine Gruppe Flüchtlinge in Sicherheit zu bringen, aber jedes Mal, wenn sie die Grenze überquerten, zu Wasser, zu Luft oder zu Land, fanden sie sich unabänderlich in Kolumbien wieder. Er wusste nicht, welches sein Ziel war, aber Kolumbien war es gewiss nicht.

Er suchte die Krücken, er würde jetzt ohnehin nicht mehr einschlafen können, das wusste er, besser ein paar Schritte gehen. Mein Gott, ein paar Schritte… Valério konnte nicht fassen, wie anstrengend es war, mit Krücken zu gehen. Ich bin ein Sportler von Weltklasse, wiederholte er sich immer wieder, kann es sein, dass ich alle fünf Minuten anhalten muss, um Luft zu holen? Und warum sie mich nicht entlassen, weiß ich nicht, sie sagen, sie müssten diesen Knöchel unter Beobachtung halten, aber mir scheint nicht, dass ich schlimmer dran wäre als andere, die schon zu Hause sind.

Devil dagegen hatte keine Wahl: von allen Verletzten des schrecklichen Unfalls, der die Nominierungen der brasilianischen Nationalmannschaft ausgelöscht hatte, war er einer von denen, die die größten Aussichten gehabt hätten, in der Startelf zu stehen. Und er war einer der schwersten Fälle: Schädel-Hirn-Trauma mit Kieferbruch und vorübergehender völliger Sprechunfähigkeit. Solange die Folgen des Schädel-Hirn-Traumas nicht ganz behoben wären – darunter ein anhaltender, hämmernder Kopfschmerz – und solange er nicht imstande wäre, sich normal zu ernähren, wäre er gezwungen, im Krankenhaus zu bleiben.

„Auch Daredevil, der maskierte Superheld, hatte am Anfang schreckliche Kopfschmerzen“, hatte Fabbri ihm gesagt, ein eifriger Kenner amerikanischer Comics, und es geschafft, ihn wenigstens mit den Augen lächeln zu lassen, wenn schon nicht mit dem lädierten Mund.

Eine halbe Stunde vor Anpfiff saßen schon alle vor dem Fernseher und diskutierten lebhaft. Das erste Spiel hatten sie zunächst jeder für sich verfolgt, teils weil der Zustand aller allgemein schwerer war und teils weil sie sich nicht danach fühlten, ein Erlebnis zu teilen, von dem alle gewettet hätten, es würde katastrophal sein. Aber am Ende hatten sie sich zu zwanzigst, Verwandte und Freunde mitgezählt, im Zimmer von Valério und Orbiz wiedergefunden, um über den Sieg der Nationalmannschaft zu jubeln und einander zu umarmen. Von jenem Augenblick an hatten sie stillschweigend beschlossen, die Spiele in einem Gemeinschaftsraum zu verfolgen. Sie kamen unauffällig an, kritisierten wütend alles und jeden: den Coach, den Verband, die Spieler, die Politiker, aber dann bekam das Anfeuern die Oberhand und sie verfolgten das Spiel und litten mehr als der ganze Rest der Bevölkerung.

Vor Brasilien–Kolumbien war der Zankapfel Foguetes Idee gewesen, die aufsehenerregende Geste zu vollbringen, dem indianischen Stürmer, Paolorossi, sein eigenes Trikot zu schenken. Die beiden ähnelten einander sehr, ein wenig kleiner Paolorossi (man musste es erraten, da Foguete wegen eines Traumas an der Wirbelsäule im Rollstuhl saß) und vor den Kameras entschieden weniger unbefangen: er hielt den Blick gesenkt, bewegte sich auf ganz eigene Weise, deutete Verbeugungen oder Gesten an, die im Ansatz abgebrochen schienen. Foguete seinerseits benahm sich, als sollte er selbst in wenigen Minuten auf den Platz gehen: Tätowierungen gut sichtbar, amerikanisches Käppchen schief aufgesetzt, unvermeidliche Kopfhörer um den Hals, Grußgesten mit den Händen, die Augen von einem, der schon weiß, dass er den Erfolg erobert hat.

„Ich habe immer gesagt, dass Foguete ein Arschloch ist!“, sagte Rominho mit seiner typisch schrillen Stimme.

„Er ist kein Arschloch, es ist nur so, dass er gern im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht“, antwortete Fabbri.

„Im Mittelpunkt von allem, willst du sagen“, fügte Rominho hinzu.

„Ach was. In zwei Minuten haben sie ihn schon vergessen, hier ist ein Viertelfinale zu gewinnen“, erinnerte Carlos Dugal.

„Sie ähneln sich schon, die beiden, was?“, bemerkte Valério.

„Allerdings, sie sehen aus wie Brüder“, sagte Fabbri.

„Dann ist der andere auch ein Arschloch“, mischte sich Rominho wieder ein, „außerdem, wie viel Arschloch kann einer sein, der Paolorossi heißt? Und dann schaut ihn euch an, er tut ganz verlegen und neulich Abend nach dem Tor sah er aus wie besessen.“

„Na, er hat ein großes Tor geschossen“, stellte Orbiz fest.

„Ich weiß nicht, ob er ein Arschloch ist, stark ist er“, gab Fabbri zu, „ich weiß nicht, ob er stärker ist als Foguete, aber er ist stark.“

„Weil Foguete jetzt stark ist“, murmelte Rominho.

„Und dann, mir gefällt diese Geste mit dem gespannten Bogen, das muss ich euch sagen“, erwiderte Valério und tat so, als hätte er Rominhos letzten Kommentar nicht gehört.

Den Spielen zusammen mit einem fast völlig stummen Devil beizuwohnen war ein wahres Vergnügen, wenn es einem gelang, für einen Augenblick das Drama zu vergessen, das er durchlebte. Jedes Mal, wenn der Ball auch nur vage die Angriffszone Brasiliens erreichte, stand er auf, brummte unartikuliert „MWGAAAAH! GHBAAAAAH!“, und gestikulierte fürchterlich, um den Mangel an Worten auszugleichen, so sehr, dass sich binnen fünf Minuten rings um ihn eine Leere bildete, nachdem alle, die Freundin eingeschlossen, ein paar Meter zurückgewichen waren, um mögliche unfreiwillige Backpfeifen zu vermeiden.

Auf Devils Schreie beeilte sich immer jemand zu antworten, als hätte er verstanden, weshalb ein Spiel wie Brasilien–Kolumbien, überaus reich an Gelegenheiten seitens Brasiliens, sich klanglich entfaltete in: „GHBAAAAAH!! AAAAAH!“

„Du hast recht, das war eine schöne Aktion.“

„MWGAAAAH! BGEEEEH!“

„Und ob.“

„Ich finde auch.“

„MBWWWWH?“

„Nein.“

„Aber wo denkst du hin, nicht im Traum.“

„MWGAAAAH! GHBAAAAAH!“

Und so weiter.

In der fünfunddreißigsten Minute der ersten Halbzeit trat Yamandé einen Eckball von der rechten Seite der kolumbianischen Abwehr. Die Standardsituationen wurden von Devil mit einer Art Beschwörungsritus empfangen: er blieb mit weit ausgebreiteten Armen stehen und gurgelte wer weiß was. Beim Losfliegen des Balls begann er mit einem besonders schmetternden „AAAAABWH! AAAAAANGH!“

Aber in jenem Augenblick gelang es Yamandé, dem Ball eine unglaubliche Effet-Flugbahn zu geben, die die ganze Abwehr aus dem Spiel nahm. Diesmal hatte niemand die Zeit zu kommentieren. Der Ball landete genau auf Piatas Fuß, der ihn mühelos ins Tor beförderte. Im Gemeinschaftsraum der „Fisioterapia e Armonia“ von São Paulo explodierte ein Getöse ohnegleichen. Devil sank in Tränen auf den Stuhl, während Kameraden und Angehörige, wenn auch mit ihren jeweiligen körperlichen Grenzen, feierten, indem sie ohne Unterlass sprangen und einander umarmten.

Als hörten sie wirklich Devils unverständliche, aber innige Anfeuerungen, wirkten Gonçalves' Jungen unaufhaltsam: nur das Pech und ein paar wirklich spektakuläre Paraden des kolumbianischen Torwarts verhinderten in den ersten fünfundvierzig Minuten das zweite Tor.

Die Pause brachte eine neue Diskussion mit sich.

„Habt ihr Gonçalves gesehen? Er wirkte verdattert", sagte Marcelinho, dem die Gesichtsprellung, die seine geschwollenen Augen fast geschlossen hielt, nur erlaubte, vage Schatten oder wenig mehr zu sehen.

„Er ist nicht verdattert, er macht das so, wenn die Mannschaft läuft", antwortete Valério.

„Aber es sieht nicht aus wie eine Mannschaft von Gonçalves, es sieht fast aus wie die Niederlande des totalen Fußballs", bemerkte Carlos Dugal.

„Es stimmt, wer weiß, was da vor sich geht", sagte Fabbri, „es ist, als kommandierten auf dem Platz die Jungen, aber ist das möglich? Wie können sie all diese Erfahrung haben?"

„Mir kommen sie heute dagegen geordneter vor als in den anderen Spielen", hielt Corujão dagegen, der immer alles durch die Brille der Taktik sah.

„Gonçalves ist ein Idiot", sagte Rominho vor sich hin, von den Anwesenden wieder einmal ignoriert.

Gegen Mitte der zweiten Halbzeit pfiff der Schiedsrichter einen Freistoß für Brasilien, mindestens dreißig Meter vor dem Tor. Nach einer kurzen Diskussion mit den Kameraden legte Jaci den Ball auf den Boden und wartete, bis der Schiedsrichter mit der Spraydose die Markierungen für den Abstand der Mauer zog. Die Spraydose war von den indianischen Jungen ohne besondere Überraschung aufgenommen worden, sie war nur eine der Tausenden von Seltsamkeiten, denen sie täglich ausgesetzt waren: der Überraschteste und Belustigtste angesichts dieser Neuerung war Antônio gewesen.

Devil stand schon mit seinen langen Armen ausgebreitet da und leierte den üblichen unverständlichen Singsang. Jaci und Yamandé waren nicht weit voneinander entfernt und fixierten höchst konzentriert den Ball.

„Der schießt, dieses Arschloch von Paolorossi", sagte Rominho.

„Nein", antwortete Marcelinho, „es schießt der, der den Ball hingelegt hat, Jaci. Erinnert euch an den Freistoß gegen Kamerun."

Stattdessen war es Yamandé, der Anlauf nahm und schoss. Der Ball wurde mit unglaublicher Wucht getroffen, unter den Flutlichtern flog er weiß und flach ohne auch nur einen Anflug von Effet auf die Tribünen hinter dem kolumbianischen Torwart zu. Nach etwa zehn Metern knickte die Flugbahn unerklärlicherweise ab und der Ball begann zum Tor hin zu fallen. Der Torwart, inzwischen deutlich zu spät, ging nach links. Devil hatte sein „AAAAABWH! AAAAAAEEENGH!!", schon begonnen, als der Ball noch nicht im Tor war. Yamandé hatte sich nach dem Schuss umgedreht und ging, die Arme zum Himmel, zu seinem eigenen Tor zurück, ohne den Ausgang des Freistoßes auch nur anzuschauen. Antônio, der Yamandés Verhalten sah und diesen Schuss sehr gut kannte, begann noch vor dem tatsächlichen Tor zu jubeln. Auch Gonçalves selbst hob instinktiv vorzeitig die Arme zum Himmel. Als sich das Netz wölbte, schrien die Jungen in der Klinik „Fisioterapia e Armonia" schon vor Freude, bis sie heiser waren.

„DIESER JUNGE IST EIN GENIE!“, wiederholte Rominho unablässig. „ICH HABE ES IMMER GESAGT: PAOLOROSSI IST EIN GENIE!“

Devil hatte sich wieder hingesetzt und schluchzte, sein Trikot umklammernd, und so sollte er bis zum Schluss bleiben und bei jeder Aktion leiden. Kolumbien hatte sich Hals über Kopf in den Angriff geworfen und hatte es zehn Minuten vor Schluss auch geschafft, per Elfmeter zu verkürzen: der blutjunge Julio hatte das Tor zum eins zu zwei erzielt und Moacir mit einer vollkommenen Ausführung vom Punkt bezwungen. Aber was die ganze Welt sah, war eine riesige Heuschrecke, die sich auf Julios rechtem Ärmel niedergelassen hatte, ohne dass er es merkte, und zwei Spieler Brasiliens, Ubirajara und Itaúna, die sie im Flug fingen und dort vor allen aufaßen.

Die Ekelschreie, die aus dem Gemeinschaftsraum der Klinik kamen, legten sich erst eine Minute vor Schluss, als ein neuer und seltsamerer Schrei „MBGHAAAEEHURRRHAH!“ Devils Mund entfuhr. Alle drehten sich fragend zu ihm um, während er schon, heiser, aber verständlich, aussprach: „HURR… HAH… HURRAAH! Val…érioh! Ich k…hann spr…hechen!“

Er sprach noch nicht ganz flüssig, aber die vorübergehende Lähmung schien verschwunden.

„Klar, was für ein Pech“, schloss Rominho, „einer bekommt die Sprache zurück und der Erste, an den er sich wendet, ist Valério.“

5.12 Pressekonferenzen

Opispo schaute auf die Bestätigungsmail, fast ungläubig, dass er es geschafft hatte: „Dienstag, 8. Juli, 16.00 Uhr; Estádio Mineirão, Avenida Antônio Abrahão Caram 1001, Pampulha, Belo Horizonte, Minas Gerais.“ Nach dem Einzug ins Achtelfinale hatte er beschlossen, dass er allzu lange auf Pepè gewartet hatte, und mit einigem Herumwursteln hatte er den Weg gefunden, sich dem Medientross anzuschließen, der die brasilianische Nationalmannschaft umgab. Die Mittel, über die er verfügte, waren nicht groß (auch weil ein Teil davon recht unbekümmert verwendet worden war), aber an einem Ort, der von Journalisten aus aller Welt wimmelte, eine Pressekonferenz abzuhalten, war eine Gelegenheit, die er sich nicht entgehen lassen konnte.

„José, du bist ein Trottel.“

Am anderen Ende der Telefonleitung versuchte Geovani Barreto, sein Direktor, ihn zur Vernunft zu bringen: „Eine Stunde vor dem Anpfiff des vielleicht wichtigsten Halbfinales in Brasiliens Geschichte wird zu deiner Pressekonferenz niemand kommen.“

„Geovani, mein Freund, hab Vertrauen zu mir, du weißt, dass man Opispo blind vertrauen kann, nicht wahr? Ich bitte dich, es so zu machen, wie wir es gesagt haben. Die Pressekonferenz beginnt um zehn nach vier, vielleicht, wenn es Nachzügler gibt, um Viertel nach vier. Du veröffentlichst um zwanzig nach vier auf der Website diese Auszüge, die ich dir geschickt habe.“

„José, du bist ein Trottel. Es wird keine Nachzügler geben, weil niemand da sein wird.“

„Mach es so, wie ich es dir gesagt habe, veröffentliche den Auszug um zwanzig nach vier, einverstanden?“

Geovani hatte die Verbindung schon beendet. Wenn es eine Sache gab, die ihm bei diesen modernen Telefonen fehlte, dann war es die Geste, den Hörer heftig auf das Telefon zu knallen. Er vermisste sie beinahe körperlich.

Opispo begann den größten beruflichen Sieg seiner Laufbahn im Voraus auszukosten, einer Laufbahn, die bis zu jenem Augenblick arm gewesen war an den Genugtuungen, von denen er sicher war, sie zu verdienen. Er hatte eine blitzartige Idee gehabt, er hatte sie mit Zähigkeit verfolgt, er hatte eine Reportage geschrieben, die der besten Federn des Landes würdig war, einen großen Scoop, etwas, das die ganze Nation in die Luft sprengen würde, und jetzt stand endlich der Augenblick seines Triumphs bevor.

Gewiss, er war auch sehr gut darin gewesen, die Tatsache in eine Ecke seines Hirns zu verbannen, dass der Scoop eine Fälschung war; die kleine Stimme, die er hin und wieder hörte und die ihm sagte „Falsch! Falsch!“, war mit jedem Tag schwächer geworden, bis sie unter den anderen Dutzenden von viel interessanteren Stimmen begraben war, die seinen Geist bevölkerten.

Was geblieben war, war unwiderlegbar (fast unwiderlegbar): das Gebiet des Urwaldes, aus dem der indianische Stamm kam, der es bis ins Halbfinale der Weltmeisterschaft geschafft hatte, lag nicht in Brasilien, sondern in Guyana. Fast unwiderlegbar: Opispo wusste sehr wohl, dass es nicht stimmte – tatsächlich hatte er nicht die blasseste Ahnung, welches der genaue Punkt war, aus dem der Stamm kam –, aber er zählte darauf, dass der Amazonas-Urwald groß ist, riesig, und dass es sich niemand je in den Kopf setzt, genaue Berechnungen über die exakte Lage der Stämme anzustellen, kein Brasilianer jedenfalls. Es ist unmöglich, gewisse Dinge mit Genauigkeit zu bestimmen, wiederholte er sich oft, es ist schlicht unmöglich.

Normalerweise werden eine Stunde vor Beginn eines Spiels keine Pressekonferenzen einberufen, und erst recht nicht vor einem so wichtigen Spiel, aber er hatte bei der Verantwortlichen der Pressestelle der Nationalmannschaft so sehr insistiert – hübsches Mädchen übrigens, er hatte sich ihre Telefonnummer sorgfältig notiert –, dass sie, erschöpft, die Uhrzeit auf vier festgesetzt hatte.

„Um vier wird niemand kommen, Senhor Opispo", hatte sie ihm gesagt.

„Machen Sie sich keine Sorgen, machen Sie sich keine Sorgen, mein Fräulein… Roxana, sagten Sie, nicht wahr? Was für ein schöner Name, meine Liebe, fast so schön wie Sie. Machen Sie sich keine Sorgen, Sie werden sehen, wie viel über diese Pressekonferenz gesprochen werden wird, ohohohoh ja, wie viel darüber gesprochen werden wird."

An dem großen Medienwirrwarr teilzunehmen bedeutete auch, sich auf sehr lange Auswärtsfahrten zu begeben; stundenlang zu warten, dass jemand von der Delegation erschien, um etwas zu sagen, ein Problem, das dadurch noch zermürbender wurde, dass keiner der Spieler Portugiesisch sprach, weshalb sie alle praktisch nicht zu interviewen waren, außer über diesen Antônio; sich Pressekonferenzen zu den verschiedensten Themen anzutun, abgehalten von Leuten auf der verzweifelten Suche nach einem Krümel Sichtbarkeit. Von diesen Pressekonferenzen hatte er sich immer peinlich genau ferngehalten, aber an jenem Tag war es ihm gleich: am folgenden Tag um vier wäre sein Augenblick, an jenem Tag konnte er sich auch in die letzte Reihe setzen und diese erbärmlichen Gestalten an sich vorbeidefilieren sehen.

Die erste Nachmittagskonferenz des 7. Juli war tatsächlich ziemlich gut besucht, stellte Opispo mit Bitterkeit fest (oder war es Neid?): eine gewisse Isabel Barbosa – alles andere als eine hässliche Frau, auch sie – kündigte die Gründung einer Stiftung zum Schutz eines Teils des Amazonas-Urwaldes an. Die kuriose Besonderheit, die so viele Journalisten zur Teilnahme bewogen hatte, war, dass die Mittel für die Stiftung unmittelbar aus den Prämien der Spieler kamen. Opispo musste zugeben, dass das eine Nachricht war, die großes Aufsehen hätte erregen können – die Indios, die sich ein schönes Stück Urwald kauften, man stelle sich vor –, wenn er nicht sicher gewesen wäre, dass seine Ankündigung des folgenden Tages alles überstrahlen würde.

An jenem Morgen hatte Isabel lange aus dem Fenster ihres Hotelzimmers geschaut, in einem der hohen Gebäude im Zentrum von Belo Horizonte. Die Luft war schwer und feucht, und nachdem sie aus der Dusche gekommen war, ohne sich die Haare zu trocknen, spürte sie sie nach mehr als einer halben Stunde immer noch nass. Das Rauschen der endlosen Dusche, die Robert gerade nahm, war ihre Geräuschkulisse, während sie den Autos zusah, wie sie sich im Stadtverkehr stauten. Sie hatten bis spät gearbeitet, um an den letzten Einzelheiten der Präsentation zu feilen, sie hatten über Fußball gesprochen, sie hatten miteinander geschlafen, und jetzt brachte sie es nicht fertig, die Augen von dieser Stadt zu lösen.

„Diese Stiftung steigt dir wirklich zu Kopf, was?", hatte er gefragt, als er in einer Dampfwolke aus dem Bad kam.

„Es ist Brasilien, das mir zu Kopf steigt, es sind meine Leute, diese Städte, diese Kinder, dieser unermessliche Urwald, den wir weiterhin ignorieren, die unglaubliche Mannschaft, die uns ins Halbfinale der Weltmeisterschaft gebracht hat…"

„Und ich?"

„Du was?"

„Steige ich dir nicht ein bisschen zu Kopf?"

Isabel hatte sich lächelnd umgedreht: „Nein, du nicht!“, hatte sie geantwortet, hatte ihm die Zunge herausgestreckt und damit eine Reihe von Scharmützeln begonnen, die sie wieder im Bett hatten enden lassen.

Erst beim Frühstück hatten sie wieder zu reden begonnen.

„Ich hoffe, dass diese Pressekonferenz bald kommt, denn ich fühle, dass ich dir nicht mehr weiter helfen kann“, hatte Robert todernst gesagt.

„Was sagst du da? Warum kannst du mir nicht mehr helfen?“

„Weil wir, je näher das Spiel rückt, immer mehr zu Feinden werden, ich Deutscher, du Brasilianerin, wir sind vollkommene Feinde. Ich kann es noch ein bisschen versuchen, aber ich fühle schon, dass mein Widerstand gleich nachgibt.“

„Und was würde geschehen, wenn dein Widerstand nachgäbe?“

„Nichts Besonderes, du wirst meine Feindin und ich fange an, dich zu hassen.“

Isabel hatte Robert einen Augenblick lang gemustert. Sein deutscher Akzent erlaubte ihr nicht, einen etwaigen scherzhaften Ton bei ihm sofort zu erfassen: er blieb weiterhin todernst, aber sie hatte nach einigem Zögern festgestellt, dass er scherzte.

„Ich wusste nicht, dass dich Fußball so sehr interessiert, bis vor ein paar Tagen hast du fast nie davon gesprochen.“

„Natürlich interessiert mich Fußball, ich bin Deutscher.“

„Natürlich interessiert mich Fußball…“ hatte sie ihm nachgesprochen und dabei versucht, seine Sprechweise nachzuäffen.

„Siehst du? Wir sind schon mehr Feinde als vorher!“, hatte er lachend geantwortet.

„Lass mich Antônio anrufen, für ihn wird es nicht leicht sein, an der Konferenz teilzunehmen.“

„Antônio, was?“

„Ich weiß, dass du fürchterlich eifersüchtig auf ihn bist und dass du allen Grund dazu hast: Antônio ist Brasilianer und deshalb viel schöner als ihr Deutschen, die ihr unsere Feinde seid, er hat im Urwald in Symbiose mit der wildesten Natur gelebt, und diese wilde Natur leuchtet in seinen Augen, so sehr, dass er aus dem Unansehnlichen, der er war, als ich ihn in Macapá kannte, sogar schön geworden ist.“

„Schön, was?“

„Mehr noch, wunderschön. Und er ist die Hauptfigur des unglaublichsten Ereignisses der Fußballgeschichte, soll ich weitermachen?“

„Siehst du, dass wir immer mehr Feinde werden?“

Der Presseraum des Stadions von Belo Horizonte war voller Journalisten. Die Spärlichkeit der Informationen, die aus dem Trainingslager der Nationalmannschaft kamen, machte sie gierig nach

Nachrichten, und eine Pressekonferenz, an der Antônio teilnahm – wenn auch zu einem Nebenthema wie dem Schutz des Urwaldes –, konnte eine Gelegenheit sein, ein paar Informationen zu bekommen: welcher Art auch immer, es genügte, dass es Material gab, um etwas zu schreiben.

Opispo, der hinten im Saal saß, versuchte gerade, das erste Bild zu deuten, das auf der großen Leinwand erschienen war. Es war in zwei Teile geteilt: links das Foto, das eine Gruppe Indios zeigte, die auf einer weiten, vage rechteckigen, vegetationslosen Fläche Fußball spielten, vollständig von Bäumen umgeben. Das Gemurmel im Presseraum ließ ihn begreifen, dass einer der abgebildeten Jungen, im Begriff, einen Freistoß zu schießen, Piata war. Rechts eine Karte des Nordens Brasiliens, auf der man Macapá sah, den letzten Teil des Laufs des Amazonas, einen großen hellblauen Punkt, der offensichtlich grob umrissen das Gebiet des Urwaldes bezeichnete, in dem das Foto links aufgenommen worden war, und oben, sehr weit oben, die rote gestrichelte Linie, die die Grenze zu Französisch-Guayana und Surinam darstellte.

Er brauchte eine Weile, um zu begreifen, was das alles bedeutete. Zuerst gab es die Fotos von Isabel, Antônio und einem dritten Kerl, dem Direktor von Rete Norte. Dann ein kleines technisches Problem mit den Mikrofonen, prompt von einem sehr diensteifrigen jungen Mann behoben. Schließlich ein kurzer Beitrag Antônios, der den anwesenden Journalisten versicherte, die letzten fünf Minuten würden den Fragen zur Mannschaft gewidmet sein. Erst als Isabel sich räusperte, um zu sprechen zu beginnen, begriff Opispo, wie in einem Blitz.

Nach dieser Pressekonferenz würde niemand mehr ein Wort seiner Reportage glauben. Wer, wenn nicht Antônio, konnte eine maßgebliche Stimme sein, um das Dorf zu verorten, in dem er gelebt hatte? Andererseits, sagte er sich, ist es mit der heutigen Technik kinderleicht, gewisse Dinge mit Genauigkeit zu berechnen. Kinderleicht.

„Geovani?“

„José! Hallo, was ist los?“

„Geovani, hallo, weißt du, diese Sache mit dem Auszug aus meiner Reportage?“

„Natürlich weiß ich das, wir haben vor einer halben Stunde miteinander gesprochen, was ist los?“

„Also, Geovani. Weißt du, es sind ein paar Dinge passiert, große Sache, sehr große, ich erzähle sie dir nicht am Telefon… Ja, also, ich bin von Leuten sehr weit oben unter Druck gesetzt worden…“

„Druck? Was für ein Druck?“

„Na, Geovani, du kennst mich, du weißt, dass ich über gewisse heikle Dinge lieber persönlich spreche. Wie dem auch sei, ja, also, es wäre vorzuziehen zu warten und diesen Beitrag nicht sofort zu veröffentlichen.“

„Aber wie das! Das war eine Bombe, der Scoop des Jahrtausends!“

„Ja, ja, es ist eine Bombe, ja, aber, na ja, weißt du, hier sind sehr hochstehende Leute im Spiel…“

„José, willst du mir sagen, was passiert ist?“

„Geovani, veröffentliche ihn nicht, okay?“

Als Opispo die Verbindung beendete, war er schon unten an der Ausgangstreppe des Stadions. Er ging ins Hotel, um einen Rückflug zu buchen, und an jenen Artikel dachte er nicht mehr. Er vergaß auch, die Pressekonferenz des folgenden Tages abzusagen, zu der ohnehin nur eine einzige Person erschien.

Um 16.20 Uhr, nach zwanzig Minuten, die er damit verbracht hatte, über die Ironie des Schicksals nachzudenken, die ihn in einem einzigen Monat so weit gebracht hatte, dass er, der einen Weg gesucht hatte, die Nominierung der Indios zu verhindern, jetzt ihr Schutzengel war („es kommt darauf an“, hörte er Antônio oft wiederholen, und er hatte recht), stellte Thiago fest, dass die Pressekonferenz offenkundig geplatzt war, da nicht einmal der Referent erschienen war, und dass man sie als Fehlalarm zu den Akten legen konnte. Während er sich raschen Schrittes zu den Kabinen aufmachte, zog er das Handy heraus: „Roxana? Hier ist Thiago. Danke, dass du mich auf diesen seltsamen Typen hingewiesen hast. Ich wollte dir nur sagen, dass dann zur Konferenz niemand erschienen ist. Nein, er auch nicht. Keine Ahnung, wer weiß. Besser so. Klar. Nochmals danke.“

5.13 Warten

Gonçalves' Ratschläge waren sehr nützlich gewesen, Antônio tat sich nicht schwer, es zuzugeben: die Mannschaft hatte gegen Kolumbien ihr bestes Spiel bestritten, obwohl der Gegner der härteste war, dem sie bis dahin begegnet waren. Weit davon entfernt, zufrieden zu sein, betrachtete Antônio allerdings die düsteren Wolken, die sich am Horizont zusammenzogen.

Im hektischen Schlussteil des Spiels hatte sich Piata seine zweite Verwarnung des Turniers eingehandelt, weshalb er für das folgende Spiel gesperrt sein würde. Und auch Cauê stand infrage wegen des üblen Schlags auf den Rücken, den er in den letzten Spielminuten bekommen hatte und der ihn gezwungen hatte, auf der Trage vom Platz zu gehen. Auf die verzichten zu müssen, die sie gerade als Angelpunkte der Abwehr und des Angriffs ausgemacht hatten, wäre in jedem Fall ein Problem gewesen, und das Spiel, das sie am folgenden Tag erwartete, war gewiss kein Spiel wie jedes andere: Deutschland war bis zu jenem Augenblick die überzeugendste Mannschaft der ganzen Weltmeisterschaft gewesen.

Aber die düsterste Wolke von allen, im Vergleich zu der die anderen leichte und pausbäckige weiße Wölkchen waren, war die Tatsache, dass es sich um das Halbfinale handelte. Die Art von Spiel, die Antônio am meisten fürchtete, sein verfluchtes Spiel. Gestärkt von der guten Leistung der Mannschaft versuchte Antônio, die aufsteigende Beklemmung unter der Oberfläche zu halten und sie nicht auf andere zu übertragen, aber es war nicht leicht. Es war überhaupt nicht leicht.

Im Fernsehzimmer wartete ein Grüppchen von Jungen aufs Abendessen und gab sich einem ihrer liebsten Zeitvertreibe hin: mit Blitzgeschwindigkeit die Kanäle zu wechseln auf der Suche nach Beiträgen, die von ihnen sprachen oder allgemeiner von der Weltmeisterschaft.

„Geh zurück. Mir war, als hätte ich etwas gesehen."

Tainì kehrte zum vorherigen Kanal zurück, auf dem gerade alte Schwarzweißaufnahmen liefen.

„Wie seltsam, dieser Kanal ist vielleicht kaputt, er hat keine Farben."

„Auch der Ball ist seltsam, es ist nicht derselbe, den wir benutzen. Geh weiter, los."

„Warte. Mir war, als hätten sie Moacir gesagt."

„Ach was, Moacir. Es wird eines von diesen Wörtern sein, die sie haben und die wie unsere klingen, aber dann etwas ganz anderes bedeuten."

Alle verstummten. Einige Sekunden lang nahmen ihre Ohren nur den inzwischen vertrauten, aber noch immer unverständlichen Klang des Portugiesischen wahr, dann aber hörte man deutlich das Wort „Moacir". Einige Augenblicke später erschien auf dem Bildschirm das Bild eines schönen Mannes mit Schnurrbart. Wer unter den Jungen noch Erinnerung an Antônios Schreibunterricht bewahrt hatte, las auf dem Bildschirm: „M O A C – da steht Moacir! Aber das ist doch nicht Moacir!"

Jerujeru lief, um Antônio und Moacir zu holen, und ganz allmählich kamen, vom Durcheinander angezogen, auch fast alle anderen. Antônio warf einen Blick auf den Fernseher und begriff sofort. Es war ein Beitrag über den Maracanaço, das Endspiel der Weltmeisterschaft 1950, das ganz Brasilien schon für gewonnen gehalten hatte, um sich dann der größten Niederlage der brasilianischen Sportgeschichte gegenüberzufinden.

„Ist es denn möglich“, sagte Antônio vor sich hin, aber laut, „dass diese Schwachköpfe am Tag vor dem Halbfinale eine solche Geschichte senden?“

„Was für eine Geschichte ist das?“, fragte Moacir.

„Ach nein, nichts“, Antônio zögerte, „in Wirklichkeit ist es eine wunderbare Geschichte, in ihrer Tragik. Vielleicht die größte Fußballgeschichte aller Zeiten, eure ausgenommen.“

„Und warum hast du sie uns nie erzählt?“, drängte Yamandé.

„Ich habe sie euch nie erzählt, weil es viele Hauptpersonen gab und die Schuld bei vielen lag, aber Brasilien beschloss dann, das ganze Gewicht auf die Schultern eines einzigen Mannes zu laden, des Torwarts. Und wisst ihr, wie er hieß? Auch er hieß Moacir. Er war der Mann, den ihr vorhin gesehen habt. Einmal, vor Jahren, im Urwald, wollte ich sie euch gerade erzählen, dann habe ich an unseren Moacir gedacht und beschlossen, es nicht zu tun.“

Antônio schwieg. Die Jungen sahen ihn an und hingen an seinen Lippen. Für einen Augenblick kehrte er in der Erinnerung zu den vergangenen Jahren zurück, als er erst seit kurzem die Sprache einigermaßen sprach, zu dem Gefühl der Befreiung, das er empfunden hatte, dazu, wie wichtig es für ihn gewesen war, die ersten Geschichten erzählen zu können. Fast ohne es zu merken, begann er wieder zu sprechen: „Mir hat diese Geschichte mein Großvater erzählt. An jenem Tag war der Großvater im Maracanã, als Mitglied der Kapelle, die die Hymne spielen sollte…“

Eine halbe Stunde später hatte Antônio, fast gegen seinen Willen, seine Geschichte zu Ende erzählt. Er schreckte auf und dachte: aber was rede ich da? Warum zum Teufel habe ich ihnen diese Geschichte erzählt? Auf den Gesichtern der Jungen waren eine Reihe beunruhigender Zeichen erschienen, und Antônio hielt es für gut, den Schaden zu flicken.

„Aber macht doch nicht solche Gesichter, na los. Ihr seid viel stärker als das Brasilien von damals und als das Deutschland von heute. Ihr werdet ohne Probleme gewinnen.“

Mein Gott, bin ich verrückt geworden? Wechsle das Thema, Antônio, wechsle das Thema.

„Ihr habt nichts, worüber ihr euch Sorgen machen müsstet. Der Fluch des Halbfinales ist eine Sache, die nur mich betrifft.“

Nichts zu machen, vielleicht ist es besser, wenn ich schweige, dachte Antônio noch, stand auf und ließ seine sprachlosen Jungen hinter sich.

Die Tage nach dem Viertelfinale gegen Kolumbien waren überaus langsam vergangen. Antônio gingen inzwischen alle Tricks aus, um sich abzulenken, um die Beklemmung nicht hochsteigen zu lassen und sie nicht auf die Seinen zu übertragen. Das Telefonat mit den Eltern war ihm keine Hilfe gewesen, zu viel Durcheinander, hektische Ermahnungen und gestammelte Wünsche. Das Telefonat mit Teresa hatte ihn ein wenig aufgerichtet: wie sie es schaffte, ihn zum Lachen zu bringen, wenn auch unabsichtlich, schaffte es niemand. Und die Reihe der Beschwörungen und die Liste der Glücksbringer, die sie zu ihren Gunsten aufgeboten hatte, hatten ihn noch mehr zum Lächeln gebracht.

Auch das Telefonat mit Isabel hatte ihm gutgetan, die Nachrichten von der Stiftung waren sehr gut, aber eine Sache, die sie ihm gesagt hatte, hatte ihm einen lästigen Floh ins Ohr gesetzt. Konnte Antônio in aller Aufrichtigkeit sagen, gegenüber seinen Jungen anständig gewesen zu sein? Ja, alles in allem ja. Er hatte sich verhalten wie ein fürsorglicher Vater gegenüber kleinen Kindern: er hatte

Interessen gewahrt, von denen sie nicht wussten, dass sie sie hatten, und er hatte sie vor vielen Fallstricken geschützt, indem er sie nicht in Kenntnis von deren Vorhandensein setzte.

Aber er war nicht wirklich ihr Vater, und erst recht waren diese Weltklassesportler keine kleinen Kinder. Es sind starke und mutige Männer. Sie verdienen es zu wissen und für sich selbst zu entscheiden, dachte Antônio, nicht ohne eine Prise Fatalismus, hervorgerufen von der wachsenden Halbfinal-Beklemmung.

Nach dem Abendessen bat er Gonçalves um die Erlaubnis (Antônio war weiterhin sehr darauf bedacht, den Schein zu wahren), sie zu einem Spaziergang mitzunehmen für einen Indio-Ritus, den er sich einige Tage zuvor ausgedacht hatte und den er als Ausrede benutzte, wenn er mit ihnen allein bleiben wollte.

„Erinnert ihr euch, dass ich euch erzählt habe, dass der Fußball nicht nur aus Nationalmannschaften besteht? Es gibt auch die Mannschaften der Dörfer und die der Stämme. In diesen können Fußballer aus der ganzen Welt spielen, auch wenn sie in einem anderen Dorf geboren sind, auch auf der anderen Seite der Welt."

Ein zustimmendes Gemurmel empfing Antônios Worte.

„Die stärksten und reichsten Mannschaften geben den stärksten Spielern der Welt viel Geld, um sie zu überzeugen, Teil ihrer Mannschaft zu werden."

Antônio schwieg einige Sekunden lang, weil er nicht recht wusste, wie er das Gespräch wenden sollte, dann beschloss er, direkt zu sein.

„In den letzten Tagen habe ich erfahren, dass einige der stärksten Mannschaften der Welt möchten, dass ihr bei ihnen spielt."

Es gab einen kurzen Augenblick der Stille, dann fragte Piraí: „Und wer von uns?"

„Alle."

„Alle?", wunderte sich Apererá. „Aber ich habe nicht ein einziges Mal gespielt, wie können sie wissen, dass ich ein guter Spieler bin?"

„Es gibt mehr Nachfrage nach denen, die gespielt haben, das stimmt. Aber sie denken, dass ihr, wenn ihr in derselben Mannschaft wie Yamandé, Cauê, Jaci seid, dann auch gut sein müsst."

„Und das stimmt!", fügte Brejauva lachend hinzu.

„Schade, dass wir nach der Weltmeisterschaft sofort ins Dorf zurückmüssen", sagte Tainì nachdenklich, „ich würde gern noch ein paar andere Orte besuchen. Und außerdem, alle zusammen in einer großen Mannschaft zu spielen wäre schön, oder?"

„Ihr würdet nicht alle zusammen spielen", erklärte Antônio. „Jede dieser Mannschaften hat schon sehr starke Spieler und sucht nur einen, zwei, höchstens drei Spieler, um die Mannschaft zu vervollständigen, je nach ihren Erfordernissen. Zum Beispiel gibt es eine sehr starke Mannschaft in Spanien, die einen Torwart sucht, weil der vorherige aufgehört hat zu spielen, und sie sind sehr an Moacir interessiert."

„Aber Spanien ist doch diese ganz schwache Mannschaft, die schon ausgeschieden ist, es kann keine starken Mannschaften in Spanien geben!“, erwiderte Moacir empört.

„Und doch, es scheint seltsam, aber es ist so, einige der stärksten Mannsch…“

„Und ich? Wer will mich in der Mannschaft?“, unterbrach ihn Jaci.

„An dir sind zwei Mannschaften aus England interessiert…“

„Aber wir haben auch die spielen sehen, die England heißen, und auch die sind schwach! Antônio, nimmst du uns auf den Arm?“

„Lass mich zu Ende reden. Zwei aus England, eine aus Italien…“

„Er nimmt uns auf den Arm“, folgerte Jaci unter dem Hohngelächter der anderen.

„Eine aus Deutschland und zwei aus Brasilien.“

„Ah. Gut“, schloss Jaci, plötzlich stolz.

Es vergingen einige Sekunden Stille, und dann hörte man Piraí sich räuspern.

„Ich will nicht ins Dorf zurück. Wie mache ich das, wenn ich einer Mannschaft, die mir Geld zum Spielen geben will, sagen will, dass ich einverstanden bin?“

Piata war der Schnellste im Antworten: „Was sagst du da? Was heißt das, dass du nicht ins Dorf zurückwillst? Im Dorf werden wir alle gebraucht. Wir werden ins Dorf zurückkehren, nachdem wir es mit unserer Tat stolz gemacht haben.“

„Kehr du ins Dorf zurück. Dir geht es dort gut und du tust recht daran zurückzukehren, mir geht es hier besser und ich bleibe hier.“

Während Piata, zwischen Verwunderung und Wut, nach den richtigen Worten suchte, mischte sich überraschend Itaúna ein: „Auch mir würde es gefallen, noch eine Weile hierzubleiben. Vielleicht ohne zu weit weg zu gehen, aber in Macapá zu spielen oder in dieser schönen Stadt, wo wir spielen waren, in Manaus, das wäre schön.“

„Du? Aber du sagst doch die ganze Zeit, dass es hier grässlich ist, du wolltest ja nicht einmal zur Weltmeisterschaft mitkommen.“

„Ich habe meine Meinung geändert. Seine Meinung zu ändern ist schlau.“

Binnen zehn Minuten brachten viele andere mit immer lauterer Stimme ihre Vorliebe zum Ausdruck, die Gemüter erhitzten sich immer mehr, Piata und Itaúna gerieten fast aneinander, und die Mannschaft teilte sich klar in zwei.

Es waren Moacir und Yamandé, unter den wenigen, die sich herausgehalten hatten, die wenn nicht die Gelassenheit, so doch wenigstens die Stille in die Gruppe zurückbrachten. Antônio, mitten in einer Krise, war gegangen, ohne etwas zu sagen, und beschränkte sich darauf zu denken, fast erleichtert: schlimmer kann es wenigstens nicht mehr kommen.

5.14 Fieberträume

Ybyráatã, nein! Steig nicht auf diesen Baum, nein! Nein! Das ist der verfluchte Baum, nein! Die Kaimane fressen keine Affen, die Kaimane fressen keine Kinder, nein!

Es ist morgen, es ist morgen, wir müssen los, rennen, egal wie gefährlich es ist, es ist morgen. Sagt dem Senhor Inácio, er soll auf mich warten, dass ich diesmal auch in die Kirche komme, Inácio, Inácio, warte auf mich, Inácio, ich muss den Urwald durchqueren, um auch zur Messe zu kommen, aber ich schaffe es, ich breche früh am Morgen auf, ich baue ein Floß, aber Ybyráatã, versprich mir, dass du auf diesen Baum nicht, nicht hinaufsteigst, denk daran, die Kaimane fressen keine Affen.

Ich muss euch das Zählen beibringen, warum habe ich euch nie das Zählen beigebracht? Ich muss euch das Zählen beibringen, wenigstens bis hundert, vielleicht bis tausend. Wenn ich euch das Zählen bis tausend beigebracht hätte, wisst ihr, was für ein Unterschied das wäre? Wisst ihr, wie viel mehr Dinge wir hätten tun können? Tausend Tage, tausend Jahre, tausend Kilometer. Warum habe ich euch nie das Zählen beigebracht?

Machen wir es so, morgen fliehen wir alle, kehren wir in unseren Urwald zurück, kehren wir zu Ybyráatã zurück, das Halbfinale macht nichts, das macht nichts. Warten wir, bis die Sonne aufgeht, und dann nehmen wir ein Kanu, einen Jeep, irgendetwas, und wir kehren alle zusammen in unsere Shabonos zurück, in unser Leben, das Halbfinale macht nichts.

Julio, Julio!

Der Geist Velascos muss auf uns herabkommen, das ist die einzige Möglichkeit. Julio, Julio, komm in die Kirche, lass auch du dich segnen, aber iss die Auster nicht! Iss gar nichts, die Auster, die Krabbe, nichts, iss nicht, denn sie sind vergiftet, man hat sie mit Absicht vergiftet. Julio, hilf du mir, Julio. Morgen muss mein Blut aus meinen Adern austreten und an seine Stelle muss Eis eintreten, Eis und Gift. Julio, hilf du mir, das Blut muss ganz austreten.

Coach, ich überlasse Ihnen die Mannschaft, ich gehe fort zu meiner Frau, zu meinem Sohn, ich überlasse Ihnen die Mannschaft. Macht nicht den zu straff gespannten Bogen, macht nicht das Spiel der verflochtenen Lianen, sie haben uns studiert, sie kennen uns, sie waren die ganze Zeit hinter den Bäumen versteckt und wir haben es nicht gemerkt. Deshalb hat der Jaguar aufgehört zu kommen, wofür sonst? Sie haben ihn weggeschickt, um uns zu beobachten und zu studieren. Jetzt kennen sie uns zu gut, wir müssen fliehen, das Dorf verlassen, woandershin ziehen.

Aber es ist zu spät, das Halbfinale ist morgen.

Mut, Jungs, gebt mir Mut, ich schaffe es nicht. Ich habe Schmerzen an einem Knöchel, ich habe Schmerzen an einem Fuß, ich kann nicht laufen, ich kann nicht mit euch spielen, gebt mir Mut. Ohne mich schafft ihr es nicht, die rechte Seite wird vollkommen ungedeckt sein, gebt mir Mut, denn mit diesem Fuß schaffe ich es nicht. Wer wird rechts spielen? Wer wird spielen? Es wird immer meine Schuld sein, nicht wahr?

Spürt ihr den Geist des Maracanaço über uns schweben? Wir können nichts tun, wir können nicht fliehen, der Geist ist mächtig und es gibt nichts, was ihn aufhält. Jungs, flieht, das ist die einzige Möglichkeit, euch zu retten, flieht, ich werde ihn aufhalten, ich werde mich vor die Kameras stellen, während ihr in den Urwald zurückkehrt, euch zerstreut, flieht.

Helft mir.

Ihr hättet die große schwarze Schlange nicht so nah halten dürfen, ihr dürft euch nicht von ihrer scheinbaren Ruhe täuschen lassen, in dem Augenblick, in dem sie Hunger hat, wird sie nicht zögern, einen von euch anzugreifen, ihr müsst sie verjagen, sie einsperren. Schaut ihr nicht in die Augen, dieses Gelb ihrer Iris ist schon giftig, wie ihr roter Rachen giftig ist. Ich liebe euch alle, ihr merkt es nicht, ihr müsst sie verjagen, steht nicht so nah, da bewegt sie sich, da greift sie an, DA GREIFT SIE MICH AN!

TUM! TUM! TUM! „Almeida! Senhor Almeida!“

Zuerst dachte Antônio, es sei sein Herz, das so laut schlug.

TUM! TUM! TUM! „Almeida, sind Sie da? Die Mannschaft verlässt das Hotel, um zum Trainingszentrum zu fahren…“ TUM! TUM! TUM!

Aber da waren diese Worte.

TUM! TUM! TUM! „Senhor Almeida, ich weiß, dass Sie noch im Zimmer sind, antworten Sie mir, ich bitte Sie.“

Es war nicht sein Herz, das allerdings wie verrückt schlug. Es war jemand an der Tür.

„Ja…“ antwortete Antônio mit kaum hörbarer Stimme. Wo war er? Welcher Tag war es?

„Oh, Almeida, dem Himmel sei Dank! Dem Himmel sei Dank! Geht es Ihnen gut? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

„Ja, mir geht es gut, mir geht es gut“, die Stimme kam nur mühsam heraus. Er war in einem Hotel. Aber wo? Wann?

„Oh, was für eine Erleichterung, Almeida, die Mannschaft ist schon im Bus, sie brechen zum Trainingszentrum auf, nur Sie fehlen: wissen Sie, mit der Sache, dass das Halbfinale ist und alles, sollten Sie vielleicht so bald wie möglich zu ihnen stoßen…“

„Das Halbfinale? DAS HALBFINALE!“

5.15 Anpfiff

Er löste sich aus der Umarmung von Federn und Flitter: „Los, sei brav, Almeiridia, dein Pepè will das Spiel sehen. Nein, nicht so, ich habe deine Haare vor den Augen, los, geh von mir runter, mein Schmetterlingchen, das hier ist ein wichtiges Spiel, wenn du ein braves Mädchen bist, zeigt dir Pepè nachher diese violetten Spitzenhöschen, die er dir versprochen hat, aber jetzt lass mich zuschauen, denn den da kenne ich, dem da habe ich das Leben gerettet."

Das Mädchen riss die schwarz umrandeten Augen auf, beeindruckt: „Tja, wenn ich nicht gewesen wäre, wäre er mausetot, ja. Ich habe ihm im Urwald das Leben gerettet, damals, als ich um Haaresbreite dem großen weißen Jaguar entkommen war, ich habe es dir doch erzählt, oder? Dann habe ich den hier gefunden, der sich verirrt hatte, er verhungerte und verdurstete und wurde von einem Rudel wilder Ameisenbären angefallen, wäre ich nicht gewesen… Aber ich erzähle es dir nachher, mein Zuckerchen, vielleicht bei dir im Zimmer, dann machen wir noch mal dieses Spiel von neulich, jetzt sei brav und still, denn es fängt gleich an."

„Seid still, es fängt gleich an!" Teresa hatte sich die hellblauen muschelförmigen Ohrringe angelegt, die ihr immer Glück gebracht hatten, und hatte auf dem Fernseher eine ganze Schar von Bildchen und Statuetten von Heiligen und *orixás* aufgestellt. Sie hatte sogar einen „Defumador chama fortuna" angezündet, für diesen Anlass gekauft, der ihr, obwohl er einen vagen Geruch nach Füßen verbreitete, als der beste Talisman im Handel empfohlen worden war. Sie hatte eine ganze Kiste Bier kalt gestellt, und zwei neue Flaschen Rum und *pinga* standen bereit auf dem Tischchen neben einer Stange Zigaretten und einem Tablett mit Keksen. Luiza, höchst elegant in gelb-grün gestreiftem Rayon, saß zwischen João und Saverio, die, in einer Schublade versteckt, ein ganzes Sortiment Feuerwerkskörper bereithielten, gekauft beim Chinesen an der Ecke.

„Ich sehe sie nicht, aber der Lärm, den sie machen, gefällt mir sehr, nimm auch ein paar von denen, die pfeifen, ich bitte dich", hatte Saverio gesagt, „aber sagen wir Teresa nichts, sie hat ja ihren ganzen Aberglauben, und wer weiß, ob sie nicht denkt, dass die Unglück bringen; wir machen ihr eine Überraschung."

Die große Fahne hing schon aus dem Fenster, Teresa hatte sich schon vor dem Anpfiff den fuchsienfarbenen Nagel des kleinen Fingers ganz abgenagt.

„Aber wann pfeifen sie diesen Anfang? Mein Gott, ich bin ganz verschwitzt vor Aufregung… vielleicht hätten wir nicht kommen sollen, Italo, vielleicht hätten wir zu Hause bleiben und auch dieses Spiel im Fernsehen anschauen sollen… ich weiß nicht, ob ich es schaffe, sie in echt anzusehen, ich rege mich zu sehr auf…"

„Ach was, Marcela, wie hätten wir nicht kommen können, es ist schon viel, dass ich es bis jetzt ausgehalten habe: bei den Spielen im Fernsehen ist mir schlecht geworden… und dann wirst du sehen, wie froh Antônio sein wird, wenn er erfährt, dass wir gekommen sind, wie es auch ausgeht, er wird seine Eltern neben sich haben!"

„Oh, aber ich glaube, er weiß, dass wir hier sind."

„Und wie soll er das wissen? Du hast es ihm doch nicht etwa gesagt? Es soll eine Überraschung sein!"

„Nein, nein, wo denkst du hin, dass ich es ihm gesagt hätte! Aber ich glaube, er spürt es, er spürt das Herz seiner Mutter ganz nah… schau ihn an – wie funktioniert dieses Fernglas, ich schaffe es

nie – da, da, schau ihn an, mein Gott, was für Augenringe er hat, das arme Kind, er muss die ganze Nacht wach gewesen sein… Aber wann fangen sie an, ich halte eineinhalb Stunden so nicht aus!“

„Wach auf, los!“

„Hmmm, mh… wie denn, willst du wieder anfangen? Wir sind doch keine Kinder mehr, was soll dieser Eifer, Isabel, du Pantherin?“

„Haha, aber nein, Robert, nimm den Arm weg, los, das Spiel fängt gleich an, wir müssen es sehen! Und außerdem Pantherin… ich habe mich immer eher als Kätzchen gesehen, romantisch, zärtlich, fröhlich und ein bisschen verrückt…“

„Dann werde eben ich den grrrossen Panter machen, den grrrossen teutschen Panter, der frisst kleine saftige Brasilianerin in einem Bissen und alle ihre Freundchen dazu…“

„Hahaha, nein, hör auf, hör auf! Ich will zuschauen!“

„Es gibt nichts zu sehen, ihr könnt nichts machen gegen grrrosses Teutschland, ihr kitzelt uns bloß, so und so und so… haha, gewinnen tun sowieso wir!“

„Wir gewinnen, nicht wahr, Papa? Dieses Deutschland ist stark, ich muss sagen, es macht ein bisschen Angst.“

„Aber natürlich, Manuelito, Brasilien gewinnt, Antônio gewinnt.“

Carlos verdrehte die Augen: „Papa…! Schon wieder diese Geschichte, dass deiner Meinung nach der wahre Trainer dieser Mannschaft Antônio ist?“

„Das ist keine Geschichte. Ich wiederhole dir, dass ich ihn gut kenne, viele der Schemata, die sie benutzen, sind dieselben, die wir uns ausgedacht hatten, als wir Macapá trainierten und für die uns alle ausgelacht haben.“

Carlos und Manuelito wechselten einen Blick und begannen dann zu kichern.

„Papa, komm schon! Das gespaltene Gleis, hahaha, natürlich haben sie euch ausgelacht, wie kann man da ernst bleiben!“

Manuelito fing so sehr an zu lachen, dass ihm die Coca-Cola in die Nase hochstieg und er ein bisschen davon auf die Hose spucken musste.

Eduardo rückte die kleine Enkelin Evita zurecht, die ihm auf dem Arm eingeschlafen war, und wischte mit einer Handbewegung die Nachsicht beiseite, mit der die Kinder seinen Erzählungen zuhörten. Wer weiß, ob Antônio Kinder hat, er kam mir nicht so vor wie der Typ dafür. Wer weiß, ob er jemanden gefunden hat, der seinen Erzählungen gern zuhört. Und wer weiß, ob er die Panik vor den Halbfinals besiegen konnte; er ist ein bisschen zu weit weg eingefangen, aber ich kenne ihn, ich kenne dieses Gesicht: er glaubt noch daran, an den Fluch. Los, Antônio, die ganze Familie Bezeiros ist bei dir.

„Und? Hat dieses Spiel angefangen? Waren schon die Hymnen?“, mischte sich seine Frau Rosa ein, stellte sich vor den Fernseher und ließ ihn hinter ihren üppigen Hüften untergehen.

„Mama!“ „Rosa!“, schrien die drei männlichen Bezeiros zusammen. „Pssst! Geh weg und lass uns hören!“

„PSSST! Wollt ihr wohl aufhören mit diesem Krach? Es ist schon viel, dass ich euch das Spiel hier im Saal anschauen lasse… Raimundo, nimm die Füße vom Tischchen, mit diesen Dreckstiefeln. Und du, Ivano, wenn du diese Flasche vor dem Anfang ganz austrinkst, dann erkennst du nicht mal mehr den Fernseher…“

„Senhor Inácio, der Senhor Almundes ist am Telefon, wegen der Partie, die…“

„Aber das Spiel fängt gleich an! Was zum Teufel will er?“

„Nein, nicht das Fußballspiel, es geht um die Partie Koks, die kommen soll, und…“

„Was denn, was denn! Sag ihm, ich bin beschäftigt, er soll wieder anrufen! Diese Leute, die nur an die Arbeit denken! Sie haben keinen Patriotismus, sie haben keine Poesie! Hör dir die Hymne an, sie rührt mich noch mehr, seit ich fern von meinem Brasilien bin… und dann dieser Junge, der Trainer, ich habe ihn entdeckt.“

„Wirklich, Senhor Inácio?“

„Aber natürlich. Ich habe ihn aufgezogen, er ist mein Geschöpf, ich habe ihm den Ball in die Hand gegeben, als er noch ein Junge war. Ich habe sofort gesehen, dass er eine Zukunft hatte, ich irre mich in diesen Dingen nicht, Inácio irrt sich mit der Hilfe der Madonna nie, nicht wahr, Jungs?“

„Mein Chef hatte recht, der Senhor Inácio hatte recht: er irrt sich nicht in Menschen“, brüstete sich Gustavo in der vollkommenen Gleichgültigkeit der Anwesenden, der zweiundvierzig Häftlinge, die die Erlaubnis hatten, den Spielen im Fernsehraum beizuwohnen, gräulich von Linoleum und Neonlicht, „er irrt sich nie. Schau mich an. Wenn dieser Stolperstein aus dem Weg ist, kehre ich an den Platz zurück, den ich verdiene, eine Frage von drei Jahren, mehr nicht. Und schau ihn an, den Antônio. Der Chef hat immer gesagt, dass dieser Junge begabt war, er war wie ein Sohn für ihn. Ich und er, wie Söhne. Wir sind praktisch Milchbrüder, ich und Antônio. Praktisch bin ich der Milchbruder der Fußballnationalmannschaft, stell dir vor.“

An seiner Seite gähnte Romualdo, Mehrfachmörder, der im Gefängnis gerade Botanik studierte, lautstark: „Halt die Klappe, es fängt an.“

„Jungs, kommt, es fängt gleich an!“ Marcos, Sebastião, Rui und ein Dutzend anderer Kinder drängten sich vor dem Schaufenster des Elektrogeschäfts in der Rua Madeira, wo mindestens fünf eingeschaltete Fernseher in allen Formaten das Feld des Mineirão zeigten.

„Schau, das ist Moacir!“ „Na klar ist er das, er ist als Torwart angezogen!“ „Er ist es, er ist es, er ist auch der Größte! Und das ist Jaci!“ „Autsch, und schubs nicht!“ „Ich muss vorne stehen! Ich bin der Kleinste, ich muss vorne stehen! Und außerdem hat Jaci meinen Namen aufs Trikot gesetzt, nicht euren.“ „Jaaa, wo denkst du hin, deinen Namen! Wer weiß, wer dieser Marcos ist, vielleicht ist es sein Vater.“ „Aber sein Vater ist ein Indio! Er wird Ykaiturjurxãnutky heißen oder einen von diesen Namen, die sie haben, ich sage dir, er hat Marcos aufs Trikot gesetzt, für mich! Er ist ein Freund von mir!“ „Ach geh, du lausiger Frosch, wer glaubst du, dass du bist!“

„Aber schaut euch diese Krauts an, was für ein großspuriges Getue, wer weiß, für wen sie sich halten.“

„Na, Rominho, stark sind sie, und wie. Dass sie dir dann auf den Sack gehen, ist keine Neuigkeit."

„Eine Neuigkeit wäre, wenn irgendwer ihm gefiele, Valério."

„Scheiß auf die Sympathien, das Problem ist, dass Cauê auf der Bank sitzt, schaut!"

„Ach verdammt. Das hat gerade noch gefehlt!"

„Nein, das hat gerade noch gefehlt. Dieser Tainì anstelle von Piata auch, keine Ahnung. Gott, wie gern wäre ich dort", Fabbri hatte die eingegipsten Beine, die ein einziges Zittern waren. Valério trommelte sich auf die Knie, Devil machte, ohne es zu merken, die Atemübungen, die er vor dem Betreten des Platzes zu machen gewohnt war, Carlos konnte die Füße nicht stillhalten. In dem weißen Zimmer der Klinik lag ein so starker Geruch von Adrenalin in der Luft, dass die Krankenschwester fast schwindlig geworden war.

„Ich weiß nicht, wie es euch geht, Jungs, aber mir ist, als wäre ich dort, ich rieche sogar das Gras…"

„Das ist Devils Deo. Aber auch mir ist, als würde ich gleich spielen, ich vibriere am ganzen Körper."

„Konzentrieren wir uns, vielleicht kommt auch unsere Energie bei ihnen an, verbunden und geschient, aber immerhin Energie. Los, Brasilien, los."

Marter war höchst konzentriert. Es war das allererste Mal, dass ihm gestattet wurde, den Saal der *Pousada* zu betreten, und er bemühte sich, äußerst wohlerzogen zu sein. Gambone hielt ihm für alle Fälle eine Hand auf dem Kopf und fächelte sich mit der Kapitänsmütze Luft zu.

„Es ist heiß, Gesita. Ich hätte mir einen Fernseher fürs Boot kaufen sollen. Einen von den flachen, wunderschön, ich kaufe mir morgen einen. Wenigstens schaue ich ihn mir dann im Kühlen an."

„Tja, nächstes Jahr bauen wir vielleicht die Klimaanlage ein, wir werden sehen. Aber ich bin verschwitzt vor Rührung, das ist es. Zu denken, dass ich die Erste war, die sie kennengelernt hat, und jetzt schaut ihnen die ganze Welt zu. Ich habe sie wieder angezogen, ich habe sie wieder angezogen."

Sie wischte sich die Augen: „Trinken wir eine *cervejinha*, los, sonst werde ich rührselig. Armandinho, wollen Sie auch eine?"

Armando nickte mit dem Kopf, ohne die Augen vom Bildschirm zu lösen. Auch ihm war heiß, aber er hatte nicht die geringste Absicht, die Krawatte abzunehmen, die er für diesen Anlass angelegt hatte, schwarz und mit einem kleinen Fettfleck, der auf seine Hochzeit fünf Jahrzehnte zuvor zurückging.

Der Schiedsrichter ging zum Mittelkreis. Pepè verstummte, mit einer purpurnen Paillette im rauen Bart des Kinns. Teresa nagte am Nagel des Ringfingers, Luiza bekreuzigte sich, Saverio drückte die Daumen. Italo hielt den Atem an, während Marcela sich auf die Lippe biss und sich wütend mit dem pseudojapanischen Fächer Luft zufächelte. Isabel zog sich das Laken bis ans Kinn und starrte über Roberts Schulter hinweg auf den Bildschirm, während er *Einigkeit und Recht und Freiheit* sang, und Eduardo blieb reglos, mit einem Speichelfaden der Neugeborenen, der ihm den Hals hinunterlief. Inácio wischte sich den Schweiß ab und zündete sich die Zigarre wieder an, die schon brannte, Gustavo rülpste, die Kinder verstummten, während Marcos sich den Zeigefinger in die Nase steck-

te. In dem überfüllten weißen Zimmer wurde es still, Gambone spuckte auf den Boden, Marter knurrte. Und der Schiedsrichter pfiff an.

5.16 Trommeln

Es war eine helle und klare Dämmerung, ein sehr großer Mond hatte sich gerade über den höchsten Ästen der Bäume gezeigt, als Kirimà zu erzählen begann. Er konnte sich in vielen Dingen irren, aber er wusste, wann der Stamm es nötig hatte, sich eine Geschichte erzählen zu lassen. Die Jungen, fast alle ihre jungen Männer, so weit weg, so unerreichbar, die wer weiß welchen Gefahren ausgesetzt waren an Orten, die sich niemand im Dorf auch nur vorstellen konnte: es gab keinen Erwachsenen, der nicht in Sorge um den Sohn oder den Enkel gewesen wäre, es gab kein Mädchen, das nicht an einen Verliebten oder an einen Bruder gedacht hätte, es gab keinen unter den wenigen zurückgebliebenen Jungen, der sich nicht in jedem Augenblick gefragt hätte, wo die Freunde, mit denen er aufgewachsen war, wohl seien und was sie täten. Das Nichtwissen wog, noch mehr als ihr Fehlen, auf allen Gemütern. Ja, das Dorf hatte es nötig, sich eine Geschichte erzählen zu lassen.

Kirimà schaute zum Himmel und zu den Bäumen, bemühte sich, sich jenen fernen Ort vorzustellen, und fragte sich, ob der Mond, den man von dort unten sah, derselbe sei. Dann begann er seine Erzählung.

„Weit, weit weg, wo der Fluss breit wird und noch breiter, gibt es ein großes Dorf mitten unter den Palmen, und in jenem Dorf gibt es eine große Lichtung, aber wirklich groß, erinnert ihr euch an die Lichtungen in Antônios Erzählungen?“

Ein zustimmendes Gemurmel durchlief den Stamm, natürlich erinnerten sie sich an Antônios Erzählungen.

„Also, diese ist noch größer, groß wie zehn unserer Lichtungen. Unsere Jungen sind am Rand jener Lichtung, gerade jetzt: sie sind in den Farben der Herausforderung bemalt und lauschen den Trommeln, die ganz laut schlagen, um sie anzufeuern zu laufen und zu siegen. Es sind Stämme aus allen Dörfern gekommen, um sie spielen zu sehen, aus allen Dörfern der Welt, und es sind zwanzig mal zwanzig mal zwanzig Menschen da, die alle darauf warten, dass das Spiel beginnt. Sie haben eine Menge Feuer entzündet, ringsherum, und die Lichtung ist erleuchtet, als wäre es Tag. Alle singen und tanzen und schlagen Steine und Stöcke: es ist ein großer Abend, es ist das wichtigste Spiel von allen, das gleich beginnen wird, und die Gegner haben Bemalungen rot wie Blut, sie sind viele und sehr böse.“

Die kleinsten Kinder drückten sich an die Eltern, all diese rot bemalten und so bösen Gegner beeindruckten sie ein wenig. Sie glaubten Kirimàs Beschreibung keineswegs, wo denkt man hin, dass es eine so große Lichtung gibt, noch dazu erleuchtet wie am Tag, wo denkt man hin, dass es so viele Menschen gibt, wie viele hat er gesagt, zwanzig mal zwanzig mal… so viele kann es auf der Welt nicht geben. Aber es ist eine schöne Geschichte, dachten sie und setzten sich, wie alle, bequemer hin, um besser zuzuhören.

Kirimà beschrieb jeden Einzelnen der Jungen, die Zeichnungen, die jeder auf dem Gesicht und auf dem Körper hatte, zählte den Schmuck auf und sprach von ihren konzentrierten Gesichtern, wie große Krieger. Während er mit zwei Stöckchen auf einen hohlen Stamm trommelte, um sich den Rhythmus zu geben, beschrieb er Antônios Federkopfschmuck, an Erhabenheit nur dem des großen Schamanen nachstehend, der das Spiel eröffnen würde. Er ließ sie die Rufe der Frösche im Fluss und der Affen auf den Bäumen hören, die die Lichtung umgaben, und erklärte, es klinge, als sängen sie im Rhythmus der Trommeln; er zeichnete mit dem Finger am Himmel die Bahnen von zehn mal zehn großen leuchtenden Vögeln, jenen, von denen Antônio so oft gesprochen hatte, und sagte, die leuchtenden Vögel seien in jenem großen Dorf so zahlreich wie Papageien und flögen zum Mond und zurück, wo sie ihre glänzenden Nester hätten.

Er schaute um sich, die Gesichter, über die sich die Schatten des Feuers bewegten, waren alle auf ihn gerichtet; er schaute die Kinder an, die mit offenem Mund dasaßen, und die, die an einem Finger lutschten, er sah die vom Widerschein der Flammen glänzenden Augen aller Erwachsenen, die den Atem anhielten und ihn anstarrten: nie, nie hatte er so viel Aufmerksamkeit gehabt. Es wird die schönste Geschichte von allen, beschloss er, ich werde die schönste Geschichte erzählen, die ich je erzählt habe.

„Alle singen den Gesang der Herausforderung, zwanzig mal zwanzig mal zwanzig Stimmen erheben sich und lassen die Erde erbeben, sie schütteln die Blätter an den Bäumen, während die Funken aller Feuer in den Himmel fliegen wie Schwärme verrückter Glühwürmchen. Da stößt der Schamane der gelben Männer den Schrei des Anfangs aus und wirft den Ball mitten auf die Lichtung. Yamandé ist es, der ihn als Erster trifft, sein Schuss ist ganz stark und vollzieht einen Bogen, vollkommen wie ein Regenbogen: die Gegner begreifen, wie mächtig unsere Jungen sind, und sind entsetzt."

Die Kinder stießen einander mit dem Ellbogen an, ganz zufrieden.

„Aber die roten Männer sind stark und sehr grausam, sie lassen unsere Jungen nicht laufen, sie kesseln sie von allen Seiten ein. Sie sind schnell und bösartig und hinterhältig wie Spinnen, kaum sind sie bei ihnen, treffen sie die Jungen mit Ellbogen und Tritten."

Ein empörtes Raunen erhob sich aus der Zuhörerschaft, ein kleines Mädchen murmelte „Maaaaiaaaa!", und verbarg das Gesicht zwischen den Knien der Mutter.

„Ein großer, kräftiger Mann, mit einer Rabenfeder hinter einem Ohr, trifft Jaci am Bein, und der fällt zu Boden."

Der Stamm murrte über die Kränkung, aber Kirimà hatte schon wieder zu sprechen begonnen: „Jaci ist sehr mutig und steht sofort wieder auf, aber die Gegner nutzen es, als sie die Unseren verwirrt sehen, sie schnellen vor wie Giftschlangen, und einer von ihnen stößt Itaúna von hinten an, bis er fast fällt, und schießt dann den Ball und schickt ihn gegen den heiligen Baum, zu hoch für Moacirs verzweifelten Sprung."

„Nein… Neiiin…" Eine einzige Stimme, die Niedergeschlagenheit aller.

„Die Unseren schauen einander an, sie würden gern reagieren, aber ein unsichtbarer Zauberer wirft einen überaus mächtigen Zauber auf sie, die Beine werden ihnen weich, es scheint, als sähen sie nicht mehr, wohin sie die Füße setzen, sie sind unsicher, benommen vom Zauberbann. Und da fängt ein anderer roter Mann an zu laufen, er überwindet Ubirajara und Piraí, die die Augen wie ins Leere verloren haben, er tritt den Ball, der mit Zauberflügeln Moacir überwindet und wieder den heiligen Baum trifft."

„NEIN!!!"

„Jaci humpelt, er weiß nicht, was zu tun ist, die anderen scheinen nicht mehr zu wissen, wohin sie gehen sollen, es scheint, als sähen ihre Augen den Ball nicht mehr, Yamandé und Moacir versuchen sich aufzuraffen, aber sie schaffen es nicht, sie sind alle dem Zauber verfallen."

Der Rhythmus von Kirimàs Stöckchen war schneller geworden, alle Augen waren aufgerissen, Itátakûara scharrte höchst aufgeregt, auf dem Stamm sitzend: was für ein Dummkopf ich gewesen bin, nicht einen einzigen Zauber habe ich ihnen beigebracht, bevor sie aufbrachen, wie kann man

nur, wie kann man Leute auf ein so gefährliches Abenteuer schicken, ohne dass sie auch nur eine einzige Magie kennen, wie kann man nur.

„Und zwei Männer mit Halsketten aus Pumazähnen umringen Ubiratan, sie treffen ihn hart am Knie, da fällt er, er schafft es nicht, wieder aufzustehen. Sie tragen ihn aus der Lichtung, er wird heute Abend nicht mehr spielen können. An seiner Stelle kommt Jerujeru herein, aber der Zauberbann liegt auch auf ihm, er stolpert über Beine, die nicht seine zu sein scheinen, er lässt einen kleinen roten Mann durch, sehr hässlich und böse, der im Nu schon vor den heiligen Bäumen ist, Moacir fest in die Augen schaut und ihn auf die falsche Seite springen lässt, während er tritt und NOCH EINEN PUNKT MACHT!“

„NEEEIN! NEEEEIIIN!!!“

Der Schrei des Stammes dröhnte so laut, dass die Tukane auf den Bäumen aus dem Schlaf geweckt mit einem großen Flügelschlagen davonflogen. Die Frauen bissen sich auf die Lippen, viele Kinder weinten. Ubiratans Mutter drückte sich an die Frau neben ihr, erschrocken über die Verletzung, aber fast erleichtert, dass ihr Sohn nicht mehr gezwungen war zu spielen, sich mit jenen unehrlichen Bestien zu messen.

„Unsere Jungen sind wie betäubt, sie wissen nicht zu reagieren, und die Zeit vergeht: wenn der Stern des Anakondenauges den Mond erreicht hat, wird das Spiel zu Ende sein, es fehlt nicht mehr viel. Und die roten Männer machen weitere Punkte, um sie alle zu zählen, braucht es eine ganze Hand und zwei Finger der anderen. Sie spüren den Sieg schon auf der Haut, sie lachen über uns und über unsere Ohnmacht, sie haben runde und gewalttätige Augen.“

Die Männer, äußerst nervös, streichelten die Messer, die sie an der Seite hatten, Itátakûara biss sich in die Knöchel, niemand wagte einen Laut von sich zu geben. Kirimà, ganz verschwitzt vor Anspannung, beschleunigte den Rhythmus der Hölzchen noch mehr, jetzt war es der Schlag eines wild gewordenen Herzens.

„Es scheint alles vorbei, die Gegner schreien und stürzen sich auf den Ball, sie wissen, dass sie noch viele Punkte werden machen können. Als auf einmal…“

Als auf einmal Yamandé sich den Ball holt und schreit: „YANIAHÌÌ TELÈÈÈH HOICÌIIII!!!“

Es ist ein mächtiger Schrei, er schafft es, sogar das Gemurmel der 80.000 Zuschauer des Mineirão zu durchbohren, die verstummen, um ihn besser zu hören. Und wieder Yamandé, der die Gefährten anschaut, um sicher zu sein, dass er verstanden worden ist: „Yaniahìì telèèèh hoicìiiii!“

In den Kabinen hatte kurz zuvor Schweigen geherrscht. Die Jungen schwiegen. Der Coach hatte keine Lust zu reden, er hatte diese ganze Pantomime satt und es kümmerte ihn nicht einmal mehr, den Schein zu wahren. Er hatte sich bei dem Gedanken ertappt, dass er es kaum erwarten konnte, dass es vorbei wäre, wie es auch ausginge. Aber Antônio schien – war – von Panik gelähmt. Er murmelte immerfort: das Halbfinale, von allem, was ich ihnen hätte weitergeben können, habe ich ihnen meine Angst vor den Halbfinals weitergegeben; und da sprach der Coach, und sei es nur, um ihn zum Schweigen zu bringen.

„Die Lage ist hart. Aber wir liegen drei zu null hinten, nicht sieben oder zehn. Drei Tore sind aufzuholen. Ich weiß, dass Antônio euch viele Fußballgeschichten erzählt hat, ich weiß nicht, ob er euch die von den Aufholjagden aus einem Null zu Drei erzählt hat. Wenige, aber es hat sie gegeben. Es hat sogar ein Weltmeisterschafts-Halbfinale gegeben, in dem ausgerechnet Deutschland vier zu drei verloren hat. Vier Tore hier und da verstreut zu machen oder sie alle hintereinander zu machen, ist

gar kein so großer Unterschied. Jetzt habt ihr Angst. Aber wenn ihr das erste Tor macht und dann das zweite… und merkt euch gut, nicht ‚falls': wenn. Wenn ihr das erste und das zweite Tor macht, werdet ihr immer noch hinten liegen, aber die Angst wird in ihre Augen übergegangen sein, nicht mehr in eure. Wie das geht? Das müsst ihr wissen. Je weiter wir in der Weltmeisterschaft gekommen sind, desto mehr habt ihr angefangen zu spielen wie die anderen. Auch durch meine Schuld. Aber ihr seid nicht die anderen. Ihr seid ihr. Hört auf, die anderen nachzuäffen, und spielt, wie ihr es könnt. Und werdet wieder eine Mannschaft, verdammt noch mal! Bis vor ein paar Tagen wart ihr die geschlossenste Mannschaft, die ich je gesehen habe, heute sieht es aus, als schafftet ihr es nicht einmal, einander in die Augen zu sehen. Nehmt euch zusammen, heiliger Himmel. Und hört auf, der Bank auf die Nerven zu gehen! Habt ihr verstanden?"

Für einen Augenblick hatte vollkommenes Schweigen geherrscht. Viele Blicke waren von einem Gesicht zum anderen gewandert. Dann hatte Gonçalves die Mundwinkel noch weiter nach unten gezogen, hatte sich kopfschüttelnd zu Antônio umgedreht und gesagt, ein wenig zu ihm, aber vor allem zu sich selbst: „Ach was. Natürlich haben sie nicht verstanden. Was für eine beschissene Lage."

Während Gonçalves sich setzte, hatte Thiago ihn aufgemuntert: „Schöne Rede, Coach."

„Ach, leck mich!", hatte jener ihm geantwortet. Antônio hatte ihm einen Blick zugeworfen, hatte genickt und dann seinerseits gesprochen.

„Was hast du ihnen gesagt?", hatte ihn der Coach gefragt.

„Ich habe übersetzt, was Sie ihnen gesagt haben."

„Nein, im Ernst."

„Im Ernst. Es war eine schöne Rede."

Der Coach hatte Antônio fragend angeschaut, hatte den Kopf geschüttelt und hatte Cauê angeschaut: „Bengel! Traust du dir zu reinzugehen?"

Dann war er aus den Kabinen gegangen und hatte sich zur Bank begeben, gefolgt von Antônio.

Während Cauê sich fertig machte, waren die Spieler in den Kabinen geblieben und hatten einige Sekunden lang getuschelt und waren dann wieder auf den Platz gegangen.

„YANIAHÌÌ TELÈÈÈH HOICÌIIII!!!"

„Was hat er gesagt?", fragt der Coach neugierig.

„Machen wir den Zug des Tapirs."

„Und was ist das?"

„Nie zuvor gehört", antwortet Antônio lächelnd.

Die zweite Halbzeit hat gerade erst begonnen, und Deutschland hat soeben ein Foul im Angriff begangen. Bevor Yamandé ausführt, ziehen neun Spieler Brasiliens gleichzeitig nach vorn und stellen sich entlang der Mittellinie auf. Ein neues Schema! murmeln die aufgeregten Zuschauer. Endlich! Ich wusste, dass sie so nicht aufgeben konnten! Das sagen auch die Skeptischsten, die, die noch eine Minute zuvor daran dachten wegzugehen, die, die anfingen, dem traditionellen Brasilien nach-

zutrauern. Die Deutschen hatten etwas erwartet, aber das wirft sie aus der Bahn. Die Abwehr so ungedeckt zu lassen ist Wahnsinn, vielleicht ist es irgendeine Taktik, aber es sieht eher aus wie der Zug der Verzweiflung. Im Zweifel wissen die rot-schwarzen Spieler nicht recht, was tun, sie beschränken sich darauf, jeden Gegner eng zu decken, und warten die Entwicklung der Lage ab.

„Wissen Sie, wie man einen Tapir jagt?“, fragt Antônio den Coach.

„Willst du mich verarschen?“

Yamandé schießt. Es ist ein langer und scharfer Schuss auf Jaci. Während Jaci springt, als wolle er ihn treffen, verfehlt er den Ball absichtlich, und dieser landet auf Cauês Fuß, genau auf der Mittellinie.

„Es gibt eine Liane, in der statt Wasser eine zähe und stinkende Substanz ist, der Geruch erinnert an Kokosnuss, aber ranziger.“

Cauê nimmt den Ball volley und kommt Alherman um einen Augenblick zuvor, von dem er einen harten Schlag bekommt. Er bleibt am Boden liegen, aber der Ball ist richtig auf Ubiratan gelenkt, der ihn direkt zu Jerujeru weiterleitet, der schon zum Tor losspurtet.

„Man muss diese Substanz nehmen und sie sich ordentlich auf den Hintern und vorn auf das Becken schmieren, man darf kein Loch und keine Ritze auslassen.“

Aber der Pass ist eine Spur zu kurz, Kuntz hat alles erahnt und fängt ihn ab. Der Ball gehört Deutschland und Brasilien ist so ungedeckt, wie es ungedeckter nicht geht.

„Denn das Problem mit dem Tapir ist, dass er nicht schwer zu jagen ist, aber voller Zecken, die eben Tapirzecken heißen.“

Die Gelegenheit zum Konter ist überaus verlockend, und wer würde sie nicht ergreifen? Der Ball fliegt von einem Fuß zum anderen der Spieler im roten Trikot, die rasch auf Brasiliens Tor zulaufen. Sie sind zu viert gegen Yamandé: ganz Brasilien läuft blitzschnell zu seiner Hilfe zurück, der Vorsprung der Deutschen ist gering, aber er kann genügen.

„Und diese Zecken, die schrecklich sind, haben sich darauf eingerichtet, an den Läufen oder an den Beinen hinaufzusteigen und sich ins Becken einzunisten, und das, weil der Tapir sich an den Rinden der Bäume scheuert, sich aber natürlich nicht genau an jener Stelle scheuert.“

Yamandé hält die Position gut, er zögert gerade so lange, dass Itaúnas Rückkehr bedrohlich wird und die Gegner unter Druck geraten: Bauer entscheidet sich, keine Zeit zu verlieren, und lässt wenige Schritte außerhalb des Strafraums einen wuchtigen Linken los. Es ist ein Augenblick, und dann hechtet Moacir. Die Richtung ist die richtige und die Gewandtheit die, die alle in diesen Wochen zu bewundern gelernt haben. Vielleicht kommt er dran.

Es ist eine Frage der Perspektive, denkt Antônio und fotografiert jenen Augenblick. Es kommt darauf an. Und dann landet der Ball irgendwann daneben, oder am Pfosten, oder im Netz, oder auf den Fingern des Torwarts, und dann kommt es nicht mehr darauf an.

Moacir harpuniert den Ball mit der rechten Hand. Er fällt. Kaum ist er wieder auf den Beinen, wirft er den Ball, ohne auch nur hinzuschauen, ab und legt ihn direkt auf Yamandés Füße.

„Das ist der Punkt beim Tapir: du siehst ihn, er sieht aus wie ein wehrloses Tier, von vornherein besiegt. Du würdest denken, ihn zu schlagen sei ein Kinderspiel, aber wenn du nicht auch auf die kleinsten Einzelheiten achtest, wird er es sein, der dich schlägt.“

Yamandé schlägt lang. An jener Stelle ist nur Cauê, der bis eine Sekunde zuvor noch am Boden lag, jetzt aber mit der Gewandtheit eines Jaguars wieder aufsteht und den Ball mit einer vollkommenen Annahme angelt. War es eine Finte? Ist er, von der goldenen Gelegenheit angetrieben, auferstanden? Man weiß es nicht, und in jenem Augenblick kümmert es niemanden. Cauê läuft blitzschnell auf das deutsche Tor zu, er ist vollkommen allein, vor ihm nur der Torwart. Das Mineirão brodelt vor erneuerter Hoffnung, als wären fünfhunderttausend Zuschauer da; sie schreien schon so sehr, dass man sich fragen möchte, was geschehen wird, wenn er treffen sollte.

Man erfährt es wenige Sekunden später: Krugenstein läuft verzweifelt heraus, aber Cauê setzt ihn mit einer Finte auf den Hosenboden und schiebt ins leere Tor ein.

Antônio ist glücklich, das Spiel ist wieder offen, der Fluch des Halbfinales ist gebrochen, aber vor allem hat sich sein Schicksal als Trainer erfüllt: der Zug des Tapirs hat funktioniert, und er ist unnütz geworden, wie er es immer gepredigt hatte.

Kirimà wischt sich die Stirn. Der Punkt ist gemacht, und weitere werden folgen: das ganze Dorf lacht jetzt, weint und singt. Eine schöne Geschichte geht gut aus, er weiß es.

Auch Antônio weiß es, während er beim Schlusspfiff lacht, im Getöse des jubelnden Stadions.

Wie dieses Buch übersetzt wurde

La mossa del tapiro ist 2014 auf Italienisch im Selbstverlag erschienen. Wir haben nie gedacht, dass daraus ein Verlagsphänomen werden könnte, aber wir haben immer an die Schönheit des Textes geglaubt und immer gehofft, diese Fabel so vielen Menschen wie möglich erzählen zu können. Wir haben nichts daran verdient, im Gegenteil: Wir haben draufgezahlt. Aber wir lieben dieses Buch, und es hat uns eine Freude gemacht, die keine Zahl je messen kann.

Die Übersetzungen wurden mit künstlicher Intelligenz angefertigt, immer am italienischen Original entlang: ein erster Entwurf mit Claude (Anthropic), eine kritische Durchsicht mit Kimi (Moonshot AI), eine abschließende Überarbeitung wieder mit Claude. Kein muttersprachlicher Übersetzer hat sie durchgesehen. Wenn Sie einen Fehler finden, schreiben Sie uns, auch wenn wir nicht sehen, warum Sie das tun sollten.

Wir wissen, dass KI spaltet, und wir tun nicht so, als wüssten wir es nicht. Wir sind dagegen, sie zu benutzen, um Inhalte am Fließband und ohne Sorgfalt zu produzieren, und nicht weit davon entfernt, überhaupt gegen ihren Einsatz zu sein. Vor allem sind wir gegen die Bewegung, die sie vorantreibt, Anthropic eingeschlossen: ein Korporatismus, der viel vom Faschismus hat, mit Folgen für den Planeten, die für uns alle tödlich sein können.

Das Werkzeug haben wir trotzdem benutzt, und das gehört gesagt.

Sind wir inkonsequent? Antônio würde wohl Ja sagen. Gonçalves würde uns sagen, wir sollen uns nicht so einen Kopf machen. Ubiratan würde uns sagen, wir sollen noch mehr Wasser verbrauchen, dann wäre dieser verdammte Wasserfall vielleicht leichter zu überwinden. Gambone hätte etwas dagegen, dass die digitale Ausgabe kostenlos ist. Teresa…

Kontakt

Wenn Sie mehr über einige hier und da im Text erwähnte Fakten und Bräuche erfahren möchten, besuchen Sie http://lamossadeltapiro.wordpress.com/

Sie finden uns auch auf:

Facebook : www.facebook.com/lamossadeltapiro

Twitter : twitter.com/MossaDelTapiro

Den Autoren schreiben: lamossadeltapiro@gmail.com

Von denselben Autoren

Ingegneri, però simpatici, Leonardo Poggi, Sonda Editore

Da bambino ero sovietico, Leonardo Poggi

Doppler, Miki Fossati, Blonk Editore

Finalmente è troppo tardi, Miki Fossati, Zona42